A 5242 F

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

29. JAHRGANG, JUNI 1993, HEFT 2

TORSTEN KUPFER UND BERND ROTHER: Der Weg zur Spaltung. Die Ursachen der Richtungskämpfe in der deutschen Sozialdemokratie 1890–1920 am Beispiel der Länder Anhalt und Braunschweig

INGRUN DRECHSLER: Die rote Stadt im roten Land. Die Magdeburger Sozialdemokratie unter besonderer Berücksichtigung ihrer Gründungsphase und Entwicklung vor dem Ersten Weltkrieg, als sozialdemokratische Hochburg im Spiegel ihrer Wahlergebnisse während der Weimarer Republik und ihrer erfolgreichen kommunalen Wohnungsbaupolitik

JONATHAN F. WAGNER: The Hard Lessons of a Political Life: The Career of Socialist Hans Dill (1887–1973)

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONS-VORHABEN • TAGUNGSBERICHTE
NEUE LITERATUR



Dieses Buch trägt dazu bei, eine Weichenstellung im Lebenslauf der ehemaligen DDR begreifbar und ein Stück eigener Identität der Menschen in der ehemaligen DDR für alle erfahrbar zu machen.

Herausgeber: Bruno Köbele,
Industriegewerkschaft
Bau-Steine-Erden,
384 Seiten mit über 300 Abbildungen,
in Leinen gebunden,
farbiger Schutzumschlag.
Zu beziehen über:
Büchergilde Gutenberg 42.- DM,
Bund-Verlag 48.- DM.

Sozialforschung in der DDR: Dokumentation unveröffentlichter Forschungsarbeiten. Bd. 1. Bearb. von Erika Schwefel und Ute Koch, Berlin 1992
(Carsten Tessmer) ..... S. 250

Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. 4: Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. Hrsg. von Christa Berg, München 1991
(Heidi Behrens-Cobet) ..... S. 251

The Communist International in Lenin's Time. Workers of the World and Oppressed Peoples Unite! Proceedings and Documents of the Second Congress, 1920. Hrsg. von John Riddell, 2 Bde, New York u.a. 1991
(Jürgen Tampke) ..... S. 252

Christian Tilitzki, Alltag in Ostpreußen 1940–1945. Die geheimen Lageberichte der Königsberger Justiz 1940–1945, Leer 1991
(Klaus Scheel) ..... S. 253

Unruhige Zeiten. Erlebnisberichte aus dem Landkreis Celle 1945–1949. Hrsg. von Rainer Schulze, München 1991
(Helga Woggon) ..... S. 254

Leo Löwenthal, Untergang der Dämonologien. Studien über Judentum, Antisemitismus und faschistischen Geist, Leipzig 1990
(Andreas Reinke) ..... S. 257

Klassiker des Sozialismus. 2 Bde. Bd. 1: Von Gracchus Babeuf bis Georgi Walentinowitsch Plechanow. Bd. 2: Von Jaurès bis Marcuse. Hrsg. von Walter Euchner, München 1991
(Theodor Bergmann) ..... S. 258

Die Rezeption der Marxschen Theorie in den Niederlanden. Hrsg. von Marcel van der Linden, Trier 1992
(Hubert van den Berg) ..... S. 259

Kritik und Utopie im Werk von Herbert Marcuse. Hrsg. vom Institut für Sozialforschung, Frankfurt a.M. 1992
(Frank-Peter Hansen) ..... S. 261

Dimitri Wolkogonow, Trotzki. Das Janusgesicht der Revolution, Düsseldorf u.a. 1992;
Ernest Mandel, Trotzki als Alternative, Berlin 1992
(Mario Keßler) ..... S. 262

Manfred Overesch, Hermann Brill in Thüringen 1895–1946. Ein Kämpfer gegen Hitler und Ulbricht, Bonn 1992
(Jan Foitzik) ..... S. 264

Streik. Realität und Mythos. Hrsg. von Agnete von Specht, Berlin 1992
(Andrew G. Bonnell) ..... S. 265

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

TORSTEN KUPFER UND BERND ROTHER: Der Weg zur Spaltung: Die Ursachen der Richtungskämpfe in der deutschen Sozialdemokratie 1890–1920 am Beispiel der Länder Anhalt und Braunschweig S.139

INGRUN DRECHSLER: Die rote Stadt im roten Land. Die Magdeburger Sozialdemokratie unter besonderer Berücksichtigung ihrer Gründungsphase und Entwicklung vor dem Ersten Weltkrieg, als sozialdemokratische Hochburg im Spiegel ihrer Wahlergebnisse während der Weimarer Republik und ihrer erfolgreichen kommunalen Wohnungsbaupolitik S.177

JONATHAN F. WAGNER: The Hard Lessons of a Political Life: The Career of Socialist Hans Dill (1887–1973) S.194

HASSO SPODE: Historische Alkoholforschung — Trends und Perspektiven. Zum zweiten Internationalen Kongreß über die Sozialgeschichte des Alkohols im Mai 1993 in Kananda S.208

WLADISLAW HEDELER: Wladimir Iljitsch Lenin — Theorie und Praxis in historischer Perspektive. Internationales wissenschaftliches Symposium in Zusammenarbeit mit der Bergischen Universität-Gesamthochschule Wuppertal vom 15. bis 18. März 1993 ..... S.214

REINHARD KRÄMER: Deutsch-Polnisches Historiker-Symposium zur Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung in den preußischen Ostprovinzen (1871–1933) in Mainz ..... S. 217

FRANK DINGEL: Herrschaft und Alltag. Forschungsprobleme der Sozialgeschichte 1933 bis 1945. Ein Tagungsbericht ..... S. 220

PETER HÜBNER: Die DDR als Geschichte. Ein Tagungsbericht ..... S. 223

SIEGFRIED WEICHLEIN: Der 17. Juni 1953 in der deutschen Geschichte. Ein Tagungsbericht ..... S. 229

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (95). Bearbeitet von Franz Jean Frohn S.236

NEUE LITERATUR
Friedrich Jäger und Jörn Rüsen, Geschichte des Historismus. Eine Einführung, München 1992 *(Ingo Haar)* S.245

Karin Schönwälder, Historiker und Politik. Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus, Frankfurt a.M. und New York 1992 *(Ingo Haar)* S.248

2/93
Juni

Thomas Öchsner, ,,Wenn gleich nicht ganz gelungen, Der Streik mit vollem Rechte. . .". Geschichte der Arbeitskämpfe in München von der Gewerbefreiheit (1868) bis zum Ende des Sozialistengesetzes (1890), Ingolstadt 1992
(Cornelia Kometz) ..... S. 266

Clemens Zimmermann, Von der Wohnungsfrage zur Wohnungspolitik. Die Reformbewegung in Deutschland 1845–1914, Göttingen 1991
(Dieter Hanauske) ..... S. 268

Brigitte Kerchner, Beruf und Geschlecht. Frauenberufsverbände in Deutschland 1848–1908, Göttingen 1992
(Anna Köbberling) ..... S. 270

,,Nichts ist so schön wie. . .". Geschichte und Geschichten aus Herne und Wanne-Eickel. Hrsg. von Frank Braßel u.a., Essen 1991
(Thomas Lindenberger) ..... S. 271

Peter Lösche und Franz Walter, Die SPD. Klassenpartei — Volkspartei — Quotenpartei. Zur Entwicklung der Sozialdemokratie von Weimar bis zur deutschen Vereinigung, Darmstadt 1992
(Andreas Wolf) ..... S. 271

Rose-Marie Huber-Koller, Gewerkschaften und Arbeitslose. Erfahrungen der Massenarbeitslosigkeit und Aspekte freigewerkschaftlicher Arbeitslosenpolitik in der Endphase der Weimarer Republik, 2 Bde, Pfaffenweiler 1992
(Karl Christian Führer) ..... S. 273

,,Deutsche Wirtschaft". Zwangsarbeit von KZ-Häftlingen für Industrie und Behörden. Hrsg. von der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur, Hamburg 1991
(Avraham Barkai) ..... S. 275

Arbeitertöchter und ihr sozialer Aufstieg. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und sozialer Mobilität. Hrsg. von Anne Schlüter, Weinheim 1992
(Anna Köbberling) ..... S. 275

Georg Fülberth, KPD und DKP 1945–1990. Zwei kommunistische Parteien in der vierten Periode kapitalistischer Entwicklung, Heilbronn 1990
(Uwe Klußmann) ..... S. 276

Margit Schulte Beerbühl, Vom Gesellenverein zur Gewerkschaft. Entwicklung, Struktur und Politik der Londoner Gesellenorganisationen 1550–1825, Göttingen 1991 *(Sidney Pollard)* ..... S. 278

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE ..... S. 279

PROJEKTFRAGEBOGEN ..... S. 281

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Frank Dingel, Politologe, Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Stiftung „Topographie des Terrors", Fritz-Reuter-Str. 11, D–10827 Berlin.

Ingrun Drechsler, Dr. phil., Mitarbeiterin der „Vorwärts"-Redaktion, Ollenhauerstr. 1, D–53113 Bonn.

Wladislaw Hedeler, Dr. phil., Philosophiehistoriker, Rolandstr. 50, D–13156 Berlin.

Peter Hübner, Dr. sc. phil., Historiker, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Forschungsschwerpunkt Zeithistorische Studien der Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben mbH, Am Kanal 4/4a, D–14467 Postdam.

Reinhard Krämer, Dr. phil., Wissenschaftlicher Angestellter am Fachbereich Geschichtswissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Welderweg 18, D–55099 Mainz.

Torsten Kupfer, Diplom-Historiker, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut zur Erforschung der Europäischen Arbeiterbewegung an der Ruhr-Universität Bochum, Universitätsstraße 150, D–44801 Bochum.

Bernd Rother, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Hannover im DFG-Projekt „Edition der Protokolle der ‚Union deutscher sozialistischer Organisationen in Großbritannien', 1941–1945", Jasperallee 67, D–38102 Braunschweig.

Hasso Spode, Dr. phil., Historiker und Soziologe, Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Historischen Kommission zu Berlin, Geisbergstr. 12, D–10777 Berlin.

Jonathan F. Wagner, Ph. D., Professor für Geschichte, Minot State University, Division of Social Sciences, College of Arts and Sciences, 500 University Avenue West, Minot, North Dakota 58702, USA.

Siegfried Weichlein, Dr. phil., Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6, D–10099 Berlin.

Sozialistische Kultur- und Freizeitorganisationen in der Weimarer Republik

Reihe: Solidargemeinschaft und Milieu
in vier Bänden

Band 1 1990, 212 S., Hardcover, DM 66,–



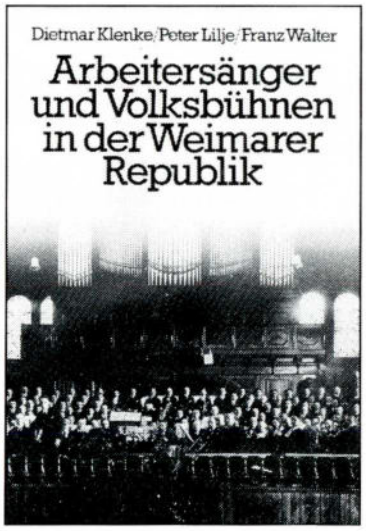
Die von dem Göttinger Politikwissenschaftler Peter Lösche herausgegebene Reihe erforscht das Or-

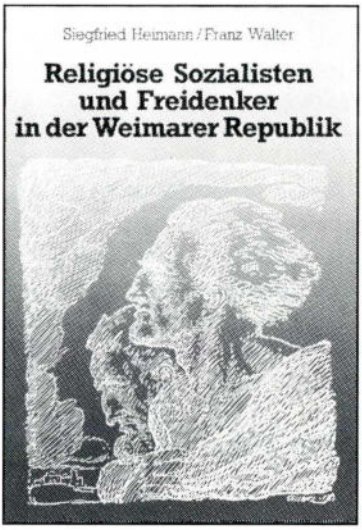


ganisationsgeflecht sozialistischer Kultur- und Freizeitorganisationen in der Weimarer Republik.

Band 2 1991, 432 S., Hardcover, DM 128,–

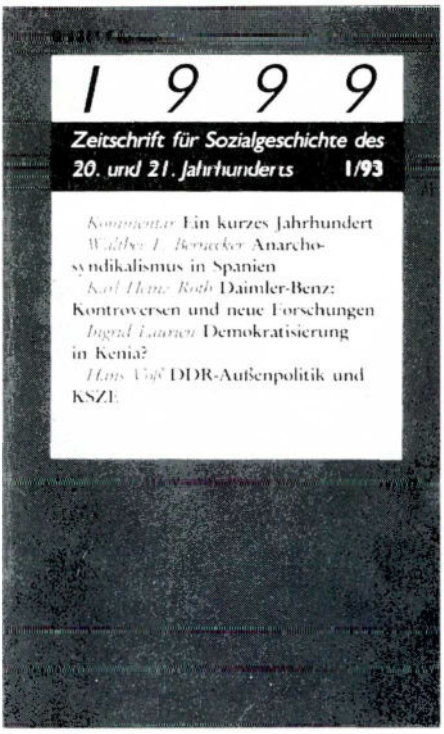
Band 3 1992, 348 S., Hardcover, DM 98,–





Band 4 1993, 392 S., Hardcover, DM 98,–

Verlag J.H.W. Dietz Nachf., In der Raste 2, 5300 Bonn 1



Die Zeitschrift erscheint seit Herbst 1986 vierteljährlich, hat einen durchschnittlichen Umfang von 160 Seiten und bringt Forschungsergebnisse, Kommentare, Dokumente, Diskussionen und Rezensionen zur Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts.

Seit ihrer Gründung hat die **1999** ihr Themenspektrum über den Bereich nationalsozialistischer Sozial- und Wirtschaftspolitik hinaus erweitert. Sie setzt sich inzwischen mit den vielfältigen Strömungen der Arbeiter- und Sozialgeschichte auseinander und versucht, ihnen neue Impulse zu geben. Mit der Veröffentlichung unbekannter Dokumente und kritischer Zeitgespräche stellt sie sich aber auch in die Tradition der Gegeninformation und ist für Außenseiter und Basishistoriker ebenso offen, wie für Repräsentanten des Fachs. Ein Netz von Auslandskorrespondenten sorgt dafür, daß Provinzialität nicht aufkommt und wichtige Lernprozesse der historiographischen Community auch entlegenerer Sprachen zur Kenntnis genommen werden.

»Eine Sozialgeschichte der Zukunft« (Die Tageszeitung)
»Eine wichtige, interessante und auch spannende Lektüre – ein gelungener Wurf« (NDR)
»Ein nützliches Hilfsmittel für all jene, die ihre Augen angesichts der für die heutige Gesellschaft relevanten historischen Realitäten nicht verschließen wollen« (Psyche)

Abonnieren Sie bei inter abo
Betreuungs GmbH, Wendenstr. 25
20097 Hamburg

Einzelheft im Buchhandel 18,- DM
Jahresabonnement (4 Ausgaben) 60,- DM



JANUS
Verlagsgesellschaft
Simon-Meister-Str. 42
5000 Köln 60
Tel.: 02 21 / 72 34 32
Fax: 02 21 / 73 78 84

IWK Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

ÄLTERE IWK-HEFTE BILLIGER

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich H. 4/1987 beträgt der Preis pro Heft jetzt DM 5,- bzw. DM 20,- pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Folgende Hefte sind noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967); H. 7 (Dez. 1968); H. 8 (Juni 1969); H. 14 (Dez. 1971);
H. 15 (Apr. 1972); H. 16 (Aug. 1972); H. 17 (Dez. 1972); H. 18 (Apr. 1973);
H. 19/20 (Dez. 1973);
Jg. 10 (1974) — Jg. 13 (1977) komplett H. 1.—4;
Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4;
Jg. 15 (1979), H. 1, 3 und 4; Jg. 16 (1980); — Jg. 23 (1987) komplett H.1—4.

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Historische Kommission zu Berlin
IWK-Redaktion
Kirchweg 33
D-14129 Berlin

Telefon: 030/816 001 41 **Telefax: 030/816 001 34**

ISSN 0046-8428

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE KORRESPONDENZ ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG (Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes: Historische Kommission zu Berlin e.V.,
Kirchweg 33, D-14129 Berlin.

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Dirk H. Müller.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet.

**Anschrift der Redaktion: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion,
Kirchweg 33, D-14129 Berlin, Tel.: 0 30 / 816 001 41 (Direktwahl) 816 001-0 (Zentrale)
Telefax: 0 30 / 81 60 01 34**

Vertrieb: FSP GmbH, Schönhauser Allee 64, D-10437 Berlin.

Die IWK wird regelmäßig im ,,Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstr. 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Historische Kommission alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe, sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise ab 1.1.1988: Einzelheft DM 20,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,—, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement DM 67,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,—, jeweils zuzüglich DM 5,— für Versandkosten. Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung auf das Postgirokonto Historische Kommission — Sonderkonto L, Nr. 21 55 15-105, beim Postgiroamt Berlin. Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahres (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14-19/20, und Jg. 10 (1974) — Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4 und Jg. 15 (1979), H. 1, 3 und 4, Jg. 16 (1980)ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1987 beträgt DM 5,— pro Heft bzw. DM 20,— pro Jahrgang zuzügl. Versandkosten.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 5 vom 1.5.1990.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung, Berlin.

Gesamtherstellung: Druckerei Band, Reuchlinstr. 10-11, Gewerbehof, D- 10553 Berlin.

DER WEG ZUR SPALTUNG: DIE URSACHEN DER RICHTUNGSKÄMPFE IN DER DEUTSCHEN SOZIALDEMOKRATIE 1890–1920 AM BEISPIEL DER LÄNDER ANHALT UND BRAUNSCHWEIG

Von Torsten Kupfer und Bernd Rother

1. Einleitung

Fragestellung

Die beiden deutschen Kleinstaaten Anhalt und Braunschweig verband im Kaiserreich und in der Weimarer Republik vieles, wovon die kurze gemeinsame Grenze im Ostharz am geringsten ins Gewicht fiel. In ihrer Größe ähnlich, staatsrechtlich beide erst Herzogtum, dann Freistaat, versehen mit fruchtbaren Böden, zügig industrialisiert, brachten sie ihre Gemeinsamkeiten selber dadurch zum Ausdruck, daß sie sich in Berlin durch einen gemeinsamen Gesandten vertreten ließen.

Entsprechend ihrem hohen Industrialisierungsgrad entwickelten sich beide Länder im Kaiserreich zu Hochburgen der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. 1912 entsandten zwei der drei braunschweigischen und beide anhaltischen Wahlkreise Sozialdemokraten in den Reichstag. Diese starke Stellung der Sozialdemokratie setzte sich auch nach dem Ersten Weltkrieg fort. Bei der Wahl zur Nationalversammlung 1919 erhielt in Braunschweig die Sozialdemokratie[1] 58,1 % der gültigen Stimmen, in Anhalt 59,5 %. Aber: Während in Anhalt auf die USPD ganze 1,9 % entfielen, erreichte sie in Braunschweig 28,3 %. Noch krasser waren die Unterschiede bei den Partei*mitgliedern*. In Braunschweig ging 1917 die Parteiorganisation fast geschlossen zur USPD; in Anhalt blieb die SPD in diesem Jahr von Abspaltungen verschont.[2] Braunschweig und Anhalt erscheinen schon nach ersten Überblicksinformationen geradezu als idealtypische Beispiele einer radikalen bzw. einer gemäßigten Sozialdemokratie.

Hier setzt nun unsere Untersuchung an: Wie lassen sich die eklatanten Unterschiede in der politischen Ausrichtung der Sozialdemokratie in beiden Ländern erklären? Vorher wollen wir aber deutlich machen, was wir unter ,,radikal" bzw. ,,gemäßigt" verstehen. Wir haben uns dafür auf eine pragmatische Definition verständigt, die der Selbsteinschätzung der Betroffenen folgt. Die Zugehörigkeit zur USPD wurde als Indiz für radikale Positionen gewertet,[3] die Zugehörigkeit zur SPD als Ausdruck gemäßigter Positionen. Für die Vorkriegszeit haben wir uns an den zentralen Streitpunkten auf den Parteitagen orientiert: der Haltung zum Massenstreik, zum Revisionismus und zur Budgetbewilligung, aber auch zur Arbeitsruhe am 1. Mai und zu Wahlbündnissen mit bürgerlichen Kräften. Beide Komplexe — Organisationszugehörigkeit und Haltung im Richtungsstreit — haben wir nicht im Sinne eines ,,Entweder-Oder" analysiert, sondern eine fiktive Skala mit den Polen ,,gemäßigt — radikal" gebildet und dort die jeweiligen Ergebnisse eingetragen.

Der Begriff ,,radikal" entspricht der Vorkriegsdebatte in der deutschen Sozialdemokratie und wird von uns auch im damaligen Sinne gebraucht. Befürwortung von Massenstreiks, Ablehnung des Revisionismus und von Budgetbewilligungen, Eintreten für Arbeitsruhe am 1. Mai

1 Unter Sozialdemokratie verstehen wir USPD und SPD.

2 Bernd Rother, Die Sozialdemokratie im Land Braunschweig 1918 bis 1933 (= Veröffentlichungen des Instituts für Sozialgeschichte Braunschweig-Bonn), Bonn 1990, S.23f.; Volksblatt für Anhalt (künftig: VfA), vom 18.5.1917.

3 Wir wissen natürlich, daß die USPD von Luxemburg bis Bernstein ein breites politisches Spektrum umfaßte. Die Mehrheit der USPD aber stand in allen Fragen links von der SPD.

und Ablehnung von Wahlbündnissen mit bürgerlichen Kräften verstehen wir als radikale Positionen. Natürlich gab es in der Realität Erscheinungen, die eine solche Definition aufweichten. Einige Revisionisten plädierten für Massenstreiks, die Zentristen verurteilten wortgewaltig den Revisionismus. Hier hilft die fiktive Skalierung weiter. Je häufiger eine Parteiorganisation in Einzelfragen auf dem Pol ,,radikal" zu finden ist, desto eindeutiger kann sie insgesamt als radikal bezeichnet werden.

Der Begriff ,,gemäßigt" entstammt nicht dem damaligen sozialdemokratischen Sprachgebrauch. Wir haben ihn gewählt, um Abgrenzungsproblemen zwischen den Begriffen ,,revisionistisch" und ,,reformistisch" zu entgehen. In den Untergliederungen der deutschen Vorkriegssozialdemokratie lassen sich selten ein eher theoretisch fundierter Revisionismus und ein meist aus den Gewerkschaften kommender praxisorientierter Reformismus unterscheiden.

Forschungsstand

Die wachsende Zahl regionalbezogener Studien zur Geschichte der Arbeiterbewegung hat bisher leider nur in ganz wenigen Fällen zu regionalen *Vergleichen* geführt. Dieser Mangel hat zur Folge, daß weitgehende Unklarheit über die maßgeblichen Gründe für die unterschiedliche Entwicklung der regionalen Arbeiterbewegungen herrscht. Adelheid von Saldern hat in bezug auf Radikalismus und Reformismus in der Arbeiterbewegung gezeigt, daß die im Einzelfall durchaus überzeugende Erklärung radikaler und reformistischer Ausrichtung der örtlichen Parteiorganisation bei Übertragung auf andere Fälle scheitert.[4] Das bedeutet nicht, daß die jeweiligen Einzelfalluntersuchungen in die Irre gingen; aber: Es gibt zu wenig übergreifende Untersuchungen, die uns ein Verständnis für die Reichweite der Einzelfallerklärungen geben könnten.

In der neueren Forschung zu den Ursachen von Vorkriegsreformismus und -radikalismus in der deutschen Sozialdemokratie wird besonderes Gewicht auf die politischen Rahmenbedingungen gelegt. Im europäischen Vergleich war die staatliche und gesellschaftliche Diskriminierung der Arbeiterbewegung in Deutschland besonders ausgeprägt, intransigente Positionen gegenüber Staat und Bürgertum waren daher besonders stark. Innerhalb Deutschlands gab es noch einmal Varianten dieses Grundmusters, die für die regionale Stärke von Radikalen und Gemäßigten entscheidend wurden. Die beiden dabei am häufigsten genannten politischen Rahmenbedingungen betreffen das Wahlrecht und die parteipolitische Konstellation im Bürgertum. Eher demokratisches Wahlrecht und starke linksliberale Kräfte begünstigten demnach den Reformismus/Revisionismus in der Arbeiterbewegung, extrem undemokratisches Wahlrecht und weitgehendes Fehlen von linksliberalen Kräften den Radikalismus.[5] Diese Erkenntnisse stimmen überein mit den Thesen von Seymour Martin Lipset, die er im Vergleich der Arbeiterbewegungen Europas und Nordamerikas vor dem Ersten Weltkrieg erarbeitete.[6] Je demokratischer das politische und ökonomische System war, desto gemäßigter war die Arbeiterbewegung.

4 Adelheid von Saldern, Arbeiterradikalismus — Arbeiterreformismus. Zum politischen Profil der sozialdemokratischen Parteibasis im Deutschen Kaiserreich. Methodisch-inhaltliche Bemerkungen zu Vergleichsstudien, in: IWK, Jg.20 (1984), H.4, S.483–498.

5 Siehe die Zusammenfassung der Diskussionen durch Gerhard A. Ritter, Die Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich in sozialgeschichtlicher Perspektive, in: HZ, Bd.249 (1989), S.295–362, hier: S.310f.; vgl. auch Gerhard A. Ritter, Die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich. Die sozialdemokratische Partei und die freien Gewerkschaften 1890–1900, Berlin 1959, S.210.

6 Seymour Martin Lipset, Radicalism or Reformism. The Sources of Working-Class Politics, in: The American Political Science Review, vol. 77 (1983), No.1, S.1–18.

Robert F. Wheeler hingegen betont in der Auseinandersetzung mit den Ursachen für die Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung ab 1916/17 — unter Ausblendung regionaler Differenzierungen — sozialstrukturelle Ursachen. Ihm zufolge war die Disposition zu radikalen Positionen bei männlichen, jüngeren Arbeitern in Großbetrieben, bei Arbeitern in neu entstandenen Industrien, bei Facharbeitern, die sich in ihrer traditionellen Position bedroht fühlten, und bei Arbeitern, die in Ballungszentren des Proletariats wohnten, besonders hoch.[7] Welche Erkenntnisse bringen nun die wenigen empirischen Vergleiche regionaler deutscher Arbeiterbewegungen für unsere Fragestellung? Erhard Lucas stellt mit Hamborn und Remscheid nicht radikales und gemäßigtes Verhalten gegeneinander, sondern zwei Varianten von Radikalismus. Er sieht in sozialstrukturellen, lebensgeschichtlichen und sozialpsychologischen Momenten die Ursachen für die unterschiedliche Entwicklung. In Hamborn konstatiert er eine rasante Industrialisierung ab 1890 durch den Aufbau einer Montanindustrie ,,auf der grünen Wiese", während Remscheid auf eine jahrhundertelange Gewerbetradition zurückblicken kann.[8] Entscheidend ist für ihn der Kontrast zwischen kontinuierlicher Lebenserfahrung und -perspektive in Remscheid und diskontinuierlicher Erfahrung und Perspektive in Hamborn.[9] Hinzu kommen ,,traditional-patriarchalische Sozialbeziehungen" in Remscheid versus ,,kapitalbestimmt[er] und entfremdete[r] Autorität" in Hamborn.[10] Beide Unterschiede führten zu einem völlig divergierenden Organisationsverhalten. Während in Remscheid Sozialdemokratie und Gewerkschaften schon früh über feste und große Organisationen verfügten, entzogen sich die Hamborner Arbeiter weitgehend allen Organisierungsversuchen.

Friedhelm Boll zielte in seiner Studie über die industriestrukturell weitgehend ähnlichen Städte Braunschweig und Hannover nicht auf eine Erklärung der Ursachen von Reformismus und Radikalismus in den lokalen Arbeiterbewegungen; ,,dazu hätte die Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert stärker einbezogen werden müssen". Sein Interesse galt vielmehr der unterschiedlichen Entwicklung der Massenbewegungen in Hannover und Braunschweig während des Krieges und der Revolutionszeit. Dennoch hat er auch für die Ursachen von Radikalismus und Reformismus gewichtige Ergebnisse erzielt. Für die Vorkriegsentwicklung, in der in Braunschweig die Radikalen, in Hannover die Gemäßigten sich durchsetzten, nennt Boll als Hauptgrund in Braunschweig den scharfen Kontrast zwischen den ökonomisch-sozialen Erfolgen der Gewerkschaften und der andauernden politischen Diskriminierung der Arbeiterbewegung. Als Ursachen für die reformistische Grundhaltung der Hannoverschen Arbeiterbewegung vor 1914 sieht Boll den Kontrast zwischen vielen Mißerfolgen in Arbeitskämpfen

7 Robert F. Wheeler, Zur sozialen Struktur der Arbeiterbewegung am Anfang der Weimarer Republik. Einige methodologische Bemerkungen, in: Industrielles System und politische Entwicklung in der Weimarer Republik, Hrsg. von Hans Mommsen, Dietmar Petzina und Bernd Weisbrod, Düsseldorf 1974, S.179–189, hier: S.181–188. Wheeler verwendet das Gegensatzpaar radikal/konservativ zur Kennzeichnung der unterschiedlichen Strömungen in der Arbeiterschaft. Wheelers Begriff des Großbetriebes entspricht dem des Riesenbetriebes in der Reichsstatistik für 1925.

8 Erhard Lucas, Zum Entstehungsprozeß und zum Ansatz der Untersuchung ,,Zwei Formen von Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung", in: Erhard Lucas, James Wickham und Karl-Heinz Roth, Arbeiterradikalismus und die ,,andere" Arbeiterbewegung. Zur Diskussion der Massenarbeiterthese, Bochum 1977, S.61–75, hier: S.63f.

9 Erhard Lucas, Arbeiterradikalismus. Zwei Formen von Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung, Frankfurt a.M. 1976, S.250–256, und S.280.

10 A.a.O., S.280.

und erfolgreichen Wahlkämpfen sowie die Existenz einer weitgehend geschlossenen, reformistischen Führungsgruppe. Diese unterschiedliche Ausrichtung in Braunschweig und Hannover wurde im Ersten Weltkrieg nicht aufgebrochen, weil alle wesentlichen Kommunikationsbereiche der Arbeiterschaft auch im Krieg von radikalen (Braunschweig) bzw. gemäßigten Kräften (Hannover) dominiert waren. Als diese Kommunikationsbereiche nennt Boll: Betriebe, Straßen und Plätze, Organisationen, Presse.[11] Methodisch besteht in der Einführung dieser Kommunikationsbereiche in die Untersuchung Bolls wichtigster Beitrag zur Erforschung des politischen Verhaltens lokaler bzw. regionaler Arbeiterbewegungen.
Bo Stråth[12] stellt die Beziehungen zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum in den Mittelpunkt seines Vergleichs zwischen den Werftstädten Malmö und Kiel, Bremen und Göteborg. Er begründet dies damit, daß die Arbeiterbewegung „als Protestbewegung, als ein Kontrapunkt geboren" sei.[13] Deswegen könne man die Arbeiterbewegung nicht verstehen, wenn man nur ihre Interna analysiere. Das Fazit seiner Untersuchungen zu den Ursachen radikaler und gemäßigter Positionen in der Arbeiterbewegung lautet: „Ein [gegenüber der Arbeiterbewegung] wohlwollendes oder wenigstens passives Bürgertum gab — wie in Göteborg — seinen Beitrag zur Spaltung der Bremer Arbeiterschaft, während ein alles andere als wohlwollendes Bürgertum in Kiel seinen Beitrag zur Einigung der Arbeiterschaft lieferte."[14]

Zur Methodik

Wir meinen, daß es für die Bestimmung der Ursachen radikalen bzw. gemäßigten Verhaltens nicht ausreicht, sozioökonomische Faktoren zu analysieren. Diese Querschnittsanalyse muß verbunden werden mit der Analyse des Prozesses, der zur Formulierung und Dominanz radikaler bzw. gemäßigter Positionen führte. Für uns stellt sich dieser Prozeß als *Lernprozeß* dar, in dem es darum ging, die erfolgversprechendste politische Strategie für die Sozialdemokratie zu finden. Stets fragen wir: Was konnte radikale, was gemäßigte Positionen befördern?
Ähnlich wie Boll unterscheiden wir für diesen Lernprozeß drei Bereiche: Betrieb, Politik, Alltag. Den Bereich der Politik wollen wir etwas anders differenzieren, als dies Boll tat, der hier sozialdemokratische Presse und sozialdemokratische Organisationen gesondert behandelte. Wir meinen, daß die Beziehungen zwischen Sozialdemokratie einerseits, Staat und Bürgertum andererseits eigenständiges Gewicht hatten. Im betrieblichen Teil entspricht dem eine besondere Betrachtung der Arbeitgeberseite. Diese Ergänzung halten wir für unabdingbar, weil die Politik der Arbeiterbewegung nur zu verstehen ist, wenn man neben der internen Entwicklung die von außen auf sie einwirkenden Faktoren analysiert.
Der Analyse des betrieblichen Bereichs vorgeschaltet ist eine Analyse der sozioökonomischen Faktoren. Zu den zu analysierenden sozialökonomischen Faktoren gehören: Bedeutung der Industrie für die Erwerbstätigkeit, Branchenstruktur der Industrie, Hausgewerbeanteil, Betriebsgrößengliederung der Industrie, Qualifikationsniveaus, Geschlecht, Altersstufung, Familienstand, Nationalität, Konfession, Nebentätigkeit der Industriearbeiter und die Veränderung dieser Faktoren im Untersuchungszeitraum. Der betriebliche Teil des Lernprozesses

11 Friedhelm Boll, Massenbewegungen in Niedersachsen 1906–1920. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung zu den unterschiedlichen Entwicklungstypen Braunschweig und Hannover, Bonn 1981, Zitat: S.313.
12 Bo Stråth, Die Arbeiterbewegung in Kiel und Bremen. Bedingungen für das Entstehen verschiedener politischer Traditionen, in: Arbeiter und Arbeiterbewegung in Schleswig-Holstein im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Rainer Paetau und Holger Rüdel, Neumünster 1987, S.279–310.
13 A.a.O., S.306.
14 A.a.O., S.305.

betrifft insbesondere die Arbeitskämpfe (Häufigkeit, Erfolgsquote, Verbreitung von Tarifverträgen), damit also auch die Struktur und das Verhalten der Arbeitgeberseite (organisiert oder fragmentiert, integrativ, konfrontativ, paternalistisch?). Dies leitet über zur Verankerung der Gewerkschaften: Wie ist der Organisationsgrad, wie stark sind nichtsozialdemokratische und gelbe Verbände? Gibt es nach Branchen unterschiedliche Organisationsquoten? Verläuft der Mitgliederzuwachs der Gewerkschaften parallel zum Anstieg der Industriearbeiterzahl oder hinken sie anfangs hinterher, um später aufzuholen?

Nicht alle hier genannten Faktoren konnten wir untersuchen; teils fehlten dazu Quellen, teils mangelte es an der dafür notwendigen Zeit. Dennoch haben wir im Hinblick auf weitere Studien nicht darauf verzichten wollen, das von uns für sinnvoll erachtete Untersuchungsinstrumentarium zu benennen.

Für den Bereich Politik sind zentrale Fragen: Wie ist das Wahlrecht, wie die politische Repression gegen die Sozialdemokratie? Gibt es im Bürgertum Kräfte, die zu einer Kooperation mit der Sozialdemokratie bereit sind? Wie stark sind diese Kräfte, aus welchen sozialen Gruppen kommen sie? Gibt es in der SPD aus der Zeit vor 1890 eine prägende Parteitradition? Ist die SPD nach 1890 auf (Groß-)Städte konzentriert? Welche Teile der Arbeiterschaft schließen sich ihr an? Unterscheidet sich diese Struktur von der der Gewerkschaften? Welche Mittel bevorzugt die SPD im politischen Kampf (Petitionen, Kundgebungen, Straßendemonstrationen, Massenstreik)? Ist die SPD zu Bündnissen mit Bürgerlichen bereit? Kennt das innerparteiliche Leben viele oder wenige Konflikte? Tritt innerparteiliche Opposition kontinuierlich und organisiert oder sporadisch auf? Gibt es in der Führungsspitze häufig oder selten personellen Wechsel? Welche Rolle spielen Intellektuelle in der Partei? Welche Haltung nimmt die Parteipresse in den innerparteilichen Kontroversen ein, wie verbreitet ist sie? Wie wird die Haltung von Parteipresse und -organisation zu kontroversen Fragen begründet? Tauchen in den Begründungen Argumente auf, die sich auf vor Ort gemachte Erfahrungen beziehen oder werden reichsweite Begründungszusammenhänge angeführt? Wie verändern sich all diese Faktoren im Untersuchungszeitraum?

Der dritte Bereich, der der Alltagserfahrungen, zerfällt im Kontext unserer Fragestellung in zwei Teile. Zum einen geht es um den Alltag der gesamten Arbeiterschaft, konkret um Wohnsituation, Verhältnis von Löhnen zu Preisen, auch um gesellschaftliche Diskriminierung der Arbeiterschaft (z.B. in bürgerlichen Vereinen oder beim Besuch weiterführender Schulen). Von 1914 bis 1923 wären die Probleme der Lebensmittelversorgung, des Schlangestehens, der Teuerungsunruhen zusätzlich zu untersuchen und zu all diesen Bereichen jeweils zu fragen, ob sich die Situation in Anhalt von der in Braunschweig unterschied, welche Faktoren radikalisierend, welche mäßigend wirkten. Der zweite Teil dieses Bereichs betrifft den der SPD angehörenden oder zumindest nahestehenden Teil der Arbeiterschaft: Es geht um die sogenannten „Vorfeld"-Organisationen. Zahlreiche Forschungen, zuletzt die von Franz Walter[15] haben gezeigt, welch entscheidenden Beitrag diese Organisationen zur Stabilisierung eines sozialdemokratischen „Milieus" leisteten. Leider haben wir diesen Bereich nicht näher untersuchen können. Geschlossene Quellenbestände, die vorrangig den „Alltag" dokumentieren, fehlen insbesondere für Anhalt. Hinzu kommt, daß bis 1918 rechtliche und gesellschaftliche Barrieren die Entfaltung der „Vorfeld"-Organisationen behinderten.

15 Franz Walter, Sachsen — ein Stammland der Sozialdemokratie?, in: PVS, Jg.32 (1991), H.2, S.207–231.

Neben der Bestimmung der Lernbereiche ist es notwendig, die Lernorte abzugrenzen. Wenn wir davon ausgehen, daß nach 1871 in Deutschland nicht nur staatsrechtlich, sondern auch wirtschaftlich, sozial und politisch der Nationalstaat der dominierende Bezugsrahmen war, dann müssen wir uns auch der Beschränktheit einer Analyse politischer Lernprozesse auf regionaler Ebene bewußt sein. Natürlich kann man sehr schnell Unterschiede zwischen Anhalt und Braunschweig feststellen; insofern lohnt dennoch der regionale Vergleich. Wie sehr reichsweite Erfahrungen aber wirkten, zeigt die Tatsache, daß in Anhalt *und* Braunschweig, trotz aller Unterschiede, die organisatorische Verselbständigung auch der politischen Arbeiterbewegung, ihre Trennung vom liberalen Bürgertum, für unseren Untersuchungszeitraum eine Selbstverständlichkeit war, während in England noch darum gerungen wurde.

Die Abgrenzung regionaler von nationalen Einflüssen auf den Lernprozeß ist ein Problem. Eine andere Schwierigkeit rührt daher, daß die aus dynastischen Verwicklungen entstandenen politischen Grenzen oft nicht der Abgrenzung von Wirtschaftsräumen folgten. Wirtschaftsräume waren aber auch Lebensräume, in denen die Grenzen der Bundesstaaten, insbesondere in der betrieblich-gewerkschaftlichen Erfahrung, nur eine untergeordnete Bedeutung hatten. Günter Narweleits Studie zeigt deutlich, daß die Grenzen der Wirtschaftsräume meist nicht den politischen Grenzen folgten.[16] Dennoch meinen wir, für unser Thema den politischen Grenzen folgen zu können. Für Untersuchungen über parteipolitische Themen halten wir die Ländergrenzen für die sinnvollere Abgrenzung, während für gewerkschaftliche Fragen den Grenzen der Wirtschaftsräume gefolgt werden sollte.

Zu klären ist auch die Frage nach den Kommunikationsmedien. Wenn wir bislang von Lernprozessen gesprochen haben, dann muß das konkretisiert werden zum Begriff des kollektiven Lernprozesses. In bezug auf Klassenbewußtsein und politische Strategie geht die Vorstellung eines individuellen, isolierten Lernprozesses fehl. Dann stellt sich aber sofort die Frage: Wo und wie verlief die Kommunikation, in der gelernt wurde? Die Frage ,,Wo?" ist oben mit den Lernbereichen behandelt. Zum ,,Wie?": Diskussionen am Arbeitsplatz, in Gewerkschafts- und Parteiversammlungen sowie in Vorfeldorganisationen, Gespräche im Freundeskreis außerhalb der Arbeit sind zu nennen. Ganz wichtig ist auch die Kommunikation ,,der Partei" mit den Mitgliedern vermittels der sozialdemokratischen Presse. ,,Die sozialdemokratische Presse ist die einzige Quelle, aus der es [d.h. das Proletariat] sein Wissen von den Vorgängen in der Welt schöpft. [. . .] Was es in der Zeitung findet, muß es gläubig hinnehmen, ohne es kontrollieren zu können."[17]

Hier nun taucht auch der personale Faktor auf. Die Wertigkeit dieses Faktors für die Lernprozesse zu bestimmen, ist besonders schwierig, da er für lange Zeit in der Sozialgeschichtsschreibung tabuisiert war. Zu einem Lernprozeß gehört aber auch das Moment des ,,Lehrens", sei es durch die Zeitung, sei es durch Reden und Vorträge. Deswegen fließt die politische Position des ,,Lehrenden" in den Lernprozeß ein; Voraussetzung ist natürlich, daß seine ,,Botschaft" nicht quer zu den alltäglichen Erfahrungen der Lernenden liegt. In diesem Fall würde die ,,Botschaft" abgelehnt werden. Auf jeden Fall hat der personale Faktor nennenswerte Bedeutung. Wir werden ihn dem Erfahrungs- und Lernbereich ,,Politik" zuordnen.

16 Günter Narweleit, Historisch-geographische Überlegungen zur Entwicklung von Wirtschaftsgebieten auf dem DDR-Territorium (1815–1939), in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1990, H.1, S.41–69, hier: S.68f. und passim.

17 Karl Kautsky zitiert nach Ludwig Kantorowicz, Die Sozialdemokratische Presse Deutschlands. Eine soziologische Untersuchung, Tübingen 1922, S.11.

Schließlich müssen wir noch den Untersuchungszeitraum abgrenzen. Sehr früh ist uns klar geworden, daß wir die unterschiedliche Haltung der Braunschweiger und der Anhalter Genossinnen und Genossen zur USPD nicht alleine, nicht einmal vorrangig, aus der Entwicklung im Ersten Weltkrieg erklären können. Deswegen war es nötig, unseren Untersuchungszeitraum rückwärts auszudehnen; als sinnvolles Begrenzungsdatum wurde uns das Jahr 1890 deutlich. Die Weltkriegszeit hingegen verlor an Bedeutung.
Was wir hier aufgelistet haben, ist ein anspruchsvolles Untersuchungsprogramm. Wir werden nicht alle in dieser Einleitung formulierten Fragen beantworten können; dazu reichte die Zeit nicht, fehlte teilweise auch das Material. Wir wollen mit unserem Beitrag einen ersten Schritt zur vergleichenden Untersuchung regionaler Arbeiterbewegungen in Deutschland machen, dem hoffentlich viele weitere folgen werden.

2. Einige Angaben zur Struktur der Industriearbeiterschaft[18]

Die Analyse aller uns zur Verfügung stehenden Daten zeigt, daß zwischen 1895 und 1925 die Übereinstimmungen die Differenzen in der Sozialstruktur der Industriearbeiterschaft beider Länder überwogen und im Falle von Differenzen nach Robert F. Wheelers sozialstrukturell angelegten Forschungshypothesen eher in Anhalt denn in Braunschweig eine radikale Sozialdemokratie zu erwarten gewesen wäre. Beide Länder hatten einen durchgehend hohen Industrialisierungsgrad, getragen von einer diversifizierten Branchenstruktur, mit Schwerpunkten in der Metallindustrie und der Nahrungs- und Genußmittelindustrie, die die Produkte der heimischen Landwirtschaft verarbeitete. In Anhalt hatte auch die Chemieindustrie eine überdurchschnittliche Bedeutung. Das Hausgewerbe spielte keine Rolle. Der Anteil der Großbetriebe[19] an den Beschäftigten lag in der Größenordnung des Reichsdurchschnitts, die Industriearbeiterschaft war in bezug auf Nationalität und Konfession weitgehend homogen. Auch die Qualifikationsstruktur der Industriearbeiterschaft war ähnlich. Ein deutlich höherer Anteil Lediger an den Industriearbeitern in Braunschweig 1895 — 1907 ging bis 1925 zurück, während er sich in Anhalt im gleichen Zeitraum erhöhte und sich damit dem braunschweigischen Wert annäherte.
Deutliche Unterschiede gab es bei der Siedlungsstruktur. Anhalt hatte keine Großstadt, dafür lebten aber auch weniger Menschen in Dörfern; dieser recht homogenen Struktur stand die heterogene Struktur Braunschweigs gegenüber, wo knapp 30% der Bevölkerung in der Landeshauptstadt wohnten, zugleich fast die Hälfte in Dörfern (Anhalt: 30–35%). Dafür waren in Braunschweig die Dörfer deutlich stärker industrialisiert als in Anhalt; entsprechend war die landwirtschaftliche Nebentätigkeit von Industriearbeitern verbreiteter als in Anhalt.[20]
Zwischen 1895 und 1907 blieb das industrielle Wachstum beider Länder stark hinter dem im ganzen Deutschen Reich zurück; dabei schnitt Braunschweig noch etwas besser ab als Anhalt. Im Reich wuchs die Zahl der Industriearbeiter um 43%, in Braunschweig um 27% und in Anhalt um 24%. Beim zentralen Wachstumsträger dieser Zeit, dem Maschinenbau, aber lagen beide Länder über dem Wachstumstempo des Reichs, auch hier wieder insbesondere

18 Grundlage dieser Analyse sind die Berufs- und Betriebszählungen von 1895, 1907 und 1925, veröffentlicht in der Statistik des Deutschen Reichs.
19 Nach damaliger Definition hatten sie mehr als 51 Beschäftigte.
20 Nicht berücksichtigt wurden die Pendlerströme, die gerade in Anhalt stark waren.

Braunschweig. Zwischen 1907 und 1925 kehrte sich das Verhältnis um; Anhalts industrielles Wachstum lag nun über dem Reichsdurchschnitt, das braunschweigische darunter. Neben dem einheimischen Maschinenbau war für die positive Entwicklung in Anhalt entscheidend die Wirkung der dicht vor den Landesgrenzen neu entstandenen Chemieindustrie (Bitterfeld, Wolfen) auf den anhaltischen Arbeitsmarkt. Anhalt überflügelte nun Braunschweig beim Anteil der Großbetriebe an den Beschäftigten und lag auch wieder über dem Reichsdurchschnitt.

Ein überdurchschnittlich hohes Wachstumstempo der Industrie, viele Großbetriebe, besonderes Gewicht einer erst kürzlich entstandenen Großindustrie sprächen insbesondere nach den Hypothesen von Wheeler[21] für ein radikales Verhalten der anhaltischen Arbeiter zwischen 1907 und 1925, die Siedlungsstruktur aber dagegen. In Braunschweig sprach die räumliche Konzentration von Industriearbeitern in der Landeshauptstadt, ebenfalls nach Wheelers Hypothesen, für radikales Verhalten, insbesondere der hohe Anteil ländlicher Industriearbeiter mit Nebentätigkeit in der Landwirtschaft aber für ein gemäßigteres politisches Verhalten als in Anhalt. Die Realität war anders als die Sozialstruktur es nach diesen Hypothesen nahelegte.

3. Die Entwicklung der politischen Positionen der Sozialdemokratie bis 1914

3.1. Sozialdemokratie, Bürgertum und Staat bis 1914

3.1.1. Arbeitsbeziehungen

Wir wollen diesen Problemkreis anhand der Arbeitskämpfe analysieren. Laut der Reichsstatistik waren im Durchschnitt der Jahre 1899[22] bis 1914 in Braunschweig 12,6 Promille der Arbeiter an Streiks beteiligt, in Anhalt 9,1 Promille.[23] Eklatanter noch sind die Unterschiede bei den Aussperrungen: In Braunschweig waren 1899 bis 1914 pro Jahr durchschnittlich 5,2 % der Arbeiter ausgesperrt, in Anhalt nur 1,3 %.

Schon aus diesen Zahlen ergibt sich, daß die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in Braunschweig erheblich gespannter waren als in Anhalt. Schärfe kam in die Auseinandersetzungen insbesondere durch die braunschweigischen Arbeitgeber. Sie sperrten pro Jahr einen vierfach größeren Teil der Arbeiter aus als ihre Kollegen in Anhalt. Die Zahlen sagen aber nichts aus über die Durchsetzungsfähigkeit der beteiligten Seiten. Häufige Streiks können sowohl Ausdruck von Stärke als auch von Schwäche der Arbeitnehmer und ihrer Organisationen sein. Den Statistiken können wir entnehmen, daß in Braunschweig 1899 bis 1913 51 % der Streiks für die Arbeitnehmer verlorengingen, in Anhalt nur 42 %. Braunschweigs Arbeiter streikten also häufiger als ihre Kollegen in Anhalt, waren aber deutlich erfolgloser als diese. Umgekehrt: Braunschweigs Arbeitgeber sperrten nicht nur weit häufiger aus, sondern waren auch erfolgreicher in der Abwehr von Forderungen, die durch Streiks unterstützt wurden.

Damit haben wir aber die Frage nach den gegenseitigen Durchsetzungsmöglichkeiten noch nicht ganz geklärt. Wenn in Anhalt die Arbeitgeber seltener als in Braunschweig Streiks überstanden, ohne Konzessionen zu machen, dann kann dies ein Zeichen von relativer Schwäche, aber auch ein Indiz für größere Kompromißbereitschaft sein. Die politische Haltung des

21 Robert F. Wheeler, Zur sozialen Struktur . . ., S.181–189.
22 Die amtliche Streikstatistik setzt mit diesem Jahr ein.
23 Die Zahlen in diesem Abschnitt entstammen, wenn nicht anders angegeben, der Statistik des Deutschen Reiches, Bd.278, Berlin 1914, S.52f. und S.56, und Bd.280, II, Berlin 1916, S.25f.

Vereins der Anhaltischen Arbeitgeber legt nahe, daß wir aus der Statistik weniger Schwäche, eher Kompromißbereitschaft ablesen sollten. In ihm sammelten sich Anhalts Großindustrielle, denen gemeinsam war, daß sie für eine Liberalisierung der Innenpolitik eintraten und sich mit der Sozialdemokratie dadurch auseinandersetzen wollten, daß sie das Los der Arbeiter verbesserten.[24] Aus Braunschweig sind solche Tendenzen auf Arbeitgeberseite nicht berichtet. Im Gegenteil: Der Tenor der Braunschweiger Gewerkschafts- und Parteiberichte war, wenn sie auf die Arbeitgeber zu sprechen kamen, immer gleich. Die zunehmend besser organisierten Braunschweiger Arbeitgeber traten ihnen zufolge immer aggressiver auf.[25]
Auch die Statistiken weisen in diese Richtung. In Braunschweig endeten 1899 bis 1913 33 % der Streiks mit einem Kompromiß beider Seiten, in Anhalt hingegen 46 %. Die Arbeitsbeziehungen waren mithin in Anhalt deutlich entspannter als in Braunschweig — ganz gleich welches Kriterium wir wählen. Wenn wir die Verhältnisse in Braunschweig und Anhalt in Relation setzen zum Reichsdurchschnitt, dann müssen wir jedoch für *beide* Länder *relativ* entspannte Arbeitsbeziehungen konstatieren. In Anhalt war nach Württemberg die Beteiligung der Arbeiter an Streiks und Aussperrungen die geringste im ganzen Deutschen Reich.[26]
Für die Erklärung der Stärke gemäßigter Positionen in der anhaltischen SPD mag dies befriedigen; die Werte für Braunschweig aber machen deutlich, daß die Berücksichtigung isolierter Faktoren nicht weiterhilft. Auch in Braunschweig waren weniger Arbeiter in Streiks einbezogen als im Deutschen Reich; selbst bei den Werten für die Aussperrungen lag Braunschweig noch leicht unter dem Durchschnitt. Unterstellt man einen Zusammenhang zwischen gespannten Arbeitsbeziehungen und radikalen politischen Positionen der jeweiligen SPD-Gliederung, dann paßt dies nicht ins Bild.
Dieser scheinbare Widerspruch löst sich auf, wenn wir uns der Dynamik der Entwicklung zwischen 1899 und 1914 zuwenden, statt einer statischen Analyse von Durchschnittswerten also den *Prozeß* untersuchen, der in diesen Jahren ablief. In der ersten, in ganz Deutschland in bezug auf die Arbeitskämpfe relativ ruhigen Phase zwischen 1899 und 1904[27] war der Umfang der Arbeitskämpfe in Braunschweig und Anhalt ähnlich groß, lag leicht unter dem Reichsdurchschnitt. Deutliche Unterschiede aber gab es schon damals beim Anteil erfolgloser Streiks: In Braunschweig lag er um 10 Prozentpunkte über dem anhaltischen Wert, um 7 Prozentpunkte über dem Reichsdurchschnitt. Die Durchsetzungskraft der Braunschweiger Arbeiterbewegung war in dieser Phase deutlich schwächer als die ihrer Kollegen in Anhalt.

Die nächste Phase, von 1905 bis 1909, umfaßt die Welle großer Arbeitskämpfe, die Deutschland 1905 und 1906 durchlief. Im Jahresdurchschnitt waren nun in Braunschweig vierzehnmal so viele Arbeiter von Aussperrungen betroffen wie in der vorhergehenden Phase, in Anhalt nur dreimal so viel. In Braunschweig wurden prozentual 1905–1909 fast so viele Arbeiter *ausgesperrt* wie in Anhalt *streikten*. Braunschweigs Arbeitgeber erwiesen sich als besonders

24 Günter Ziegler, Das Verhältnis des liberalen Flügels der anhaltischen Bourgeoisie zur Arbeiterklasse in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts, Diplomarbeit Berlin/DDR 1985, S.44f., S.59, S.62–66, S.69–77 und S.87; vgl. auch Wilhelm Oechelhaeuser, Soziale Tagesfragen, Berlin 1889, S.44ff.

25 Vgl. z.B. Verband der Fabrik-, Land-, Hilfsarbeiter- und -arbeiterinnen Deutschlands, Jahresbericht der Verwaltungsstelle Braunschweig, 1905, Braunschweig 1906, S.5; Sozialdemokratische Partei für das Herzogtum Braunschweig, Jahresberichte der Parteiorganisationen im Bezirke des Herzogtums Braunschweig für die Zeit vom 1.7.1910 bis 30.6.1911, Braunschweig 1911, S.10.

26 Friedhelm Boll, Arbeitskampf und Region. Arbeitskämpfe, Tarifverträge und Streikwellen im regionalen Vergleich 1871–1914, in: Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung. Hrsg. von Gerhard A. Ritter (= Schriften des Historischen Kollegs, 18) München 1990, S.379–414, hier: S.399 und passim.

27 Die Periodisierung erfolgt in Anlehnung an Friedhelm Boll, Arbeitskampf. . ., a.a.O., S.385.

intransigent. 1906 wurden in Braunschweig mehr Arbeiter ausgesperrt als streikten; im Reichsmaßstab gab es dies erst und nur 1910. Wir können also für diese zweite Phase, 1905-1909, eindeutig eine Verschlechterung der Arbeitsbeziehungen im Herzogtum Braunschweig konstatieren, zu der insbesondere die dortigen Arbeitgeber beitrugen. Auf der anderen Seite blieb es in Anhalt — ganz gleich ob man mit Braunschweig oder mit dem Reichsdurchschnitt vergleicht — geradezu ruhig.

Die verschärften Klassenkämpfe in Braunschweig konnten sowohl zur Resignation als auch zur Radikalisierung auf Seiten der Arbeiterschaft führen. Aus anderen Informationen wissen wir, daß letzteres der Fall war. Dazu dürfte beigetragen haben, daß die Quote der erfolglosen Streiks in Braunschweig 1905–1909 — ebenso wie im Reich — sank, auch wenn sie noch über dem Reichsdurchschnitt lag. Der Gegner war kompromißloser denn je, die eigene Kraft aber augenscheinlich gewachsen: hervorragender Nährboden für eine Radikalisierung.

Diese Erfahrung wurde noch deutlicher in der letzten Phase, von 1910–1914. In Anhalt blieben die Arbeitskämpfe ungefähr auf dem relativ niedrigen Niveau der vorherigen Phase. Im Reichsdurchschnitt hingegen gab es, verursacht besonders durch große Aussperrungen, noch einmal eine Ausweitung der Arbeitskämpfe. Zudem konnten die anhaltischen Arbeiter nun den Anteil erfolgloser Streiks deutlich senken; er lag jetzt — wie schon 1899–1904 — wieder unter dem Reichsdurchschnitt. Schließlich endete 1910–1913 in Anhalt keine einzige Aussperrung mit einem vollen Erfolg der Arbeitgeber. Auch bei Aussperrungen gab es mehr Kompromisse als im Reichsdurchschnitt. In Braunschweig war zwar der Rückgang der Arbeitskämpfe noch stärker als in Anhalt, wegen des hohen Ausgangsniveaus aber waren sie immer noch weit umfangreicher als in Anhalt, insbesondere was die Aussperrungen betrifft. Zudem stieg — entgegen dem Reichstrend — wieder der Anteil der erfolglosen Streiks auf über 50 %. Schließlich endeten in dieser Zeit in Anhalt 52 % der Streiks mit einem Kompromiß, in Braunschweig nur 32 % (Deutsches Reich: 42 %). Von einer Entspannung der Beziehungen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern kann für Braunschweig nicht gesprochen werden.

Anhalt koppelte sich 1905 von der Zunahme der Arbeitskämpfe ab, die wir für das Deutsche Reich konstatieren können. In Braunschweig hingegen lief die Entwicklung in die genau entgegengesetzte Richtung: Hier erreichten die Arbeitsbeziehungen schon 1906/07 einen derart schlechten Stand wie im Reich erst ab 1910. Man könnte natürlich geneigt sein, die geringe Quote von Arbeitskämpfen in Anhalt nicht — wie wir dies taten — als Zeichen eines milden sozialen Klimas, sondern als Zeichen der Schwäche der anhaltischen Arbeiterbewegung zu interpretieren. In dieser Sicht wäre der geringe Anteil nicht verlorener Streiks damit zu begründen, daß in der Kenntnis der eigenen Schwäche nur dann Streiks gewagt wurden, wenn die Erfolgschancen sehr gut waren. Dem Bild einer schwachen Arbeiterbewegung in Anhalt aber stehen die Mitgliederzahlen von SPD und Gewerkschaften und die Wahlerfolge der SPD völlig entgegen.

Als Fazit bleibt die überdurchschnittliche Kompromißbereitschaft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in Anhalt, die überdurchschnittlich starke Konfrontation beider in Braunschweig. Entscheidend waren die Jahre 1906–1909; in dieser Zeit verschärften sich die Auseinandersetzungen zwischen Kapital und Arbeit in Braunschweig drastisch. Dies waren auch die Jahre, in denen sich die politischen Kämpfe in Braunschweig radikalisierten. Im Zusammenspiel beider Faktoren sehen wir einen Schlüssel zum Verständnis der radikalen Entwicklung in Braunschweig in den Folgejahren.

Neben der unterschiedlichen Intensität der Arbeitskämpfe gab es einen weiteren wichtigen Unterschied zwischen den beiden Arbeiterbewegungen. Während in Braunschweig neben den Freien Gewerkschaften keine nennenswerten weiteren Arbeitnehmerorganisationen bestanden, gehörten in Anhalt bis zu 20% der gewerkschaftlich organisierten Arbeitnehmer den liberalen Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen an.[28] Für die sozialdemokratischen Freien Gewerkschaften hieß dies, daß bei Arbeitskämpfen Rücksicht darauf genommen werden mußte, ob die Hirsch-Dunckerschen Kollegen auch zum Kampf bereit waren. Besonders stark waren sie in Dessau und den umliegenden Industrieorten vertreten;[29] dort konzentrierten sich die Metallverarbeitung und der Maschinenbau, auch andernorts Branchen mit relativ großen Erfolgen der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine; es waren aber auch die Orte, aus denen von einer besonders intensiven Zusammenarbeit zwischen Sozialdemokraten und Linksliberalen berichtet wurde.

3.1.2. Wahlrecht und Landtagswahlbeteiligung

Weder in Braunschweig noch in Anhalt gab es bis 1918 ein auch nur annähernd demokratisches Wahlrecht. Bis 1918 zog kein einziger Sozialdemokrat in den Braunschweiger Landtag ein. Das anhaltische Landtagswahlgesetz war 1895 derart geändert worden, daß — so die Einschätzung der SPD — der Einzug von Sozialdemokraten in den Landtag unmöglich gemacht werden sollte. Ausdrücklich wurde vom sozialdemokratischen „Volksblatt für Anhalt" in diesem Vorgehen eine Parallele zu Sachsen gesehen, wo zur gleichen Zeit aus Furcht vor einer sozialdemokratischen Majorität im Landtag von der Regierung eine Verschlechterung des Wahlrechts erwogen wurde. Der anhaltische Landtag nahm diese erste Wahlrechtsverschlechterung im Deutschen Reich seit 1871 gegen die Stimmen der Freisinnigen und eines nationalliberalen Abgeordneten an.[30] Diese Vorgänge sind um so bemerkenswerter, als immer wieder die — viel bekanntere — sächsische Wahlrechtsverschlechterung als eine wesentliche Ursache der radikalen Haltung der sächsischen Sozialdemokratie angesehen wird.[31] Für Anhalt können wir eine dauerhaft radikalisierende Wirkung nicht feststellen.

Trotz der Wahlrechtsveränderungen zogen 1902 zwei sozialdemokratische Abgeordnete in den anhaltischen Landtag ein (bei zwei weiteren wurde das Mandat nicht anerkannt), 1908 nur noch einer. Da dies auch in Anhalt bei weitem nicht die in den — für Männer — allgemeinen und direkten Reichstagswahlen erzielten Ergebnisse der Sozialdemokraten widerspiegelte, gab es immer wieder von ihnen organisierte Protestkundgebungen gegen das Landtagswahlrecht. Noch massiver waren die Auseinandersetzungen in Braunschweig. Eine eindrucksvolle Schilderung der „Wahlrechtskämpfe" dort gab der Braunschweiger Parteisekretär Otto Antrick in einer Rede vor dem SPD-Parteitag 1910: „Wir haben alles versucht, haben Petitionen über Petitionen an den Landtag und die Regierung geschickt, aber sie sind

28 Vgl. für 1903: Klaus Schönhoven, Die regionale Ausbreitung der deutschen Gewerkschaften im Kaiserreich 1890–1918, in: Der Aufstieg . . ., a.a.O., S.345–378, hier: S.374f., ausgewertet wurden auch Ergebnisse von Wahlen der Arbeitnehmervertreter in Ortskrankenkassen und Gewerbegerichten; sie bestätigen die Größenordnung.

29 Dies basiert auf der Auswertung der statistischen Beilage im Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, 1899–1914.

30 VfA vom 9., 12. und 21.3.1895 und vom 9.6.1898. Die sächsische Wahlrechtsverschlechterung wurde 1896 beschlossen.

31 Gerhard A. Ritter, Die Sozialdemokratie . . ., a.a.O., S.311; die Wahlrechtsverschlechterung in Anhalt erwähnt er nicht.

in den Papierkorb gewandert. Wir sind in großen Massenveranstaltungen zusammengekommen, man hat uns verlacht. Wir haben große Straßendemonstrationen veranstaltet, die hat man auch nicht beachtet, ja, man hat von dem Radau der Masse gesprochen. Als dann das Proletariat [. . .] auf die Straße ging, als es dann laut und deutlich nach der Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts rief, hat man einfach auf unsere proletarischen Brüder mit dem Säbel eingehauen. Wir in Braunschweig waren die ersten, die den Polizeisäbel zu kosten bekamen, eher als unsere Parteigenossen in Preußen."[32] — Zu den Straßendemonstrationen kam es nicht nur in der Landeshauptstadt, sondern auch in den übrigen größeren Industrieorten des Landes.[33]

Die Wahlrechtsauseinandersetzungen in Anhalt erreichten nicht diese Schärfe. Gegen die Wahlrechtsverschlechterung 1895 organisierte die SPD Protestversammlungen.[34] In den folgenden Jahren richtete sie immer wieder Massenpetitionen an den Landtag zwecks Demokratisierung des Wahlrechts, begleitet von öffentlichen Versammlungen.[35] 1910 gab es erstmals Wahlrechtskundgebungen unter freiem Himmel, zusammen mit der linksliberalen ,,Demokratischen Vereinigung".[36] Zu Straßendemonstrationen kam es in Anhalt nicht. Erreicht wurde lediglich, daß 1913 in der dritten Wählerklasse der Einkommenszensus fiel.

Weder die eher zurückhaltende Kampfesweise der Anhalter noch die forsche der Braunschweiger bewirkten die Einführung des Reichstagswahlrechts. Aber auch unter der Geltung reaktionärer Wahlgesetze wurde die Frage einer Wahlbeteiligung der Sozialdemokratie diskutiert.[37] Bemerkenswert ist die Entwicklung in Braunschweig. 1897 wurde die Frage einer Wahlbeteiligung im Zusammenhang mit entsprechenden Debatten in Preußen erörtert. Zwar votierte der Braunschweiger Landesparteitag für eine Beteiligung der SPD an der preußischen Landtagswahl, um gegen das preußische Junkertum aufzutreten. Die naheliegende Konsequenz aber, sich dann auch an den braunschweigischen Landtagswahlen zu beteiligen, wurde vom Landesparteitag ohne Begründung abgelehnt.[38] Zu diesem Schritt waren Braunschweigs Sozialdemokraten erst nach der Wahlrechtsveränderung von 1899 bereit, die teils eine Verbesserung, teils eine Verschlechterung der sozialdemokratischen Wahlchancen brachte. Die Partei erwartete von einer Wahlbeteiligung weniger die Wahl sozialdemokratischer Landtagsabgeordneter als vielmehr eine indirekte Beeinflussung der Landtagszusammensetzung durch Stichwahlabkommen zugunsten fortschrittlicher Bürgerlicher bei den Wahlmännerversammlungen.[39]

Der Euphorie folgte auf dem nächsten Landesparteitag die Ernüchterung: ,,Die Hoffnung, daß sich eine bürgerliche Opposition zeigen würde, mit der ein Zusammengehen möglich sei, habe sich nicht erfüllt. Das Braunschweiger Bürgertum sei hierfür nicht reif und das Wahlgesetz, wenn auch das neueste im Deutschen Reich, so auch das reaktionärste. So lange dieses Gesetz besteht, sei für uns keine Aussicht auf Erfolg, also kehren wir uns nicht mehr

32 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitags der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, 1910, Berlin 1910, S.433f.
33 SPD Braunschweig, Jahresbericht 1910/11, S.6, S.16 und S.26.
34 VfA vom 9. und 14.3.1895.
35 VfA vom 24.8.1907.
36 VfA vom 8.8.1910.
37 Zur reichsweiten Debatte: Gerhard A. Ritter, Die Arbeiterbewegung . . ., a.a.O., S.176–186.
38 Volksfreund (künftig: Vf) vom 15.9.1897.
39 Vf vom 21.9.1899.

daran."[40] Nicht prinzipielle Negation der Beteiligung an ungleichen Wahlen hatte zum Stimmungsumschwung geführt, sondern die Haltung des Braunschweiger Bürgertums, das reaktionärer war als erwartet.

1903 wurde die Beteiligung an der Braunschweiger Landtagswahl erneut abgelehnt, statt dessen die Agitation für das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht beschlossen.[41] Drei Jahre später kam es zu einem Stimmungsumschwung. Nun hatte man — auch durch das Beispiel anderer Länder — erkannt, daß die beste Agitation für das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht durch die Beteiligung an den ungleichen Landtagswahlen erzielt werden könne, da sich so am klarsten deren Ungerechtigkeit demonstrieren ließe. Delegierte, die 1903 gegen die Beteiligung gesprochen hatten, waren aus diesem Grunde nun für die Beteiligung. Die 56 Delegierten beschlossen gegen vier Stimmen die Wahlbeteiligung.[42] Deutlich ist zu erkennen, daß ,,Rechte" und ,,Linke" in die ,,Mitte" gerückt, sich in einem Lernprozeß näher gekommen waren. Die ,,Linken" erkannten den agitatorischen Wert der Wahlbeteiligung, während die ,,Rechten" nicht mehr von Wahlbündnissen mit Bürgerlichen redeten. Die Frage möglicher Kompromisse mit bürgerlichen Kräften blieb künftig mangels Relevanz ausgeklammert. Einig war man sich in der scharfen Kritik an den Bürgerlichen in Braunschweig.[43] Zur Herausbildung eines stärkeren ,,rechten" Flügels in der Braunschweiger SPD fehlte somit eine wichtige Voraussetzung: Ein praxisrelevanter Streit über Vorteile eines Kompromisses mit (links-)liberalen Bürgerlichen konnte nicht aufkommen, weil es letztere nicht gab.

In Anhalt begann die Diskussion um die Beteiligung an den Landtagswahlen 1893. Mit Blick auf die Neuwahlen im Jahre 1896 beschloß der Parteitag des Reichstagswahlkreises Anhalt I, daß die Sozialdemokraten sich an der Wahl beteiligen würden, ,,da diese Wahlen trotz des indirecten Wahlsystems sehr aussichtsvoll sind."[44] Die Wahlrechtsverschlechterung des Jahres 1895 machte diese Pläne zunichte. Aus Protest dagegen rief nun das ,,Volksblatt für Anhalt" zum Boykott der Wahl auf.[45] Aber auch diese Position währte nur einige Jahre. Entscheidend war, daß es in Anhalt — anders als in Braunschweig — auf seiten des Bürgertums potentielle Bündnispartner gab. In Anhalt waren seit Mitte der neunziger Jahre die Linksliberalen bei Reichstagswahlen erheblich erfolgreicher als in Braunschweig. Sanken sie hier auf eine quantité negligeable herab, so vereinten sie in Anhalt zwischen 1898 und 1912 stets zwischen einem Drittel und der Hälfte der bürgerlichen Stimmen auf sich. Die Konservativen blieben schwach, die Antisemiten — in Braunschweig eine bedeutende Strömung — spielten keine Rolle.[46] Eine prägnante Schilderung aus der Feder Helmut von Gerlachs macht uns die Lage in Anhalt deutlich: ,,Anhalt ist das Musterland einer richtigen Taktik der Liberalen. Unter dem Einflusse des unvergeßlichen Richard Rösicke ist der Liberalismus dort zuerst von der Bedeutung eines richtigen Verhältnisses zur Arbeiterbewegung durchdrungen worden." ,,Sozialen Liberalismus" nannte Gerlach die in Anhalt praktizierte Strategie des Bündnisses von SPD und Freisinn.[47]

40 Vf vom 22.8.1900.
41 Vf vom 27.8.1903.
42 Vf vom 5.9.1906.
43 Z.B. Vf vom 30.8.1911.
44 VfA vom 26.9.1893.
45 VfA vom 5.11.1896.
46 Handbuch über den Freistaat Anhalt. Hrsg. vom Anhaltischen Staatsministerium unter Mitwirkung des Anhaltischen Statistischen Landesamts, Dessau 1929, S.127f.
47 VfA vom 22.9.1904.

Anfang des Jahrhunderts kam es bei den Landtags- und Kommunalwahlen in Anhalt erstmals zu Wahlabsprachen, um die ,,an Alleinherrschaft grenzende Übermacht der Rechten im Landesparlament" zu brechen.[48] Von seiten der anhaltischen Sozialdemokraten gab es eine ausführliche Begründung ihrer Taktik, als sie deswegen von der ,,Leipziger Volkszeitung" angegriffen wurden. Es ginge ihnen, so das ,,Volksblatt für Anhalt", vorrangig darum, den Einzug von Reaktionären in die Parlamente zu verhindern. In Sachsen bissen sich die Freisinnigen ,,eher die Finger ab [. . .] als Sozialdemokraten zu wählen." In Anhalt sei dies anders. Dies müsse honoriert werden; die anhaltischen Sozialdemokraten seien ,,auf das lebhafteste daran interessiert, daß die unsere Daseinsberechtigung achtenden Liberalen sich auf Kosten der uns prinzipiell abweisenden Reaktionäre vermehren."[49]

Für die Landtagswahl 1908 wurde das Bündnis nicht erneuert, so daß nur ein Sozialdemokrat in den Landtag gelangte. Fritz Hesse nennt als Gründe für den Bruch, daß im Landtag der Führer der Linksliberalen, Hermann Cohn, den Führer der Sozialdemokraten, Heinrich Peus, als persönliche Konkurrenz empfand, daß aber auch das Bündnis außerhalb der Städte beim Bürgertum unpopulär gewesen sei, insbesondere wegen der Entwicklung von Konsumvereinen und Gewerkschaften.[50] Noch wichtiger dürfte gewesen sein, daß sich der Schwenk der anhaltischen Linksliberalen einordnete in die politische Entwicklung im Reich, die 1906/07 zu Bülows Großblock von den Konservativen bis zu den Linksliberalen führte; nur das Zentrum stand abseits. Auch war die liberale Integrationsfigur im Dessauer Raum und stärkster Befürworter des Zusammengehens auf bürgerlicher Seite, Roesicke, schon 1903 gestorben. Auf dem Landesparteitag der SPD kam es nach dem Bruch zu erregten Debatten, in denen Peus von verschiedenen Rednern kritisiert wurde, weil er der führende Vertreter einer Zusammenarbeit mit dem linksliberalen Bürgertum gewesen war.[51] Der Schwenk der Linksliberalen hätte eine radikale Abgrenzung vom Bürgertum wie in Braunschweig einleiten können, wenn er nicht auch im Bürgertum kritisiert worden wäre. Ein linker Flügel spaltete sich vom Freisinn ab und gründete die ,,Demokratische Vereinigung", die die Zusammenarbeit mit der SPD fortsetzte.[52] Zwar blieb sie eine Minderheitsströmung im anhaltischen Bürgertum (1912 erhielt sie in Anhalt 6,8 % der gültigen Stimmen; das waren aber immerhin 16 % aller im Reich auf diese am weitesten links stehende Partei des deutschen Bürgertums entfallenen Stimmen).[53] Peus' Strategie war also realistisch und sinnvoll gewesen. Bestätigt wurde sie auch dadurch, daß sich die Fortschrittliche Volkspartei für die Landtagswahl 1914 zu Wahlabsprachen mit der SPD bereiterklärte. Verständigungsbereitschaft gegenüber dem linksliberalen Bürgertum war in Anhalt ein gangbarer Weg, während sie in Braunschweig höchstens zu abstrakten Debatten hätte führen können. In dieser unterschiedlichen politischen Orientierung des Bürgertums sehen wir einen wichtigen Grund für die Stärke gemäßigter Positionen in Anhalt und radikaler Standpunkte in Braunschweig.

48 Fritz Hesse, Von der Residenz zur Bauhausstadt, Bad Pyrmont 1963, S.37.
49 VfA vom 23.11.1904.
50 Fritz Hesse, Von der Residenz . . ., a.a.O., S.52f.
51 Vgl. VfA vom 6.11.1906.
52 Fritz Hesse, Von der Residenz . . ., a.a.O., S.68.
53 Statistik des Deutschen Reiches, Bd.250, Berlin 1913, S.63 und S.76.

3.1.3. SPD und Staat

Getrennt vom Verhältnis der braunschweigischen und anhaltischen SPD zum Bürgertum müssen wir die Beziehungen zwischen Staat und SPD in beiden Herzogtümern behandeln. Wir dürfen nicht vergessen, daß bis 1918 weder in Braunschweig noch in Anhalt ,,das Bürgertum" den Staatsapparat beherrschte. In beiden Landtagen dominierten die ländlichen Oberschichten, in der vom jeweiligen Herzog eingesetzten Regierung saßen Adlige. Theoretisch denkbar gewesen wäre eine Frontstellung der liberalen Parteien gegen die konservativen Regierungen. In der Realität konnten wir eine solche Frontstellung — zumindest was die Konfliktpunkte zwischen Sozialdemokraten und Wilhelminischem Staat angeht — für Braunschweig nur am Rande, für Anhalt nur für die Linksliberalen feststellen. Die überwiegende Mehrheit des Bürgertums stand offenkundig in beiden Ländern hinter der Politik der herzoglichen Regierungen gegenüber der Sozialdemokratie. Diese Politik war in Braunschweig und Anhalt durchaus unterschiedlich, zumindest aus der uns hier nur interessierenden Sicht der Sozialdemokraten. In Braunschweig war das Verhältnis zwischen Staat und SPD 1890 bis 1914 durchgängig gespannt, eskalierte sogar mit dem Beginn der Wahlrechtskämpfe in der Mitte des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts. Die Publikationen der braunschweigischen Sozialdemokraten waren bis 1914 voll von Beispielen kleinlichster Schikanen von staatlichen Behörden oder von Gerichten. In der Landeshauptstadt kam es insbesondere im Zusammenhang mit den Wahlrechtsdemonstrationen zu Auseinandersetzungen. Ihren Höhepunkt erreichten sie Anfang 1914, als berittene Polizei mit Säbel und Gummiknüppel gegen Demonstranten vorging, ohne sie aber auseinandertreiben zu können.[54] Bis 1914 galt für die Braunschweiger Sozialdemokraten, was ihr Delegierter August Günther schon beim SPD-Parteitag 1893 über die Versammlungsfreiheit gesagt hatte: ,,Preußen sei im Vergleich zu Braunschweig noch ein wahres Eldorado."[55]

In den ersten Jahren nach dem Fall des Sozialistengesetzes gestalteten sich die Beziehungen zwischen Sozialdemokratie und Staat in Anhalt durchaus ähnlich problematisch wie in Braunschweig. Nach Einschätzung von Peus, Chefredakteur des Parteiblatts, wurde die Sozialdemokratie in Anhalt bis 1902 so schikaniert wie die Partei in ganz Deutschland. Während aber in den Folgejahren in Braunschweig sich die staatlichen Schikanen noch verschärften, entspannte sich das Klima in Anhalt. Peus sah die Ursache darin, daß ein personeller Wechsel in der Regierung stattgefunden habe und sie seit dem Einzug von Sozialdemokraten in den Landtag im Jahre 1902 ,,immer damit rechnen [mußte], daß dann der Krach im Landtage los ginge."[56] Für die Folgejahre fehlen in den sozialdemokratischen Publikationen aus Anhalt weitgehend die für Braunschweig typischen Anklagen gegen das schikanöse Vorgehen staatlicher Stellen. Statt dessen kann man Einschätzungen wie die folgende finden, die es in Braunschweig nie gab: In den anhaltischen Gemeindevertretungen sei der Einfluß der SPD vor 1914 ,,immer weit über die Zahl ihrer Vertreter hinaus[gegangen], weil nur sie ein die Wohlfahrt des ganzen Volkes erstrebendes Ziel hatte, so daß insbesondere die Magistrate, die naturgemäß mehr die Allgemeininteressen im Auge haben, an den in die Gemeindevertretungen

54 Jahresbericht des SPD-Ortsvereins Braunschweig 1913/15, in: Vf vom 2.9.1915.
55 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitags der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, 1893, Berlin 1893, S.161.
56 Heinrich Peus, 35 Jahre Sozialdemokratie in Anhalt. 1890–1925. Festschrift zum 25jährigen Bestehen der Sozialdemokratischen Parteiorganisation in Anhalt, Dessau 1925, S.6; dort auch Beispiele für Schikanen bis 1902.

eindringenden Sozialdemokraten eine gerngesehene Stütze fanden. Oft genug haben sie das auch zum Ausdruck gebracht."[57] Erst kurz vor Kriegsausbruch verschlechterte sich das Klima wieder. Der Jahresbericht der SPD Anhalt I führte 1913 aus: ,,Der preußische Polizeigeist, der auch bei uns seit neuerer Zeit in Form kleinlicher Nadelstichpolitik Einzug gehalten hat, zwingt uns, den Kampf in schärfster Form [. . .] zu führen."[58]
Als Resümee bleibt der Eindruck einer allmählichen Liberalisierung des staatlichen Verhaltens gegenüber der Sozialdemokratie in Anhalt, der in Braunschweig eine bis 1914 unvermindert scharfe Repression der Arbeiterbewegung gegenüberstand.

3.2. Die Positionen der sozialdemokratischen Parteiorganisationen in den Richtungskämpfen der deutschen Sozialdemokratie 1890 bis 1914

Um die Positionen der beiden Parteiorganisationen mit vertretbarem Arbeitsaufwand analysieren zu können, haben wir uns auf die Reichs- und Landesparteitage sowie — wenn auffindbar — die Kreiskonferenzen und Mitgliederversammlungen der größten Ortsvereine beschränkt. Im Vordergrund standen die Themen, an denen sich im Richtungsstreit der deutschen Sozialdemokratie die Geister schieden: Revisionismus, Massenstreiks, Budgetbewilligung, Arbeitsruhe am 1. Mai.

3.2.1. Revisionismusstreit

Anhalt

Mit Heinrich Peus stand an der Spitze der anhaltischen Sozialdemokraten ein Mann, der nach eigenem Bekunden von Anfang an ,,Reformist" war.[59] In der Revisionismus-Debatte ab 1898 finden wir Peus folgerichtig als einen der engagiertesten Mitstreiter von Eduard Bernstein. Peus ging es insbesondere darum, Fatalismus und Immobilismus in der Partei, beruhend auf der Erwartung eines gesetzmäßigen Sieges des Sozialismus, zu bekämpfen. Wichtig daran ist, daß in dieser Interpretation der Revisionismus nicht als kompromißlerisches Nachgeben gegenüber bürgerlichen Kräften erschien, sondern als selbstbewußteste und kämpferischste aller in der SPD diskutierten Strategien. ,,Alltägliche Revolutionsarbeit" — das war das Schlüsselwort für Peus' politische Grundposition. Auf fundierten Widerspruch stieß die Unterstützung des Revisionismus durch Peus unter den anhaltischen Sozialdemokraten nie. Das Maximum an Kritik, das Peus widerfuhr, waren Einwände formaler Art. Insbesondere gefielen vielen Parteigenossen nicht die verbalen Attacken, die er im ,,Volksblatt für Anhalt" gegen andere Parteiblätter ritt. Ansonsten galt, was Max Günther 1913 sagte: ,,Wir Anhaltiner halten nicht allzuviel von dem Richtungsstreit. Wir fühlen uns nicht als Radikale und nicht als Revisionisten, sondern als Parteigenossen."[60]
Bei so viel Einheitswillen — oder war es Sehnsucht nach Harmonie? — an der Basis drängt sich natürlich die Frage auf, warum sich der exponierte Revisionist Peus nicht als Störenfried sah. Die Antwort ist: Mit Ausnahme der Linksradikalen sah Peus alle führenden Sozialdemokraten als Revisionisten; *er* sah sich in Übereinstimmung mit der Mehrheit der Partei, die dies nur nicht zugeben wolle. Gerade deswegen konnte sich auch Peus, wie die anhaltische

57 Volkskalender Anhalt 1928, S.44.
58 Sozialdemokratischer Verein für Anhalt I (Dessau-Zerbst), Jahresbericht vom 1. Juli 1912 bis 31. März 1913, Dessau o.J., S.22.
59 Zitat nach Alfred Krüger, Die Entwicklung der Arbeiterbewegung nach dem Fall des Sozialistengesetzes (1890–1898) (= Zwischen Wörlitz und Mosigkau, H.16), Dessau 1976, S.20.
60 VfA vom 20.10.1913.

Basis, über die überflüssigen Streitereien unter den Führern beklagen. Bei allem Eifer für den Revisionismus brauchte Peus dem Einheitsstreben somit nicht entgegenzutreten.

Braunschweig

In Braunschweig war die Haltung der Parteiorganisationen im Revisionismusstreit bei weitem nicht so einheitlich wie in Anhalt. Weder gab es eine Person, die die Diskussion dominierte — wie dies für Peus in Anhalt gilt — noch war die Position der Braunschweiger Sozialdemokraten zum Revisionismusstreit über die Jahre hinweg unverändert, ebensowenig mangelte es an kontroversen inhaltlichen Stellungnahmen im hauptstädtischen Ortsverein.

1898, zu Beginn der Polemik um Bernsteins Thesen, fanden diese eindeutige Unterstützung beim Braunschweiger Parteiorgan.[61] Das entsprach der Konstellation in der Parteiorganisation. Nach Jahren schwerer interner Konflikte setzte sich 1898 für mehrere Jahre „die gemäßigte, reformistische Richtung" in Braunschweig durch.[62] 1903 kam es nach dem Parteitag im Braunschweiger Ortsverein erstmals zu kontroversen Debatten über den Revisionismus.[63] Aber erst nachdem Otto Antrick, ein damals schon prominenter Anhänger des linken Parteiflügels, 1906 Landesparteisekretär und der nicht minder radikale Richard Wagner 1908 Redakteur beim „Volksfreund" geworden waren, wurde die Debatte über den Revisionismus intensiver. Antrick forderte immer wieder einen schärferen Kampf gegen die Revisionisten.[64] Wagner definierte 1909 den „Volksfreund" als Teil des radikalen Flügels in der SPD, ohne daß er Widerspruch erntete. Wagner sah die Ursachen für die Ablehnung des Revisionismus durch die Braunschweiger Sozialdemokraten so: „In Braunschweig käme man nicht leicht in Versuchung, den revisionistischen Lockungen zu folgen, weil die Braunschweigische Regierung eine der reaktionärsten in Deutschland wäre [. . .]. Mit den Stadtverwaltungen wäre es dasselbe Verhältnis."[65] Nur vom Arbeitersekretär Gustav Steinbrecher und vom Metallarbeiter-Geschäftsführer Otto Hammerschmidt ist Kritik an Antricks und Wagners Angriffen auf die Revisionisten überliefert, wobei aber keiner der beiden sich mit den politischen Positionen der Revisionisten identifizierte; es ging beiden nur um die Abwehr der als zu polemisch empfundenen Form der Kritik.[66]

Dies ist eine auffällige Gemeinsamkeit: In beiden Parteiorganisationen gab es Mitglieder, die — wie man aufgrund ihrer Stellungnahmen zu sonstigen Streitpunkten und auch, natürlich mit großer Vorsicht, aus ihrer politischen Entwicklung ab 1914 schließen darf — der Mehrheitsmeinung in ihren Landesorganisationen kritisch gegenüberstanden, die aber keine offene, inhaltliche Auseinandersetzung führten, sondern es bei formalen Einwänden beließen, in denen zuvörderst Sorgen um die Bewahrung der Einheit der Partei zum Ausdruck kamen.

61 Vgl. Vf vom 2. und 22.10.1898.
62 Hans-Ulrich Ludewig, Industriearbeiterschaft und Organisation. Die Arbeitergeschichte im Herzogtum Braunschweig 1890–1905, in: Moderne Braunschweigische Geschichte. Hrsg. von Werner Pöls und Klaus-Erich Pollmann, Hildesheim 1982, S.150–174, Zitat: S.171.
63 Vf vom 25.9. und 6.10.1903.
64 Vf vom 11.10.1907 und 1.10.1910.
65 Vf vom 1.9.1909.
66 Vf vom 1.10.1910.

3.2.2. Massenstreiks

Anhalt

Auf dem Reichsparteitag 1905 stimmten die anhaltischen Delegierten geschlossen der Resolution zu,[67] in der der Massenstreik als Defensivmittel akzeptiert wurde. 1910 stand der Massenstreik erneut auf der Tagesordnung des SPD-Parteitages. Rosa Luxemburg brachte einen Antrag ein, zur Durchsetzung eines demokratischen Wahlrechts in Preußen gegebenenfalls einen Massenstreik durchzuführen. Er wurde von keinem anhaltischen Delegierten unterstützt.[68] 1913 kam es zur intensivsten Massenstreik-Debatte in der Vorkriegs-Sozialdemokratie. Auch in Anhalt beherrschte dieses Thema in den Wochen vor und nach dem Parteitag die Parteipresse und die Mitgliederversammlungen. Schon im Juli — der Parteitag fand erst im September statt — druckte das ,,Volksblatt für Anhalt" mehrere Artikel pro und contra Massenstreik ab. Während die Pro-Artikel von auswärtigen Parteiblättern stammten, kamen die ablehnenden Stellungnahmen meist aus Peus' Feder.[69] Gegenüber früher hatte dieser eine differenziertere Haltung zum Massenstreik. Er bezeichnete ihn nicht mehr rundweg als ,,Revolutionsromantik",[70] sondern hielt ihn als Defensivmittel, ,,wenn die bisherige Vorwärtsentwicklung [der Sozialdemokratie] eines Tages mit Gewalt gehemmt werden sollte", für denkbar.[71] Seine Ablehnung des Massenstreiks als *offensives* Kampfmittel begründete Peus damit, daß die Sozialdemokratie dafür noch zu schwach sei. Zudem: ,,Es ist sehr charakteristisch, daß es vor allem auch solche Genossen sind [die den Massenstreik propagieren], die in großen Städten in Massenversammlungen zu reden gewohnt sind, die aber nicht in die kleinen Orte gehen, die nicht die Verhältnisse draußen auf dem Lande kennenlernen."[72]
Eine etwas anders akzentuierte Haltung als Peus nahm der Parteisekretär des 2. anhaltischen Wahlkreises, Max Günther, ein. Er hielt den Massenstreik nach eingehender Vorbereitung, wenn ,,unsere gegenwärtigen Machtmittel erschöpft sind oder falls uns wichtige Rechte geraubt werden sollten", für sinnvoll.[73] Günther dachte also an eine offensive Nutzung dieses Kampfmittels. Als er dies auf der Parteikonferenz seines Wahlkreises vortrug, erntete er keinerlei Widerspruch. Auf dem Reichsparteitag stimmten alle anhaltischen Delegierten gegen Rosa Luxemburgs Antrag, der eine schärfere Androhung des Massenstreiks zur Erringung des demokratischen Wahlrechts in Preußen verlangte als in der Resolution des Parteivorstands vorgesehen.[74] Ihnen reichte der Antrag des Parteivorstands, da auch er den Massenstreik nicht nur als *defensives* Mittel vorsah.

Braunschweig

1905/06 noch bewegte die Massenstreik-Debatte die Braunschweiger Sozialdemokraten kaum. 1906 stimmten die Delegierten Heinrich Jasper und August Merges mit dem Parteivorstand, der Delegierte Bernhard Wimmer aber mit der Minderheit, die überwiegend aus

67 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitags der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, 1905, Berlin 1905, S.342f.
68 Protokoll SPD-Parteitag 1910, S.181f.
69 VfA vom 12. und 24.7. und vom 20.8.1913.
70 Vgl. VfA vom 2.10.1906.
71 VfA vom 12.7.1913; so auch beim SPD-Parteitag, vgl. Protokoll über die Verhandlungen des Parteitags der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, 1913, Berlin 1913, S.300.
72 Ebda.
73 VfA vom 14.7.1913.
74 Protokoll SPD-Parteitag 1913, S.194f. und S.337f.

Linken bestand und im neuen Beschluß ein Zurückweichen gegenüber der vorjährigen Haltung sah.[75] Von einer Parteinahme *der* Braunschweiger für den linken Flügel konnte 1906 keine Rede sein.

1910 fiel diese Parteinahme schon deutlicher aus. Beim Parteitag unterstützten vier der sechs Braunschweiger Delegierten Rosa Luxemburgs Antrag auf Anwendung des Massenstreiks zur Durchsetzung des demokratischen Wahlrechts in Preußen. Auffällig ist, daß unter diesen vier Delegierten nur zwei aus der Hauptstadt kamen; zu ihnen gesellten sich die beiden Delegierten der übrigen, stärker ländlichen Braunschweiger Wahlkreise. Radikalismus war in Braunschweig kein Phänomen der Großstadt, anders als dies Peus darstellte.[76]

Besonders schwierig zu erklären ist die Konstellation des Jahres 1913. Einerseits betonte der „Volksfreund" die Bedeutung des Reichsparteitages.[77] Andererseits kandidierte, im Gegensatz zu 1910, kein prominenter Braunschweiger Linker als örtlicher Parteitagsdelegierter. Vom 1. Braunschweiger Wahlkreis (Braunschweig-Blankenburg) wurde mit überwältigender Mehrheit der gemäßigte Heinrich Jasper nach Jena entsandt, begleitet vom Blankenburger Robert Oppermann. Beide stimmten auf dem Parteitag gegen den Antrag von Rosa Luxemburg zum Massenstreik. Die Fahne der Braunschweiger Linken hielten in Jena der Helmstedter Delegierte Fritz Engelhardt sowie Otto Antrick, der in der Reichtagsfraktion als Parteitagsteilnehmer gewählt worden war, hoch.[78] Es bleibt die erstaunliche Tatsache der weitgehenden — mit Ausnahme Antricks — Abstinenz der Braunschweiger Radikalen vom Parteitag, obwohl ihr Organ, der „Volksfreund", die Bedeutung des Parteitages mehrfach hervorgehoben und einen radikalen Beschluß gefordert hatte. Das einzige, was man mit aller Vorsicht daraus ablesen kann, ist, daß die Richtungsstreitigkeiten innerhalb der deutschen Sozialdemokratie bei den Braunschweiger Genossen nicht an erster Stelle der Besorgnisse standen, ihre radikale Haltung eher aus spezifisch braunschweigischen Umständen herrührte.

3.2.3. Budgetbewilligung

Ein weiterer Streitpunkt in der Vorkriegssozialdemokratie war die Zustimmung süddeutscher Landtagsfraktionen zu den Budgets. Der Parteitag der SPD befaßte sich insbesondere 1894, 1908 und 1910 mit dieser Frage. 1894 bewegte diese Frage die örtlichen Parteiorganisationen in Braunschweig und Anhalt nicht. Beim Reichsparteitag stimmte Peus als anhaltischer Delegierter gegen die Verurteilung der Budgetbewilligung, Heinrich Rieke aus Braunschweig dafür.[79]

Anhalt

In Anhalt wurde die Budgetbewilligung erstmals auf dem Landesparteitag im August 1908 diskutiert. Hier lag ein Antrag vor, die Budgetbewilligung zu verurteilen. Schon vor der Abstimmung wurde der Antrag aber zurückgezogen, als klar wurde, daß der Landesparteitag die Angegriffenen, also Vertreter der süddeutschen Fraktionen, vor der Entscheidung selber hören wollte.[80]

75 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitags der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, 1906, Berlin 1906, S.304f.
76 Vgl. u.a. Protokoll SPD-Parteitag 1913, S.300.
77 Vf vom 13.9.1913.
78 Protokoll SPD-Parteitag 1913, S.337f.
79 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitags der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, 1894, Berlin 1894, S.107f. und S.132f.
80 VfA vom 24.8.1908.

Beim Reichsparteitag war Anhalt I nicht vertreten, auch war Peus nicht für seinen Reichstagswahlkreis Brandenburg-Westhavelland oder für eine andere Parteigliederung Delegierter geworden. Angesichts der Bedeutung des Themas Budgetbewilligung überrascht dies. Einziger anhaltischer Delegierter war August Trautewein für Anhalt II. Es zeigte sich, daß seine Verurteilung der Budgetbewilligung gemäßigter ausfiel als die der Parteitagsmehrheit. Einem Antrag, die Budgetbewilligung zwar im Prinzip abzulehnen, Ausnahmen aber zuzulassen, stimmte er zu. Erst als dieser Antrag abgelehnt worden war, stimmte er dem Antrag des Parteivorstandes zu, der zwar auch Ausnahmen zuließ, diese aber enger faßte und zudem die bisherigen Budgetbewilligungen ausdrücklich verurteilte.[81] Peus sah dies anders. In einem Leitartikel im „Volksblatt für Anhalt" erklärte er, daß die Budgetbewilligung eine rein taktische, keine grundsätzliche Frage sei und daher diese Angelegenheit von Fall zu Fall entschieden werden müsse.[82]

1910 stand das Thema erneut auf der Tagesordnung des Reichsparteitages. Der Ortsverein Dessau beschäftigte sich schon im Vorfeld des Parteitages mit dieser Frage. Wie in der Massenstreikfrage vertrat Paul Stelzer eine etwas linkere Position als Peus und die Ortsvereinsmehrheit, führte seine Argumentation aber nicht soweit, daß es zum offenen Konflikt gekommen wäre. Stelzer beließ es bei der Erklärung, er hätte es lieber gesehen, daß die Badenser das Budget abgelehnt hätten, da die Zustimmung ein Bruch der Parteidisziplin sei. Peus und die übrigen Redner aber wollten die Entscheidung den Badensern überlassen.[83] Diese Position vertrat Peus auch auf dem Reichsparteitag. Der zweite anhaltische Delegierte, Franz Eschke, stimmte hingegen jeweils mit der — von Zentristen und Linken gebildeten — Parteitagsmehrheit gegen die Budgetbewilligung.[84] Da aber in Anhalt diese Frage nicht praktisch anstand, kam es darüber zu keinen Konflikten.

Braunschweig

Auch in Braunschweig beschäftigte sich der Landesparteitag schon im Vorfeld des Reichsparteitages 1908 mit der Budgetbewilligung. Einzig Jasper, der immer mehr zum Repräsentanten gemäßigter Positionen in der Braunschweiger SPD wurde, lehnte dort die Verurteilung der Budgetbewilligung ab; ähnlich wie die Mehrheit des anhaltischen Landesparteitages wollte er vor einer Entscheidung die Betroffenen hören und daher einen Beschluß erst beim Reichsparteitag herbeiführen. Alle übrigen Redner traten für eine scharfe Verurteilung der Budgetbewilligung ein; so beschloß auch der Landesparteitag.[85] Dennoch wurde Jasper als einer von drei Braunschweiger Delegierten zum Parteitag geschickt. Dort lehnte er konsequent jede Verurteilung der Budgetbewilligung ab und stand damit noch „rechts" vom anhaltischen Delegierten. Die beiden anderen Braunschweiger Delegierten stimmten für die Verurteilung der Budgetbewilligung.[86] Der Reichsparteitag 1910 zeigte, daß die Ablehnung der Budgetbewilligung in Braunschweig nicht auf den linken Flügel begrenzt war. Neben den dezidierten Linken Richard Wagner, Heinrich Wassermann und Ludwig Martin stimmten der

81 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitags der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, 1908, Berlin 1908, S.423–425.
82 VfA vom 22.9.1908.
83 VfA vom 29.7.1910.
84 Protokoll SPD-Parteitag 1910, S.373–376.
85 Vf vom 2.9.1908.
86 Protokoll SPD-Parteitag 1908, S.423–425.

Resolution der Parteivorstands auch die ,,Gemäßigten" Fritz Bunge und Heinrich Rieke zu.[87] Jasper stand mit seiner Position offenkundig völlig alleine.

3.2.4. Arbeitsruhe am 1. Mai

An der Art, wie der 1. Mai von den Arbeitern gefeiert wurde, läßt sich die Bereitschaft und Fähigkeit zu Auseinandersetzungen mit den Arbeitgebern ablesen, mußte doch jeder, der tagsüber die Arbeit ruhen ließ, mit möglicher Aussperrung oder Entlassung rechnen. Deswegen war von Anfang an in der SPD umstritten, ob und inwieweit die Arbeitsruhe am 1. Mai verpflichtend gemacht werden solle. Man könnte denken, daß über diesen ,,höchsten Feiertag" der organisierten Arbeiterschaft die Berichterstattung in der sozialdemokratischen Presse umfassend gewesen sei. Leider trifft dies um so weniger zu, je entfernter die Gemeinden vom Erscheinungsort der jeweiligen Zeitung lagen. Dennoch lassen sich deutlich Tendenzen erkennen. Zwischen 1906 und 1914 hat es in Dessau, immerhin einer Stadt mit 55.000 Einwohnern (1905), dreimal (1908, 1909, 1914)[89] keine offizielle Maifeier per Arbeitsruhe gegeben; auch sonst war die Beteiligung schwach: 1906 lag sie bei 150 Streikenden,[90] 1911 bei 100 Genossen,[91] 1912 berichtete das ,,Volksblatt für Anhalt" von einer ,,größeren Anzahl Parteigenossen", die am Vormittagsausflug teilnahmen.[92] Auch in den anderen Orten Anhalts war die Beteiligung an der Arbeitsruhe am 1. Mai schwankend — einzig in der Industriestadt Bernburg wurde in jedem Jahr, aus dem Berichte vorliegen, gestreikt — und wenn gestreikt wurde, dann von maximal 200 Arbeitern pro Stadt.[93]

Im Land Braunschweig sah es im Harz- und im Weserkreis ähnlich schlecht aus. Arbeitsniederlegungen am 1. Mai waren hier die Ausnahme. Neben der Landeshauptstadt gab es nur in Helmstedt und Wolfenbüttel Jahr für Jahr Streiks am 1. Mai, mit maximal 260 Beteiligten.[94] Die Idee des 1. Mai lebte im Herzogtum Braunschweig also von der Beteiligung in der Landeshauptstadt. Bei einer Einwohnerzahl von ca. 140.000 streikten jeweils 1.000 bis 4.000 Arbeiter, also ein erheblich größerer Prozentsatz als in Dessau.[95] Außerhalb der Landeshauptstadt ähnelten die Verhältnisse eher denen in Anhalt.

An der jeweils vorherrschenden Einstellung zur Arbeitsruhe am 1. Mai — Skepsis in Anhalt, Engagement in der *Stadt* Braunschweig — gab es intern auch Kritik. In Anhalt blieb sie aber schwach, da kein prinzipieller Beschluß gegen jegliche Beteiligung an den Maistreiks gefaßt worden war. Zwar war die Mehrheit für eine Änderung der Beschlußlage des Reichsparteitages, weg von der Arbeitsruhe am 1. Mai.[96] Solange aber der Beschluß galt, versuchte man,

87 Die Zuordnung zu den Richtungen erfolgte anhand der Stellung zu Rosa Luxemburgs Massenstreikantrag. Vgl. dazu: Protokoll SPD-Parteitag 1910, S.181f.; zur Abstimmung über die Budgetbewilligung: a.a.O., S.373–376.

88 Entfällt.

89 VfA vom 28. und 29.4.1908, vom 20.3.1909 und vom 2.5.1914.

90 Arbeitersekretariat Dessau, Jahresbericht für das 1. Geschäftsjahr 1906, nebst Berichten der Gewerkschafts-Kartelle Dessau, Roßlau, Zerbst und Coswig, Dessau o.J., S.29.

91 VfA vom 2.5.1911.

92 VfA vom 2.5.1912.

93 VfA vom 2. und 4.5.1908, vom 25.4.–5.5.1911, vom 2.5.1912 und vom 2.5.1914; 1910 und 1913 fiel der 1. Mai auf gesetzliche Feiertage.

94 Auswertung des Vf jeweils für den 2.–8.5. 1906–1914.

95 Friedhelm Boll, Massenbewegungen . . ., a.a.O., S.40 und S.128.

96 So der Landesparteitag Anhalt 1907, vgl. VfA vom 16.7.1907; der Ortsverein Dessau 1908, vgl. VfA vom 24.8.1908; ebenso 1909, vgl. VfA vom 24.9.1909; Heinrich Peus beim SPD-Parteitag 1909, vgl. Protokoll der Verhandlungen des Parteitags der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, 1909, Berlin 1909, S.421f.; Max Günther, in: Jahres-Bericht des Landes-Parteisekretariats über die Parteibewegung in Anhalt vom 1. Juli 1909 bis 30.6.1910. Erstattet von Max Günther, Landes-Parteisekretär, auf der Landeskonferenz am Sonntag, den 7. August 1910, in Bernburg, S.10.

ihm nachzukommen, auch wenn dies oft nicht gelang. So ist Kritik an der Haltung der Mehrheit nur 1908 aus Dessau überliefert, wo sie besonders von den Bauarbeitern und Maurern vorgetragen wurde.[97]

In Braunschweig kam die Kritik aus zwei Richtungen. Ein schwacher Vorstoß ging dahin, von der Arbeitsruhe am 1. Mai abzulassen. Der SPD-Landesvorsitzende Heinrich Rieke stellte dies 1911 als Frage in den Raum, nachdem für Ausgesperrte nach dem 1. Mai erhebliche Summen hatten aufgewendet werden müssen: „Bei solchen Zahlen müsse man sich ernstlich fragen, ob die Maifeier auf die bisherige Weise gefeiert werden könne, oder ob nicht die Opfer so hoch würden, daß sie uns die Kassen allzusehr belaste und für andere Aufgaben unfähig mache."[98] Gewichtiger war die Auseinandersetzung, die der Parteisekretär Antrick 1911/12 führte. Ausgangspunkt war bei ihm, wie bei Heinrich Rieke, die Aussperrung vieler Arbeiter, die am 1. Mai gestreikt hatten. Seine Schlußfolgerungen aber waren völlig konträr. Ihn störte, daß die Arbeitsniederlegung am 1. Mai davon abhängig gemacht worden sei, daß im Falle der Aussperrung Unterstützung gezahlt werde.[99] Nach langen Verhandlungen einigten sich Partei und Gewerkschaften im Herzogtum Braunschweig darauf, am 1. Mai nur noch dort zu streiken, wo zuvor 2/3 der Arbeiter in geheimer Abstimmung dafür votierten; an Ausgesperrte sollte keine Unterstützung mehr gezahlt werden.[100] Prompt sank 1912 die Beteiligung an der Maiarbeitsruhe.[101]

Die Richtung der Kritik, die in Braunschweig vorgebracht wurde, verstärkte mithin noch die unterschiedliche Haltung der braunschweigischen und der anhaltischen Sozialdemokratie zur Arbeitsruhe am 1. Mai. Besonderes Gewicht dürfte die unterschiedliche Praxis für das Selbstbewußtsein der sozialdemokratischen Arbeiterschaft in Braunschweig und Anhalt gehabt haben. Der Durchsetzungsfähigkeit der sozialdemokratischen Arbeiter in Braunschweig, auch gegen drohende Aussperrungen, stand die geringere Risikobereitschaft in den meisten Orten Anhalts gegenüber.

3.3. Wandel und Kontinuität. Zu einigen Besonderheiten der anhaltischen und der braunschweigischen Sozialdemokratie

Als einen der charakteristischsten Unterschiede zwischen Braunschweig und Anhalt sehen wir (in Anlehnung an Bolls Untersuchung zu Braunschweig und Hannover) die innerparteiliche Machtverteilung. Einem multipolaren System in Braunschweig stand ein monopolares System in Anhalt gegenüber. In Anhalt dominierten — zumindest in Fragen der grundsätzlichen politischen Orientierung — Heinrich Peus und der Geschäftsführer der SPD-Zeitung, Heinrich Deist, die Partei, und zwar praktisch von Beginn an (Peus kam 1891 nach Dessau). Wichtigstes Instrument dafür war das unter Leitung von Peus stehende „Volksblatt für Anhalt". In Braunschweig hingegen gab es zwischen 1890 und 1918 gerade in den Führungspositionen einen erheblich häufigeren Wechsel und zudem auch jeweils gleichzeitig mehrere führende Köpfe mit sehr unterschiedlichen politischen Positionen. Von 1890 bis 1898 wurde Braunschweigs SPD von schweren inneren Auseinandersetzungen erschüttert, bis hin zu

97 VfA vom 28. und 29.4.1908.
98 Heinrich Rieke vor dem Landesparteitag, Vf vom 30.8.1911.
99 SPD Braunschweig, Jahresbericht 1910/11, S.10f.
100 Bezirkskartell der Freien Gewerkschaften des Herzogtums Braunschweig, Bericht des Vorstandes für die Zeit vom 18.9.1911 bis 1.7.1912, S.7–9.
101 SPD-Jahresbericht 1911/12, S.8f.; diese Angaben stehen im Widerspruch zu Bolls Behauptung, 1912 sei die Beteiligung ungefähr so wie 1911 gewesen, vgl. Friedhelm Boll, Massenbewegungen . . ., a.a.O., S.128.

organisierten Abspaltungen. Die in den Folgejahren an der Spitze stehenden Sozialdemokraten hatten nicht das intellektuelle Niveau eines Peus, dominierten nur als Gruppe, aber nicht einzeln. Der Reichstagsabgeordnete Wilhelm Blos lebte nicht in Braunschweig und hatte daher kaum Einfluß auf das örtliche Parteileben.[102]

Mit Dr. Heinrich Jasper (1903 erstmals Delegierter zum Reichsparteitag), Otto Antrick und Richard Wagner erhielt Braunschweigs Sozialdemokratie im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts drei Führungspersönlichkeiten, die das bisherige Mittelmaß übertrafen, aber unterschiedliche politische Orientierungen aufwiesen: Jasper als Gemäßigter (ohne eindeutig den Revisionisten oder den Reformisten zugehörig zu sein), Antrick und Wagner als Vertreter des linken Parteiflügels, ohne daß beide miteinander kooperierten. Trotzdem wäre aber angesichts der radikalen Orientierung der Braunschweiger Arbeiterbewegung spätestens ab 1906 zu erwarten gewesen, daß Jasper an den Rand gedrängt worden wäre. Dies trat nicht ein. 1907 bis 1909, 1913 bis 1915 war Jasper Vorsitzender der SPD im ersten Wahlkreis.[103] Mehrfach war er Delegierter zum SPD-Parteitag. 1913 gar entsandten die sonst so radikalen Sozialdemokraten der Landeshauptstadt Jasper als Delegierten zum Parteitag, der über den Massenstreik entscheiden sollte.

Schließlich unterschied sich das Parteileben in Braunschweigs und Anhalts Vorkriegssozialdemokratie noch in einem weiteren wichtigen Punkt. Aus Anhalt sind nur sehr wenige interne Streitigkeiten überliefert, die zudem nicht um Inhalte, sondern um Formen der Politik gingen; charakteristisch ist die immer wiederkehrende Kritik an den ,,Streitereien" unter den führenden Genossen in Berlin, womit die kontroversen Debatten über Revisionismus, Massenstreiks etc. gemeint waren. Die Parteikonzeption des führenden anhaltischen Sozialdemokraten, Peus, orientierte sich am kirchlichen Vorbild. Die Parteiarbeit war weniger auf Schulung offensiver Auseinandersetzungsfähigkeit denn auf Erzeugung eines ,,sozialistischen Glaubens" unter den Arbeitern gerichtet.[104]

Ganz anders Braunschweig. Seit 1890 ist die Geschichte der Braunschweiger Sozialdemokratie gekennzeichnet von öffentlich ausgetragenen (d.h. in der Parteipresse berichteten) Konflikten. Teils ging es um persönliche Animositäten (so die fast zum Ritual der Landesparteitage gehörende Kritik am Vorsitzenden Heinrich Rieke, der dann doch stets wiedergewählt wurde), teils vermischten sich persönliche Animositäten und inhaltliche Differenzen (z.B. bei den Auseinandersetzungen zwischen Jasper und Antrick 1912 und 1914),[105] teils waren es ausschließlich inhaltliche Kontroversen. Wichtiger noch als die Existenz und Häufigkeit solcher Konflikte in Braunschweigs Sozialdemokratie ist, daß sie im krassen Gegensatz zu Anhalt nicht negativ bewertet wurden. Charakteristisch ist ein ,,Volksfreund"-Leitartikel von 1911: ,,So lange die Partei besteht, boten ihre Parteitage das Bild gegenseitiger Kämpfe, aber wir haben uns nicht nur nicht geschadet, sondern wir sind vielmehr groß und stark dabei geworden [. . .] Autoritätsduselei und Verehrung der Tradition sind nirgends so schlecht zu Hause

102 Hans-Ulrich Ludewig, Industriearbeiterschaft . . ., a.a.O., S.167–170.

103 Friedhelm Boll, Massenbewegungen . . ., a.a.O., S.111 und S.113.

104 Heinrich Peus, Das Volkshaus wie es sein soll. In Deutsch und in IDO, Berlin 1913, S.6 und S.13. Peus 1929 rückblickend: ,,Die Sozialdemokratie in all ihren verzweigten Betätigungen ist die weltliche Religion des anhaltischen Volkes geworden." Zitiert nach: Volkswacht, Bernburg, vom 1.8.1929. Er selbst stammte aus dem katholischen Milieu und hatte vor seinem Beitritt zur SPD 1890 u.a. auch Theologie studiert.

105 Vf vom 26.8.1912 und 14.7.1914.

als in der Sozialdemokratie."[106] Selbst wenn wir unterstellen, daß es in Anhalt auch viele interne Konflikte gegeben hat, wir aber deswegen von ihnen nichts wissen, weil das ,,Volksblatt für Anhalt" sie verschwieg, bleibt der Kern der Differenz: selbst dann könnten wir sagen, daß in Anhalt interne Konflikte negativ bewertet, während sie in Braunschweig als normaler Bestandteil des sozialdemokratischen Parteilebens angesehen wurden.
Unsere These lautet nun, daß diese sehr unterschiedliche ,,Streitkultur" der anhaltischen und der braunschweigischen Vorkriegssozialdemokratie erhebliche Auswirkungen auf die Entwicklung im Kriege hatte. Während Braunschweigs ,,Streitlust" ein Fundament für Kritik an der Parteiführung, aber auch am Reichstagsabgeordneten des 1. Braunschweiger Wahlkreis, Wilhelm Blos, abgab, waren abweichende Meinungen in Anhalt stigmatisiert; sie schadeten der Partei, so war die Sicht in Anhalt. Diese Differenz kann natürlich nicht allein den unterschiedlichen Weg der beiden Parteiorganisationen erklären, ein beschleunigender Faktor für die jeweilige Entwicklung aber war sie allemal.

4. Die Spaltung der Sozialdemokratie

4.1. Die organisatorische Trennung im Ersten Weltkrieg

Die unterschiedliche Haltung beider Parteiorganisationen wurde schon 1915 deutlich, als im ganzen Reich in der Sozialdemokratie Unterschriften unter ein Flugblatt gesammelt wurden, mit dem oppositionelle Sozialdemokraten gegen die Burgfriedenspolitik protestierten. Aus Anhalt unterschrieb kein einziger Sozialdemokrat, aus Braunschweig hingegen gab es 37 Unterschriften, von denen 23 aus den Kleinstädten und Dörfern des Herzogtums kamen.[107] Damit war die weitere Entwicklung vorgezeichnet. In Anhalt besaßen kritische Positionen gegenüber dem Kurs der Parteimehrheit, so es sie gegeben haben sollte, keinerlei Kristallisationspunkt, weder in organisatorischer noch in personeller Hinsicht, während im Herzogtum Braunschweig die innerparteiliche Opposition im ganzen Land vertreten war und die Mehrheit der Parteimitglieder hinter sich wußte.
Die Entwicklung in Braunschweig würde mißverstanden, wenn man sie als Radikalisierung der Sozialdemokratie bezeichnen wollte. Auch wenn der Wechsel des organisatorischen Daches, weg von der SPD, hin zur USPD zu dieser Sicht verleiten könnte, muß darauf hingewiesen werden, daß die Haltung der Braunschweiger Sozialdemokraten während des Krieges die Fortsetzung der Vorkriegspolitik bedeutete. Weder die Formen (insbesondere Massendemonstrationen auf der Straße) noch die radikalen Inhalte waren Produkt der Kriegsverhältnisse; sie fielen in diesem Kontext nur stärker auf. Auch die Braunschweiger Sozialdemokraten selber empfanden ihre Politik während des Krieges nicht als Radikalisierung gegenüber der Vorkriegsposition, sondern als Bewahren der ursprünglichen sozialdemokratischen Haltung aus der Vorkriegszeit, wie sie sie verstanden. Die Erfahrungen während des Krieges in politischer, ökonomischer und sozialer Hinsicht bestärkten die Auffassung von der Richtigkeit des schon vor 1914 eingeschlagenen Weges. Hinzu kommen zwei weitere Momente. Unter der intellektuellen Führung erst von August Thalheimer, dann von Sepp Oerter — beide waren während des Krieges nacheinander Chefredakteure des ,,Volksfreund" — gelang es, die Geschlossenheit der linken Führungsgruppe zu bewahren und darüber hinaus neue Kräfte, wie die Führer der Arbeiterjugend, in die Führungsgruppe zu integrieren; eher

106 Vf vom 10.9.1911.
107 Dokumente und Materialien zur Geschichte der Deutschen Arbeiterbewegung, Reihe II, 1914–1945, Bd.1, Juli 1914 bis Oktober 1917, Berlin 1958, S.169ff.

gemäßigte Gewerkschaftsführer konnten durch geschicktes Taktieren ebenfalls eingebunden werden. Damit unterschied sich die Situation in Braunschweig deutlich von der in anderen Hochburgen der Linken wie Bremen, wo sich die verschiedenen linken Strömungen gegenseitig bekämpften, oder Leipzig, wo das Gewerkschaftskartell mehrheitlich bei der SPD blieb. Neben Partei und Gewerkschaften entstand 1916/17 eine erfolgreich agierende Massenbewegung, in der besonders spartakistische Arbeiterjugendliche dominierten. Diese Massenbewegung, die sich in Streiks und Demonstrationen äußerte, trieb die Sozialdemokratie weiter voran in der Kritik an der Politik der Parteiführung in Berlin, gewann umgekehrt durch die Unterstützung, die sie in weiten Teilen der Partei- und Gewerkschaftsführung fand, zusätzliches Selbstvertrauen. Zu einem Gegeneinander von Massenbewegung und Partei- und Gewerkschaftsführung kam es in Braunschweig erst Anfang 1919.

Es stellt sich natürlich die Frage, warum in Anhalt die USPD bis 1918 praktisch nicht existent war. Zwar entsprach dies, wie die umgekehrte Entwicklung in Braunschweig, der Vorkriegstradition der Parteiorganisation; insofern gelten ähnliche Erklärungen wie für Braunschweig. Wenn wir aber für Braunschweig konstatieren, daß die politischen, ökonomischen und sozialen Erfahrungen während des Krieges die Braunschweiger in ihren radikalen Positionen bestärkten, dann ergibt sich das Problem, warum diese Erfahrungen nicht in Anhalt zu einem Aufbrechen der gemäßigten Vorkriegspositionen führten. Gab es diese Braunschweiger Erfahrungen nicht oder wurden ähnliche Erfahrungen unterschiedlich verarbeitet?

Wie meist ist es auch hier eine Mischung aus beidem. In Braunschweig gab es auch während des Krieges keine nennenswerte Lockerung der gesellschaftlichen Diskriminierung der Sozialdemokratie.[108] In Anhalt gab es zwar in einem der wichtigsten Konfliktpunkte der Vorkriegszeit, dem Wahlrecht, bis zur Novemberrevolution ebenfalls keine Bewegung, aber es gab atmosphärische Verbesserungen. Wichtiger als der eher bescheidene reale Inhalt der atmosphärischen Verbesserungen dürfte deren Interpretation durch die Partei gewesen sein. Die gesellschaftliche Anerkennung der Sozialdemokratie wurde im Krieg zumindest nicht zurückgeschraubt, so daß es für Anhalts Sozialdemokratie keinen Anlaß gab, die gemäßigten Vorkriegspositionen aufzugeben. Die neu entstandenen sozialen Nöte wurden als kriegsbedingt angesehen und, da der Krieg bejaht wurde, im Prinzip ertragen, auch wenn natürlich gegen offenkundige Ungerechtigkeiten und Mängel Stellung bezogen wurde. Aber auch hier gab es partielle Erfolge; besonders die Situation in der größten Stadt, Dessau, wurde gelobt.[109]

Die gar nicht so völlig andere Situation in Braunschweig[110] wurde, auf Grund des in der Vorkriegszeit entstandenen völlig anderen Vorverständnisses, ganz anders bewertet. Da der Krieg von Braunschweigs Sozialdemokraten schon nach kurzer Zeit abgelehnt wurde,[111] war der Protest gegen die aus dem Krieg erwachsenen Belastungen auch von ganz anderer Qualität. Offener Protest, von Demonstrationen bis Streiks, fand Unterstützung bei Braunschweigs

108 Vgl. u.a. Jahresbericht des Ortsvereins Braunschweig 1913–1915 in: Vf vom 2.9.1915.

109 Jahresbericht des Sozialdemokratischen Vereins für den Wahlkreis Anhalt I vom 1.April 1914 bis 31. März 1915, Dessau o.J., S.8.

110 Hans-Ulrich Ludewig, Die Spaltung der Braunschweiger SPD im Ersten Weltkrieg, in: Braunschweigs Arbeiterschaft 1890–1950. Vorträge zu ihrer Geschichte. Gehalten beim Arbeitskreis Andere Geschichte (= Braunschweiger Werkstücke, Reihe A, Bd.23), Braunschweig 1988, S.37–50, hier S.45–47.

111 Bernd Rother, Die Sozialdemokratie . . ., a.a.O., S.22f.

Partei- und Gewerkschaftsführung, während er in Anhalt seitens der SPD abgelehnt wurde[112] und kaum stattfand.[113]

Es kommt ein weiterer gewichtiger Unterschied hinzu: In Braunschweig spaltete die Parteirechte die Sozialdemokratie, in Anhalt hätten dies die Linken tun müssen. Beim hohen Stellenwert der Parteieinheit für alle Sozialdemokraten[114] bedeutete dies für die (potentiellen) Spalter ein immenses Handicap. Da es in Anhalt für die wenigen Linken weder von der Organisation noch vom Personellen her Kristallisationspunkte gab — anders als für die Minorität der Rechten in Braunschweig —, wurde die kritische Masse für die Gründung einer eigenen Organisation in Anhalt erst nach Kriegsende erreicht.

Zuvor gab es zwar ab 1916 von einer Minderheit Kritik am Kurs der Parteimehrheit — diese Kritik war im Vergleich zu Braunschweig sehr zurückhaltend —, eine Spaltung der Partei aber wurde auch von den Kritikern ausdrücklich verurteilt. Der Wunsch nach Einheit ging so weit, daß auf der Kreiskonferenz von Anhalt II 40 % der Delegierten es ablehnten, Genossen, die sich zugunsten der gerade neugegründeten USPD erklärten, aus der Kreisorganisation der SPD auszuschließen. Auch deswegen konnte nach der USPD-Gründung im Reich konstatiert werden, daß Anhalt von der Spaltung verschont geblieben sei. Erst im August 1918 wurde der vor der Novemberrevolution einzige USPD-Ortsverein gegründet.[115]

4.2. Die Spaltung im Lichte der Sozialstruktur

In der Vorkriegszeit gab es nach unseren Erhebungen keine nennenswerten Unterschiede in der Sozialstruktur der beiden Parteiorganisationen. Beide waren fast reine Arbeiterparteien, mit einem dominierenden Anteil von Facharbeitern und Angelernten. Jedoch ist für Anhalt eine verzögerte Organisierung hochqualifizierter Industriearbeiterschichten feststellbar. Für die Nachkriegszeit sind Aussagen aus Quellengründen schwieriger. Da Mitgliederstatistiken fehlen, haben wir uns für einen Vergleich der Landtagskandidaten in den Jahren 1918 und 1920 entschieden. Damit sind die obere und die mittlere Funktionärsebene, d.h. die Führung auf Landesebene sowie die wichtigsten Aktivisten in den Kreisen und größeren Orten, erfaßt. Dies war auch die Ebene, auf der die entscheidenden Diskussionen geführt und Beschlüsse über die Frage der Zugehörigkeit zu USPD oder SPD gefaßt wurden. Wir können somit cum grano salis die Sozialstruktur der Protagonisten des Spaltungsprozesses in beiden Ländern vergleichen.

112 Zu Braunschweig: Friedhelm Boll, Massenbewegungen . . ., a.a.O., S.196ff und S.217ff; zu Anhalt: Fritz Hesse, Von der Residenz . . ., a.a.O., S.90.

113 In Anhalt gab es 1915–1917 gar keine Streiks, während in Braunschweig 47.080 Arbeitstage durch Streiks ausfielen; für 1918 (vor und nach der Novemberrevolution) lauten die Zahlen: Braunschweig 555, Anhalt 510 Tage. Vgl. Statistik des Deutschen Reiches, Bd.282, Berlin 1917, S.23*, Statistik des Deutschen Reiches, Bd.290, II, Berlin 1920, S.8f. und S.11.

114 Man kann den Organisationskonservativismus der Mitglieder, „die selbst bei ernsthafter Kritik an ihrer Organisation der grundsätzlichen Schwenkung oppositioneller Gruppen gegen die alten Verbände und Führer nur in verschwindender Zahl folgen" (Gerhard A. Ritter, Die Arbeiterbewegung . . ., a.a.O., S.163), mit Lethargie erklären, wie dies Ritter tut (ebda.). Zwingend ist dies nicht. Zur Lethargie kommt hinzu — oder ist gar noch wichtiger — die in jedem Arbeitskampf erneut bestätigte Erfahrung der Arbeiterbewegung, daß ihr nur die Einheit, die große Zahl von Mitgliedern Macht verleiht. Sich daran auch in Zeiten innerorganisatorischer Konflikte zu halten und Spaltungen gegenüber abweisend zu sein, muß nicht (kann aber) Zeichen von Lethargie sein.

115 VfA vom 5.4., 3. und 19.6.1916, 18. und 21.5.1917 und 14.5.1918; Helmut Topf, Gerhard Knoch und Isa Schirrmeister, Ihr Kampf lebt in unseren Taten. Zur Geschichte der Kommunistischen Partei Deutschlands und des antifaschistischen Widerstandskampfes im Kreis Zerbst, Zerbst 1986, S.6.

Sozialstruktur der Landtagskandidaten von SPD und USPD in Anhalt und Braunschweig[116] 1918 und 1920 (in Prozent)

	A SPD 1918	B SPD 1918	B USPD 1918	A SPD 1920	B SPD 1920	A USPD 1920	B USPD 1920
Landarbeiter	0	2	0	0	3	3	9
ungelernte Arbeiter	3	3	9	5	3	3	6
Facharbeiter/Angelernte	9	52	51	5	46	60	43
— davon Metallindustrie	6	26	26	0	5	26	17
— davon Baugewerbe	0	6	12	0	20	14	15
Arbeiter gesamt	12	56	60	11	52	66	58
„Arbeiterfunktionäre"	68	26	18	53	15	11	17
Mittelschichten*	15	10	17	32	29	17	20
Sonstige (Ehefrauen etc.)	6	8	5	5	3	6	5

Zwei Fragen waren für uns von vorrangigem Interesse:

— Unterschieden sich SPD und USPD in der Sozialstruktur ihrer Mitgliedschaft grundsätzlich voneinander?

— Wurden nach 1918 nur die traditionellen Trägerschichten der Sozialdemokratie organisiert oder kam es auch zu einer sozialstrukturellen Ausdehnung?

Bei der Analyse sind wir zu zwei wesentlichen Ergebnissen gekommen. Das erste hat uns besonders überrascht. Während wir erwartet hatten, daß die generelle Trennlinie in soziologischer Hinsicht zwischen den politischen Lagern verlaufen würde — USPD Anhalt und Braunschweig einerseits, SPD Anhalt und Braunschweig andererseits —, erwies es sich, daß die 1918 einzige und 1920 immerhin noch wesentlichere Trennlinie zwischen den Ländern verlief, nicht zwischen den politischen Lagern. Bei Anhalts SPD lag 1918 und 1920 der Anteil der Kandidaten, die in den verschiedenen Zweigen der Arbeiterbewegung einschließlich des öffentlichen Sozialwesens (Krankenkasse, Arbeitsnachweis) hauptamtlich tätig waren, erheblich höher als bei beiden sozialdemokratischen Parteien in Braunschweig.[117] In Braunschweig waren umgekehrt die weiterhin in der Produktion tätigen Industriearbeiter unter den Kandidaten dominierend. Dieser Unterschied lag nicht an einer geringeren Zahl von hauptamtlichen Funktionären der Arbeiterbewegung in Braunschweig. Bezogen auf die Einwohnerzahl gab es dort genau so viele Hauptamtliche wie in Anhalt.[118] Anhalts SPD war bei den Aktivisten viel stärker durch Hauptamtliche geprägt als Braunschweigs SPD und USPD. Eine naheliegende Erklärung dafür scheidet aus: An einer Ablehnung der USPD-Dominanz in Braunschweig kann die Zurückhaltung besonders der Gewerkschaftsfunktionäre bei der Kandidatur zum Landtag nicht gelegen haben, hatten doch auch die Gewerkschaftsfunktionäre in Braunschweig mehrheitlich den Schritt zur USPD vollzogen.

Nur Anhalts USPD wich von diesem Bild ab; der niedrige Anteil Hauptamtlicher bei ihr zeigte, wie geschlossen der „Apparat" der Vorkriegs-SPD in Anhalt zur SPD stand, während

116 A = Anhalt, B = Braunschweig, * beinhaltet: Angestellte und Beamte, Selbständige, Landwirte, freie Berufe. Volkskommissare, Minister, Bürgermeister, Stadträte wurden auf der Grundlage ihres vorher ausgeübten Berufes eingeordnet. Angestellte der Arbeiterorganisationen wurden ungeachtet ihres vorher ausgeübten Berufes in die Kategorie „Arbeiterfunktionäre" eingeordnet. In einigen Fällen (z.B. bei Lagerhaltern) ist die Einordnung als Angestellter der Arbeiterbewegung lediglich Vermutung.

117 In Anhalt kandidierte die USPD 1918 nicht.

118 Basis ist die Auswertung des Mitgliederverzeichnisses der Vereins Arbeiterpresse aus dem Jahre 1914, vgl. Handbuch des Vereins Arbeiterpresse, Jg.3 (1914), Berlin 1914.

in Braunschweig auch er zur USPD ging. Wir haben es hier offenkundig mit zwei unterschiedlichen politischen Kulturen zu tun. Wenn wir uns an die Ausführungen zur politischen Kultur in Braunschweigs und Anhalts Vorkriegssozialdemokratie erinnern, dann entsteht in Verbindung mit diesen statistischen Befunden das Bild einer von hauptamtlichen Funktionären dominierten anhaltischen Sozialdemokratie, während in Braunschweig das Gewicht der ,,einfachen" Mitgliedschaft deutlich stärker war. Wenn wir auch noch an den Stellenwert von Einheit und Disziplin in der Sozialdemokratie denken, dann dürfte neben den politischen Inhalten und dem kaum zu unterschätzenden, aber auch schwer genau zu kalkulierenden personellen Faktor die in Braunschweig in Jahren entstandene politische Streitkultur ein weiterer wichtiger Beitrag dazu gewesen sein, die für eine Abspaltung von der alten Parteizentrale nötige Bereitschaft zu erreichen.

Nun zum zweiten Ergebnis. Wir können feststellen, daß in beiden Ländern der Anteil der Mittelschicht bei den Kandidaten der SPD von 1918 bis 1920 von ca. 10–15 % auf ca. ein Drittel anstieg; bei der USPD hingegen stagnierten die Werte auf dem niedrigen Niveau von 1918. Hier wurde deutlich, daß es der SPD nach 1918 gelang, in Teile der Mittelschicht einzudringen.[119] Die USPD blieb auf die Arbeiterschaft beschränkt, wenn auch zu konstatieren ist, daß dies 1920 auch die Landarbeiterschaft umfaßte.

Eine Differenzierung nach gelernten und ungelernten Arbeitern und nach verschiedenen Branchen bringt keine weiteren Ergebnisse von Bedeutung. Hier soll nur hervorgehoben werden, daß 1920 — anders als 1918 — die USPD in Anhalt und Braunschweig einen erheblich höheren Metallarbeiteranteil aufwies als die SPD Braunschweig; bei Anhalts SPD fehlten sie 1918 und 1920 fast völlig, da insgesamt Arbeiter einen geringen Anteil der Kandidaten stellten.

Interessiert hat uns auch die territoriale Verteilung der Kandidaten. Es zeigte sich, daß 1918 in Braunschweig beide sozialdemokratischen Parteien noch weitgehend auf die Landeshauptstadt beschränkt waren, während in Anhalts SPD schon eine relativ gleichgewichtige Verteilung über das ganze Land erreicht worden war. Bis 1920 konnten USPD und SPD Braunschweig hier nachziehen und auch die ,,Provinz" organisieren; für die SPD, die in der Industriearbeiterschaft der Landeshauptstadt ohne Einfluß blieb, galt dies noch stärker als für die USPD. Durch unsere Erhebung nicht erfaßt sind die Erfolge aller sozialdemokratischen Parteien bei den Landarbeitern. Sie werden in den Wahlergebnissen deutlich; inwieweit sie sich auch in der Gewinnung von Mitgliedern niederschlugen, muß insbesondere wegen der schlechten Quellenbasis für Anhalt offen bleiben.

Die von uns konstatierten Unterschiede und Veränderungen interpretieren wir bei der SPD in beiden Ländern als instabilen Trend hin zur Volkspartei. Die USPD Braunschweig ist zwar nicht als Volkspartei zu bezeichnen; ihr gelang es aber, alle Arbeiterschichten zu organisieren. Die anhaltische USPD kam nicht über Industrie- und Bergarbeiter hinaus, stellt sich also als Ausnahme unter den vier untersuchten Parteiorganisationen dar. In Erweiterung des Horizonts auf die Reichsebene muß aber die Frage gestellt werden, ob nicht eher die braunschweigische USPD mit ihrer großen Integrationsfähigkeit die Ausnahme — also ,,untypisch" — und damit die anhaltische USPD ,,typisch" für diese Partei ist.

119 Zu Braunschweig: Bernd Rother, Sozialdemokratie . . ., a.a.O., S.78.

Wenn wir auf die Suche nach Unterschieden zwischen beiden Richtungen der Sozialdemokratie zurückkommen, dann bleibt als Fazit, daß es 1918 noch keine signifikanten *sozialen* Unterschiede gab; die Unterschiede in bezug auf die Arbeiterfunktionäre interpretieren wir als politisches Moment. Soziale Unterschiede entstanden erst nach 1918 durch die Gewinnung von Teilen der Mittelschichten seitens der SPD. Das Leipziger Aktionsprogramm der USPD von 1919 und das Görlitzer Programm der SPD 1921 reflektierten die nun eingetretenen sozialstrukturellen Veränderungen in beiden Parteien.[120]

4.3. Einheitsgedanke und Spaltung

Für die Bewertung des gegensätzlichen politischen Organisationsverhaltens der Sozialdemokratien Anhalts und Braunschweigs in der Kriegs- und Nachkriegszeit ist die Frage bedeutsam, welche Wirkung die Überzeugung von der Notwendigkeit der politischen Einheit der Arbeiterklasse auf den Verbleib in der SPD (Anhalt) bzw. auf die Entscheidung, sich von ihr zu trennen (Braunschweig), ausübte. Überraschenderweise haben wir keine grundsätzlichen Unterschiede feststellen können, vielmehr scheinen die Auseinandersetzungen dem gleichen Schema politischer Gruppenbildung zu folgen. Inhaltliche Begründungen für die Notwendigkeit von Einheit oder Spaltung wurden nur von Führungsgruppen geliefert. Je weiter man sich der Basis der Partei nähert, desto mehr gerinnt die Einheit der Partei zu einem Wert an sich, findet eine inhaltliche Hinterfragung der nur formellen Vorbedingung „Einheit von Partei und Arbeiterklasse" kaum noch statt und wird von der Masse auch kaum rational verarbeitet. Der folgende Bericht aus Anhalt vermittelt einen Eindruck von der Fetischisierung der Organisationseinheit: „Die USPD-Ortsgruppe in Hecklingen wurde im November 1918 gegründet. Von der SPD war eine Generalversammlung angesetzt. Durch die Kriegsereignisse war die Neuwahl des Vorstandes nötig geworden. Die Versammlung fand am 10. oder 11. November 1918 statt. Dazu waren auch Paul Erdmann und ich [Franz Zimmer] eingeladen. Daß wir zur USPD gehörten, war ja damals noch nicht bekannt. Man kannte uns aber in Hecklingen als fortschrittliche und revolutionäre Genossen. Paul Erdmann wurde als neuer Vorsitzender vorgeschlagen. Als er daraufhin erklärte, daß er sich zur USPD bekannt hatte, gab es im Saal Empörung und laute Rufe ‚Raus'! Danach wurde ich als Vorsitzender vorgeschlagen. Ich erklärte dasselbe wie Paul Erdmann und das Geschrei wiederholte sich."[121] Gerade an diesem Beispiel wird die ambivalente Wirkung des praktizierten Organisationsfetischismus deutlich: Einerseits integrationsfördernd, solange sich die Diskussion innerhalb des durch die Partei gesetzten organisatorischen Rahmens bewegte (auch „revolutionäre Genossen" konnten in der SPD Vorsitzende werden), andererseits, wenn einmal der organisatorische Bruch vollzogen war, integrationshemmend bis zur „Todfeindschaft". Insgesamt wurden dadurch vor allem die jeweils dominierenden Kräfte gestärkt; eine inhaltsbezogene Diskussion kam nicht zustande, vielmehr blieb sie in formellen Fragen stecken. Gegen die USPD in Anhalt und die SPD in Braunschweig erwies sich in der Mehrzahl der Fälle das Odium der Spaltung, das sie auf sich nehmen mußten, als weitaus stärker als alle von ihr angeführten Argumente, solange nicht die örtliche Führungsgruppe „umkippte".

120 Damit wollen wir aber nicht sagen, daß die sozialstrukturellen Veränderungen den programmatischen Neuorientierungen vorausgingen. Letztere hatten viel weiter zurückreichende Wurzeln.

121 Vgl. Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Kreis Staßfurt, Staßfurt 1978–1981, 3 Teile, hier: Teil 2, S.103.

Wurde der Wiedervereinigungsgedanke unterhalb der Führungsgruppe thematisiert, wurde die gleiche oben beschriebene Abstinenz programmatischer Problemstellungen deutlich, wie hier am Beispiel eines Antrages der USPD-Ortsgruppe Wolfenbüttel zum USPD-Parteitag im März 1919: ,,Der Parteitag wolle beschließen: einen gemeinsamen Parteitag aller sozialistischen Richtungen einzuberufen, um eine Einigung derselben auf dem Boden des Erfurter Programms zu erzielen. Sämtliche Führer, die sich bisher als solche kompromittiert haben, d.h. solche, deren Machinationen bisher einer Verständigung beider Gruppen untereinander hinderlich waren, sind bei den Beratungen des Parteitages auszuschließen. Es sind von den einzelnen Bezirken nur solche Delegierten zu wählen, die dafür bekannt sind, daß ihnen eine Einigung der sozialistischen Parteien am Herzen liegt."[122] Typisch für alle vier untersuchten Parteien ist die Delegierung der alleinigen Verantwortung für die auftretenden Differenzen von der Basis auf die Funktionärsebene. — Als Fazit bleibt: Der unter der Mitgliedschaft stark verbreitete Organisationsfetischismus wirkte sich, in Verbindung mit Theorieabstinenz, deutlich ,,konservierend" aus, verschaffte also der SPD Anhalt und der USPD Braunschweig einen organisationspolitischen Vorteil.

4.4. Die Sozialdemokratie in der Novemberrevolution

Anhalt

Die Novemberrevolution war durch die anhaltische Sozialdemokratie in dieser Form nicht gewollt. Aber: Die SPD hatte die Schwäche des Systems gespürt und mit einer im Oktober 1918 initiierten erneuten Wahlrechtskampagne reagiert.[123] Als die Novemberrevolution — ohne Zutun der SPD — auch Anhalt erreichte, war die Partei aufgrund der vorhergehenden Wahlrechtskampagne in der Offensive. Nun war ihr Ziel, in Gesprächen mit Links- und Nationalliberalen einen reibungslosen Übergang der Macht zu erreichen. Dennoch lief die von den in Anhalt stationierten Soldaten ausgehende Bewegung zunächst an der SPD vorbei. Ab dem 8. (Bernburg) bzw. 9. November (Dessau) lag dann aber die Führung bei ihr. Die flächendeckend gebildeten Arbeiter-, Soldaten- und auch Bauernräte standen mit Ausnahme einiger Gutsdörfer, wo der örtliche Gutsbesitzer sich an die Spitze setzte, unter der Kontrolle der lokalen SPD-Organisation. Vielerorts fand die Revolution ,,im Saale" statt und war mit der Bildung eines Arbeiterrates, der von der Gemeindeverwaltung anerkannt wurde, auch schon beendet.

Am 14. November trat ein siebenköpfiger Staatsrat an die Öffentlichkeit, bestehend aus vier Sozialdemokraten, zwei Linksliberalen und einem Nationalliberalen. Der Installierung eines arbeitsfähigen, parlamentarisch legitimierten Ministeriums sollte der frühe Wahltermin 15. Dezember für die Wahlen zur konstituierenden Landesversammlung dienen. Wesentliche Widerstände gegen die Regierungsarbeit des Staatsrates gab es in Anhalt nicht. Spätestens mit dem Wahlsieg von SPD und DDP bei den Wahlen zur konstituierenden Landesversammlung — sie erhielten 58 bzw. 34 % der gültigen Stimmen und bildeten daraufhin eine Koalition — war die Novemberrevolution in Anhalt beendet. Sozialisierungsforderungen wurden erst ab Frühjahr 1919 von der nunmehr zum politischen Faktor avancierten USPD artikuliert und auch dann noch von der SPD-Führung als reine Vergenossenschaftlichung interpretiert.

122 Protokoll über die Verhandlungen des Außerordentlichen Parteitages [der USPD] vom 2.–6. März 1919 in Berlin, Berlin o.J., S.20f.

123 Vgl. u.a. VfA vom 9.10.1918: ,,Wahlrechtspetition der anhaltischen Sozialdemokratie".

Von Anfang an steuerte die SPD in Anhalt also während der Novemberrevolution auf ein Bündnis aller Anhänger der parlamentarischen Demokratie zu. Das entsprach ihrer Vorkriegspolitik. Der Aufbau ,,proletarischer Staatsorgane", eine politische Strategie ,,Klasse gegen Klasse", wie in Braunschweig, gab es in Anhalt nicht.

Braunschweig[124]

Der *Beginn* der Novemberrevolution vollzog sich in Braunschweig in ähnlicher Weise wie in Anhalt. Das aktivistische Element waren die Soldaten und Matrosen, hier aber unterstützt von jugendlichen Spartakusanhängern. Nun liefen die Entwicklungen in Braunschweig und Anhalt auseinander. Am 7. und 8. November lag die Führung in der Hand der Spartakusgruppe und war somit auf die Arbeiterschaft übergegangen. Die Führung von USPD und Gewerkschaft war von der Entwicklung überrascht und erst am 9. November wieder handlungsfähig. Da war der Arbeiter- und Soldatenrat schon gewählt. Das dominierende Element im Braunschweiger Arbeiter- und Soldatenrat waren die Spartakisten und ihre Anhänger. Für die Regierungsbildung meinten sie aber, ohne die traditionelle, nun in der USPD organisierte Führung nicht auskommen zu können. Der Spartakist August Merges wurde Präsident, die bisherige USPD-Führung stellte die Mehrheit der Volkskommissare.

Der erste Aufruf der neuen Regierung enthielt nur drei konkrete Vorhaben: Braunschweig wurde zur Republik erklärt, die herzoglichen Domänen und Güter wurden Eigentum der Republik, in allgemeinen Wahlen sollte eine Landesversammlung gewählt werden. Weitergehender als in Anhalt wurden die Befugnisse der Räte in Braunschweig gestaltet. Am 12. November verabschiedete der Arbeiter- und Soldatenrat (AuSR) ein Gesetz, das die Rechte der örtlichen Räte und eines zu bildenden Landes-AuSR bestimmte. Demnach war ihrerseits gegen Beschlüsse der Gemeindevertretungen und der künftigen Landesversammlung ein aufschiebendes Veto möglich.

Der von keiner Partei erwartete Wahlsieg der SPD bei den Landtagswahlen am 22. Dezember brachte ihr 17 Mandate, vor allem zurückzuführen auf erstmalige erhebliche Stimmengewinne auf dem Lande (Landarbeiter, Kleinbauern, Kleinbürgertum). Die hauptstädtische Industriearbeiterpartei USPD erhielt 14, die DDP 13 und der konservative Landeswahlverband 16 Sitze. Nach der Landtagswahl begann die zweite Phase der Braunschweiger Revolution. Nun wurde das Auftreten der Braunschweiger Arbeiterschaft radikaler, ihre inneren Gegensätze vertieften sich. Es ging um die Abgrenzung der Machtbefugnisse von Arbeiter- und Soldatenrat und Landtag sowie um die Sozialisierung der Wirtschaft. Während ersteres Unterschiede zwischen der vorrevolutionären USPD-Führung und den jüngeren Mitgliedern des Spartakus zutage treten ließ, führte letzteres zu einer Konfrontation zwischen den neuen Machthabern und den Unternehmern. Indes blieb die Sozialisierung im Stadium der Diskussion stecken, das tagespolitische Geschehen beanspruchte die Aufmerksamkeit der Akteure in vollem Maße. Anders in der bis dato nicht geklärten Frage der Abgrenzung der Machtbefugnisse: SPD und USPD gingen einen Kompromiß ein, der die Abhaltung von Volksabstimmungen für den Fall vorsah, daß nach einem Veto des AuSR gegen Landtagsentscheidungen keine Einigung zu erzielen sei. Die weitere Entwicklung jedoch gab dem Kompromiß keine Realisierungsmöglichkeiten. Am 7. April 1919 beschlossen Betriebsausschüsse und Vertrauensmänner auf Initiative der Kommunisten, unter Umgehung des Landes-AuSR, dessen

124 Nähere Quellenangaben in: Bernd Rother, Sozialdemokratie . . ., a.a.O., S.27–72.

Votum man sich nicht sicher war, den Beginn eines Generalstreiks zur Errichtung einer Räterepublik in Deutschland. Entscheidend für die Beteiligung der Mehrheit der Industriearbeiter in Braunschweig waren das geschlossene und zielgerichtete Auftreten der inzwischen konstituierten KPD, die Undurchsichtigkeit der politischen Lage im Reich für den einzelnen Arbeiter und wohl auch gezielte Desinformation seitens der Streikleitung. Als Reaktion darauf wurde Braunschweig am 17. April von Freikorpstruppen besetzt.

4.5. Vorbereitung der Weltrevolution oder Verbesserung des Alltagslebens? Die Landespolitik von SPD und USPD

Aus der Politik auf Reichsebene haben wir von USPD und SPD ein Bild vor Augen, das nicht nur programmatisch, sondern auch in Einzel- und Alltagsfragen von gegensätzlichen politischen Positionen bestimmt wird. Uns geht es darum, dies auch für die Landespolitik zu überprüfen. Schlugen sich die programmatischen Differenzen zwischen SPD und USPD auch in unterschiedlichem politischen Handeln der Landesregierungen nieder?

Für eine erste Phase können wir diese Frage eindeutig bejahen. Vom November 1918 bis zum April 1919, bis zur Niederschlagung der letzten Bestrebungen zur Errichtung von Räterepubliken durch die Freikorps und dem vorläufigen Ende der offen revolutionären Situation, standen bei Braunschweigs USPD, die bis Februar alleine, dann in einer Koalition mit der SPD regierte, die Sicherung der neu errungenen Macht des Proletariats und erste Sozialisierungsvorhaben im Vordergrund, während in Anhalt zügig praxisrelevante Reformen begonnen wurden, die nicht den kapitalistischen Grundcharakter der Gesellschaft berührten, und eine bis 1932 währende Koalition mit der DDP begründet wurde, obwohl die SPD die absolute Mehrheit der Sitze errungen hatte.

Zu diesen Reformen gehörten in Anhalt ein demokratisches Wahlgesetz zum Landtag, die Einführung der einheitlichen Grundschule, eine Verordnung zur Bildung von Betriebsräten, die Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht, das Recht der Eltern, die Kinder vom Religionsunterricht abzumelden, und der Lehrer, den Religionsunterricht zu verweigern, die Abschaffung des Schulgeldes in den Volksschulen, eine Wertzuwachssteuer bei Grundstücksverkäufen und die Erleichterung des Kirchenaustritts. Kernpunkt der Regierungspolitik in Anhalt aber war die Landverteilung. Oberstes Ziel sollte die Zuweisung von Land für den Nebenerwerb von Arbeitern und kleinen Gewerbetreibenden sein, um den Lebensunterhalt zu sichern. Daneben sollten Kleinbauernstellen arrondiert und damit auf eine lebensfähige Größe gebracht werden. Das Land kam vom Großgrundbesitz, besonders von den Pächtern der staatlichen Domänen. Ergänzt wurde dieser Schritt noch durch eine Verordnung über die Zwangsverpachtung von Grundstücken bis 1/2 Hektar, für die die Kreisdirektoren zudem die maximale Pachthöhe festlegten.[125]

Ganz anders sah die Regierungstätigkeit in den ersten Monaten in Braunschweig aus. Schon die Kurztitel der ersten Beschlüsse der USPD-Regierung machen dies deutlich: Demobilisierung der Garnison, Gesetz über Arbeiter- und Soldatenräte, Bildung der Roten Garde und von Volksstandgerichten. Begleitet wurden diese Maßnahmen zum Aufbau einer neuen, proletarischen Staatsmacht von ersten Vorhaben zur Transformation der Ökonomie. Anfang Dezember 1918 wurde das „Landprogramm der Braunschweiger Regierung" vorgelegt, das kurzfristig, ähnlich wie in Anhalt, die Schaffung von Nebenerwerbsstellen, in Braunschweig aber nur

125 Auswertung von Gesetzsammlung und Amtsblatt für Anhalt, 1918 bis 1920, sowie Heinrich Deist, Sozialismus in Anhalt, Ms. 1962, S.15 (verfügbar im Stadtarchiv Dessau, Bibliothek, Nr.1033).

für Landarbeiter, vorsah, darüber hinaus aber auch eine langfristige Komponente beinhaltete, die auf eine Umwandlung eines Teils der Großbetriebe in Genossenschaften abzielte. In bezug auf die Industriebetriebe war anfangs eine Art Arbeiterkontrolle der formal privat bleibenden Unternehmen beabsichtigt; das im Februar verabschiedete Betriebsrätegesetz, das wegen eines Formfehlers nicht in Kraft trat, beinhaltete dann nur noch Mitbestimmungsrechte.[126]

Im Kontrast zu diesen Schritten, die auf eine Räteverfassung zusteuerten, stand die frühe Einberufung von Kommunal- und Landtagswahlen auf der Grundlage des allgemeinen und gleichen Wahlrechts für alle Männer und Frauen. Auch Braunschweigs USPD stand in der Tradition der deutschen Vorkriegssozialdemokratie und war daher anfangs keine Vertreterin einer Räteherrschaft. Als sie Anfang 1919 zunehmend realisierte, daß die Parlamente aufgrund der Mehrheitsverhältnisse dem Übergang zum Sozialismus im Wege stehen würden, war es zu spät, sie noch auszuschalten. Nun konnte es nur noch um einen Kompromiß gehen, für den die SPD gewonnen werden mußte. Er wurde in der Vorläufigen Verfassung vom 27.2.1919 gefunden, die eine Machtteilung zwischen den Arbeiterräten und dem Landtag beinhaltete, während in Anhalt die Verfassung vom 18.7.1919 Räte überhaupt nicht vorsah.
Revolutionäre Hoffnungen in Braunschweig und konkrete Reformtätigkeit mit dem Ziel eines bürgerlich-demokratischen Sozialstaats in Anhalt markierten die Unterschiede zwischen USPD und SPD in dieser ersten Phase.
Nach dem Einmarsch der Freikorps-Truppen in Braunschweig im April 1919 schied die USPD bald aus der Regierung aus. In den folgenden Monaten suchte sie nach einer neuen politischen Perspektive, da die Hoffnung auf die baldige zweite Revolution nun unrealistisch geworden war und auch in den Betrieben die Errungenschaften der Revolution wieder beseitigt wurden. Die katastrophale Niederlage der „Büssing"-Belegschaft, in den Revolutionsmonaten eine Hochburg der Spartakisten, im Kampf gegen die Aussperrung, mit der die Wiedereinführung der Akkordarbeit durchgesetzt wurde, zeigte, daß sich die gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse drastisch verändert hatten.[127] Auf der politischen Ebene waren Fundamentalopposition oder der Versuch der Einflußnahme auch in der ungeliebten bürgerlich-parlamentarischen Republik die Alternativen, die sich der USPD nun stellten. Die Bildung einer Koalition mit der SPD nach dem triumphalen Wahlerfolg im Mai 1920 zeigte an, daß die Mehrheit der Braunschweiger USPD sich für letztere entschieden hatte.
Wenn wir uns nun die Regierungspolitik von SPD Anhalt und USPD Braunschweig ab 1920 anschauen, dann fallen die Unterschiede erheblich geringer aus als in der ersten Phase, als die Entwicklung im nationalen Maßstab noch offen und auch von den regionalen Zentren aus beeinflußbar war. Die Braunschweiger USPD setzte die von ihr selbst begonnene, aber besonders von der SPD intensivierte Landverteilung fort. Während dies Ende 1918 in der USPD praktisch nur von ihrem führenden Kopf, Sepp Oerter, vorangetrieben worden war, wurde die Landfrage nun in der ganzen Partei debattiert und dominierte 1921 einen ganzen Bezirksparteitag. Diese Entwicklung spiegelte die Ausdehnung der USPD über die Landeshauptstadt hinaus in die Kleinstädte, Industrie- und Landarbeiterdörfer des Freistaats wider, die wir beim Vergleich der Landtagskandidaten 1918 und 1920 erwähnt haben.

126 Bernd Rother, Sozialdemokratie . . ., a.a.O., S.43f., 85.
127 Vgl. Hans-Ulrich Ludewig, Von der Gerichtsklage zur Betriebsschließung. Konflikte in der Braunschweiger Metallindustrie 1918/19, in: IWK, Jg.25 (1989), H.2, S.157–174.

In der Sozialstruktur der Parteiaktivisten aber wurzelte auch der verbliebene Unterschied zwischen der Landverteilung der Braunschweiger USPD und der der anhaltischen SPD. Die Braunschweiger USPD konzentrierte sich auf Schaffung von Nebenerwerbsstellen für Land- und ländliche Industriearbeiter und lehnte die Aufteilung der großen Güter ab, die statt dessen in Genossenschaften umgewandelt werden sollten (was aber nie geschah), während die anhaltische SPD über die Nebenerwerbsstellen hinaus auch die Aufteilung von Gütern zugunsten der Arrondierung von Kleinbauernstellen wollte. Braunschweigs USPD tat nur etwas für die Arbeiter, nichts für Kleinbauern, die meist Pächter waren; Anhalts SPD hatte auch die Kleinbauern im Visier, die sie in den folgenden Jahren so weit für sich gewann, daß es 1925 zur Gründung eines lebensfähigen sozialdemokratischen Kleinbauernverbandes reichte. In Braunschweig war dies die Domäne der DDP. Dennoch war die Landverteilung in Braunschweig, wie auch in Anhalt, u.E. der entscheidende Schritt zur langfristigen Gewinnung einer großen und stabilen Wählerbasis. Die Industriearbeiter in den Dörfern profitierten am meisten von der Novemberrevolution und dankten dies in Braunschweig und Anhalt der Sozialdemokratie mit dauerhaft hoher Zustimmung in den Wahlen.[128]

Unterschiede zwischen der Regierungspolitik der Braunschweiger USPD und der anhaltischen SPD gab es in dieser Phase bei Reformen, die eher symbolischen Charakter hatten. So war die Frontstellung gegen die evangelische Kirche in Braunschweig viel schärfer als in Anhalt. Bei größeren Streiks legte die Braunschweiger Regierung den Schwerpunkt auf die Sicherung des Streikrechts, während die anhaltische Regierung den ökonomischen Schaden hervorhob.[129] Wir haben den Eindruck, daß die Braunschweiger USPD sich stärker als Interessenswalterin des Proletariats in der Regierung sah, also Klassenpolitik zu betreiben versuchte, während es der anhaltischen SPD um die Konsolidierung und den Ausbau des demokratischen Sozialstaats ging, somit nicht das Klassenbündnis, sondern die Koalition der Vertreter der parlamentarischen Demokratie im Vordergrund stand.

Probleme hatte Braunschweigs USPD mit der praktischen Umsetzung des Regierungsprogramms. Dies lag kaum an unzureichenden rechtlichen Kompetenzen, vielmehr am Mangel erfahrener Kader und auch daran, daß die konkret-reformistische Perspektive für Braunschweigs USPD relativ neu war, womit klare Zielvorstellungen erst erarbeitet werden mußten. Während die gemäßigte Sozialdemokratie Anhalts unter Führung von Peus und Deist schon in der Vorkriegszeit Vorstellungen über konkrete einzelne Reformen, von der Siedlungspolitik bis zur Förderung des Genossenschaftswesens, zu entwickeln begonnen hatte und diese von den ersten Tagen der Novemberrevolution an umzusetzen begann, war Braunschweigs radikale USPD, auch aus der Parteitradition heraus, so sehr auf die „Systemfrage" konzentriert, daß sie bei Wegfall dieser Perspektive im Frühjahr 1919 nicht auf konkrete Vorstellungen, was man denn im Rahmen einer bürgerlich-parlamentarischen Demokratie machen könnte, vorbereitet war.

Deswegen fällt der Vergleich der konkreten Taten der Braunschweiger USPD 1920–1922 und der anhaltischen SPD zugunsten letzterer aus, die zielstrebig vorging. Weiterhin blieb ein Unterschied des politischen Ziels: Braunschweigs USPD setzte sich zum Ziel, bis zum Heranreifen einer neuen revolutionären Situation die Klasseninteressen des Proletariats in der

128 Bernd Rother, Sozialdemokratie . . ., a.a.O., S.89–92; Heinrich Deist, Sozialismus . . ., a.a.O., S.15; Volkskalender Anhalt 1928, S.44f.

129 Bernd Rother, Sozialdemokratie . . ., a.a.O., S.117; Volkswacht, Bernburg, vom 23.6.1919.

Regierung zu vertreten; daher kam für sie nur das Klassenbündnis mit der SPD in Frage. Anhalts SPD hingegen wollte keine Revolution, sondern die Festigung und den Ausbau der Weimarer Demokratie; deswegen koalierte sie mit der DDP.

4.6. Ausblick

Wir wollen nun einen kurzen Blick auf die weitere Entwicklung bis 1933 werfen, um auf zwei Fragen zumindest vorläufige Antworten zu geben:

— Hatte die unterschiedliche politische Tradition der jeweiligen sozialdemokratischen Hauptströmung Auswirkungen auf die Stärke der KPD?
— Sind Einflüsse der unterschiedlichen politischen Ausrichtung der Arbeiterbewegung in beiden Ländern auf die Haltung des Bürgertums zur NSDAP erkennbar?

An dieser Stelle können wir nur die Wahlergebnisse in beiden Ländern miteinander vergleichen und unter den beiden Fragestellungen nach Besonderheiten suchen. Es fällt zunächst auf, daß in beiden Ländern die KPD unter dem Reichsdurchschnitt blieb.[130] Ob die örtliche Sozialdemokratie eher rechts oder eher links stand, hatte also auf die Erfolge der KPD keinen entscheidenden Einfluß. Bemerkenswert ist aber, daß die KPD in Braunschweig darüber hinaus stets unter den Resultaten in Anhalt blieb. Dies lag im wesentlichen an den Pendlerbewegungen in die an den anhaltischen Landesgrenzen liegenden preußischen Industriezentren, die in vielen Fällen kommunistische Hochburgen waren.

Kommen wir nun zur zweiten Frage, der nach der politischen Orientierung des Bürgertums (inklusive der Bauernschaft) ab 1924. Wir hatten bisher festgestellt, daß Braunschweigs Bürgertum seit Mitte der 1890er Jahre deutlich konservativer wählte als das Bürgertum in Anhalt. Auch für die Wahlen 1919 und 1920 ist diese Aussage noch gültig. 1919 entfielen auf die DDP in Anhalt 78 % aller für bürgerliche Parteien abgegebenen Stimmen, in Braunschweig nur 44 %. 1920 verlor die DDP entsprechend dem Reichstrend in beiden Ländern, die Relationen aber blieben erhalten: In Anhalt entfielen noch 31 % der bürgerlichen Stimmen auf die DDP, in Braunschweig nur noch 15 %. Eine wichtige Ergänzung muß aber an dieser Stelle eingefügt werden: Anders als in der Vorkriegszeit war 1920 der rechte Flügel des bürgerlichen Spektrums nun in Anhalt stärker als in Braunschweig: In Braunschweig erhielt die DNVP 25 % der bürgerlichen Stimmen, in Anhalt 34 %. Dies ist um so bemerkenswerter, als doch die Revolution in Braunschweig für das Bürgertum viel bedrohlicher abgelaufen war als in Anhalt.

Die weitere Entwicklung des Wahlverhaltens des Bürgertums in beiden Ländern macht noch klarer, daß wir die Ursachen für den Rechtstrend im bürgerlichen Lager während der Weimarer Republik zuvörderst nicht beim Verhalten der Arbeiterbewegung zu suchen haben. Von 1924 bis 1932 vollzog sich der Niedergang des Linksliberalismus in beiden Ländern parallel, die Unterschiede wurden minimiert. Im Mai 1924 entfielen nur noch 9 % (Braunschweig) bzw. 10 % (Anhalt) der bürgerlichen Stimmen auf die DDP, im Juli 1932 auf die Deutsche Staatspartei 2 % (Anhalt) bzw. 1 % (Braunschweig).

Unterschiede gab es aber beim Tempo der Hinwendung zu den Nationalsozialisten. In Braunschweig wandte sich das Bürgertum — erneut weisen wir darauf hin, daß wir hierbei auch die Bauernschaft einschließen — schneller der NSDAP zu als in Anhalt. Im Mai 1924 erhielten die Nationalsozialisten in Anhalt 9 % der bürgerlichen Stimmen, in Braunschweig 17 %;

130 Nur bei der Reichstagswahl im Mai 1924 lag sie in Anhalt knapp über dem Reichsdurchschnitt.

1930 lagen die Werte bei 39 % (Anhalt) bzw. 51 % (Braunschweig). Bis Juli 1932 wurde aber auch in dieser Frage die Entwicklung beider Länder synchronisiert: Nun erreichte die NSDAP in Anhalt und Braunschweig jeweils 83 % der bürgerlichen Stimmen.
Wir können konstatieren, daß die unterschiedliche politische Ausrichtung der regionalen sozialdemokratischen Parteigliederungen, wie sie insbesondere bis 1923 anzutreffen war, die politische Orientierung des Bürgertums ab 1924 offenkundig immer weniger dominierte. Die These von einer Förderung der Hinwendung des Bürgertums zu den Nationalsozialisten durch eine besonders radikale Politik der Arbeiterbewegung läßt sich dem Grunde nach nicht aufrechterhalten, nur noch dem Tempo der Zuwendung nach.

5. Zusammenfassung

Wenn wir uns nun abschließend erneut die Frage nach den Ursachen gemäßigter und radikaler Positionen in der Sozialdemokratie zwischen 1890 und 1920 stellen, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß die unterschiedlichen Positionen im Kern politisch und nicht soziologisch zu erklären sind. Die Unterschiede in der Sozialstruktur der Industriearbeiterschaft waren über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg von untergeordneter Natur. In der Sozialstruktur der gewerkschaftlich und politisch organisierten Arbeiter haben wir ebenfalls keine signifikanten Unterschiede zwischen den Parteirichtungen feststellen können. Die Differenzen bei der Zusammensetzung der Parteiaktivisten nach 1918 interpretieren wir weniger als unterschiedliche soziale Herkunft — auch die Hauptamtlichen kamen überwiegend aus der Arbeiterschaft —, vielmehr als Zeichen einer unterschiedlichen politischen Kultur. Die stärkere Verankerung der SPD in den Mittelschichten nach 1918 ist Folge und nicht Ursache der programmatischen Unterschiede.
Die politische statt soziologische Erklärung der Unterschiede zwischen Anhalt und Braunschweig wird bestärkt dadurch, daß am Anfang des Untersuchungszeitraums, bis ca. 1900, zumindest in Braunschweig noch offen war, ob sich die Sozialdemokratie in gemäßigter oder radikaler Richtung entwickeln würde; die personelle Konstellation ließ sogar eher eine gemäßigte Entwicklung erwarten. In Anhalt war durch die prägende Persönlichkeit Peus die Position schon stärker geklärt. Insbesondere die innerparteilichen Kontroversen über einzelne Fragen von Strategie und Taktik der Partei in beiden Ländern zeigen, daß für die unterschiedliche Entwicklung die politischen Rahmenbedingungen auf regionaler Ebene entscheidend waren, die sich ab ca. 1900 immer weiter auseinander bewegten. Wichtigste Komponente dieser unterschiedlichen politischen Rahmenbedingungen war die Politik von Staat und Bürgertum, konkretisiert in Stärke bzw. Schwäche des Linksliberalismus, auch bei den Arbeitgebern, unterschiedlicher Aussperrungsintensität, schärferen politischen Repressionen in Braunschweig und — wenn auch von geringerem Gewicht — nicht ganz so undemokratischem Wahlrecht in Anhalt. Die entscheidenden Jahre für die unterschiedliche Entwicklung waren 1902–1908, als in Anhalt das Bündnis mit den Linksliberalen Erfolge brachte und die politische Repression nachließ, zugleich die in Braunschweig eintretende Verschärfung der Arbeitskämpfe in Anhalt weitgehend ausblieb, während in Braunschweig nicht nur die Arbeitskämpfe erheblich härter wurden, sondern auch die Auseinandersetzungen um das Wahlrecht zu einer Massenbewegung führten, gegen die die Staatsgewalt mit aller Schärfe vorging.
Wenn wir eingangs geschrieben haben, daß die politischen Gründe für die unterschiedliche Entwicklung in beiden Ländern größere Bedeutung hatten als die soziologischen, so wollen

wir dies noch näher spezifizieren. Neben der Signifikanz der Beziehungen der Arbeiterbewegung zu Staat und Bürgertum hat sich für uns im Laufe der Untersuchung als weiteres wichtiges Moment das der dominierenden Persönlichkeiten erwiesen. Ausgehend von einem sozialgeschichtlich geprägten Untersuchungsansatz hatten wir anfangs dieses Moment gar nicht erfaßt. Je mehr wir uns aber einer politischen Erklärung der Unterschiede zuwandten, desto bewußter wurde uns die große Bedeutung der Führungspersönlichkeiten. Wir gehen zwar nicht so weit zu behaupten, daß sie politische Rahmenbedingungen aushebeln konnten, Heinrich Peus also z.B. auch im so reaktionären Braunschweig gemäßigte Positionen in der Sozialdemokratie hätte durchsetzen können — Gegenbeweis ist, daß dies auch dem populären Jasper nicht gelang. Aber: Wenn politische (und soziale) Rahmenbedingungen die weitere Entwicklung offen ließen, dann lag es an den Führungspersönlichkeiten, in welche Richtung die Sozialdemokratie ging. Etwas zugespitzt läßt sich sagen, daß das so geschlossene Votum der Anhalter Sozialdemokraten bei der Parteispaltung für die SPD in ganz erheblichem Maße der Tatsache zugeschrieben werden kann, daß es der oppositionellen Minderheit an fähigen Köpfen fehlte. Der geschlossen auftretenden anhaltischen Parteiführung folgte die Parteibasis willig.

Aus dem Zusammenspiel politischer Rahmenbedingungen und innerparteilicher personeller Konstellationen heraus wurden während des Ersten Weltkriegs die Unterschiede zwischen beiden Ländern auf die Spitze getrieben, fanden schließlich auch organisatorisch ihren Ausdruck. In der revolutionären Phase 1918/19 gewannen sie eine neue Qualität, da in Braunschweig das Gewicht der im Weltkrieg entstandenen, von den sozialdemokratischen Organisationen teilweise autonomen Massenbewegungen rapide zunahm. Parlamentarisch-demokratische Republik oder Weltrevolution und Diktatur des Proletariats waren im Januar 1919 die unterschiedlichen Perspektiven in Anhalt und Braunschweig.

Nach dem Ende der revolutionären Situation im Frühjahr 1919 gelang es der Braunschweiger USPD, der zeitweise ihrem Einfluß entglittenen Massenbewegung eine neue Perspektive in einer Art revolutionärem Parlamentarismus zu geben, wobei der Akzent zunehmend mehr auf „Parlamentarismus" lag, immer weniger auf „revolutionär" im kurzfristigen Sinn. Auch darin zeigte sich, daß sowohl die Aktivisten der Braunschweiger USPD als auch die des größten Teils der Massenbewegung aus der Vorkriegssozialdemokratie kamen, also eher dem Lucasschen Typus „Remscheid" entsprachen, und somit in der Lage waren, wieder von kurzfristigen Revolutionshoffnungen auf die langfristig angelegte Kleinarbeit in Parteiorganisationen und Parlamenten „umzuschalten". Je mehr die Hoffnung auf eine baldige zweite Revolution schwand, desto mehr näherte sich Braunschweigs USPD in ihrer Regierungspolitik der anhaltischen SPD an; da aber bis Ende 1923 noch ein Restbestand (und manchmal auch mehr) dieser Revolutionshoffnung blieb, verbanden sie ähnliche Tagespolitik mit unterschiedlichen grundsätzlichen Zielen. Sicherung und Ausbau der Machtpositionen der Arbeiterklasse im bürgerlichen Staat, Klassenpolitik also war bis Ende 1923 die Zielstellung der Regierungspolitik der Braunschweiger USPD bzw. ab Ende 1922 der VSPD Braunschweig, Sicherung und Ausbau der Weimarer Demokratie, Bündnis aller (parlamentarischen) Demokraten war die Perspektive der SPD Anhalt. Als sich nach 1924 die Weimarer Demokratie für kurze Zeit konsolidierte, die Revolution endgültig ad acta gelegt wurde, waren zwischen Braunschweigs und Anhalts SPD so gut wie keine Unterschiede mehr festzustellen. Obwohl aber Braunschweigs Sozialdemokratie nun die revolutionäre Perspektive aufgab, konnte die KPD hier genauso wenig von diesem „Rechtsschwenk" profitieren wie in Anhalt; in beiden Ländern

blieb sie stets schwächer als im Reichsdurchschnitt. Die veränderte politische Strategie der Braunschweiger Sozialdemokratie wurde von ihrer Wählerschaft nicht als „Verrat", sondern als realistischer Schwenk gesehen und akzeptiert, da sich die politischen Rahmenbedingungen verändert hatten. Auch dieser Endpunkt der Entwicklung bestärkt uns in der Sicht, die Unterschiede zwischen 1890 und 1920 politisch und nicht soziologisch zu erklären.

Perspektiven

Was wir für Anhalt und Braunschweig an Erklärungen für die über 30 Jahre hinweg unterschiedliche politische Entwicklung der Sozialdemokratie zusammengetragen haben, hat nicht den Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Hier waren es politische Momente, die im Vordergrund standen; in anderen Fällen kann die Bedeutung sozialstruktureller Unterschiede höher sein; man denke nur an Hamborn und Remscheid. Auch für den Stellenwert der Entwicklungen im Ersten Weltkrieg gilt unsere Einschränkung. In Braunschweig und Anhalt hatte die divergierende Entwicklung schon lange vor dem Krieg begonnen; in anderen Gegenden kann die Kriegssituation die vorher bestehende politische Konstellation radikal verändert haben, so wie dies ja auch innerhalb der SPD-Führung geschah, wenn wir z.B. an Eduard Bernstein und Karl Kautsky denken.

Um den Befund für Anhalt und Braunschweig richtig bewerten zu können, müssen noch weitere regionale Vergleiche zum Problemkreis radikalen und gemäßigten Verhaltens regionaler Parteigliederungen angestellt werden; erst dann kann zu einer Typologisierung der regionalen Arbeiterbewegungen geschritten werden. Ohne daß wir unsere hier angewandte Methode auch nur annähernd für definitiv halten, meinen wir doch, daß folgende Elemente unverzichtbar sind:

1. Die Untersuchung muß mit dem Fall des Sozialistengesetzes einsetzen und die Zeit vor 1890 mit im Blick haben, um Lernprozesse in der Vorkriegszeit und unter den Bedingungen des Krieges voneinander trennen zu können und die Entwicklung der politischen Positionen zu erfassen. Die Untersuchung sollte einen kurzen Ausblick bis 1930 umfassen, um zu sehen, inwiefern veränderte politische Rahmenbedingungen zu Positionswechseln führten oder ob längerfristig sozialstrukturelle Ursachen dominierten. 1930 setzte mit der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus eine neue Phase ein, deren Problemstellung sich qualitativ von der vorhergehenden unterschied.

2. Es muß überprüft werden, ob die politischen Grenzen das sinnvolle Kriterium zur Abgrenzung der Untersuchungsräume sind; Wirtschaftsräume folgten nur selten den politischen Grenzen, politische Grenzen umfaßten gerade bei den größeren Bundesstaaten (und auch bei vielen SPD-Bezirken) sozioökonomisch nicht homogene Gebiete, so daß bei der Analyse verzerrende Mischeffekte eintreten können. Wenn möglich, sollte die Untersuchung direkt der Frage nachgehen, welche Untergliederung — Wirtschaftsraum oder politisches Gebiet (Wahlkreis etc.) — sich als in letzter Instanz entscheidend für die politische Willensbildung der Arbeiter und der Arbeiterbewegung erweist.

3. Nicht die Analyse einzelner sozioökonomischer Faktoren, so vollständig sie auch erfaßt sein mögen, muß im Vordergrund stehen, sondern deren Einbettung in die Rekonstruktion eines politischen und sozialen Lernprozesses, der in den Bereichen Betrieb, Politik und Alltag erfolgte.

4. Die sozioökonomischen Faktoren müssen über einen längeren Zeitraum hinweg verglichen werden; hier bieten sich die Berufs- und Betriebszählungen von 1895, 1907 und 1925 an.

5. Bei der Analyse des ,,Lernbereichs" Politik muß auch die sozialdemokratische politische Kultur berücksichtigt werden. Für unsere Fragestellung verstehen wir darunter insbesondere Stellenwert und Akzeptanz kontroverser Diskussionen und personellen Wechsels. Die politische Kultur hat eine große Bedeutung für die Auswirkungen eines abrupten Wechsels der politischen Rahmenbedingungen auf das Organisationsverhalten.
6. Die Analyse der Beziehungen von Staat und Bürgertum zur sozialdemokratischen Arbeiterbewegung muß insbesondere für die Zeit bis 1918 gleichberechtigt neben die der internen Entwicklung der Sozialdemokratie treten. Da es bei unserer Frage um Strategie und Taktik im Klassenkampf geht, dürfen die Klassenbeziehungen nicht ausgeblendet werden.
7. Wohl selten, wenn überhaupt, wird die Analyse ergeben, daß als erfolgversprechende Strategie zwingend nur eine einzige Variante im Spektrum von gemäßigt bis radikal in Frage kam. Die Bedeutung von Führungspersönlichkeiten für die politische Orientierung der regionalen Arbeiterbewegungen sollte daher in den Vergleichen besonders thematisiert werden, um zu einer weiteren Klärung des Stellenwerts des personellen Faktors beizutragen.

DIE ROTE STADT IM ROTEN LAND. DIE MAGDEBURGER SOZIALDEMOKRATIE UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG IHRER GRÜNDUNGSPHASE UND ENTWICKLUNG VOR DEM ERSTEN WELTKRIEG, ALS SOZIALDEMOKRATISCHE HOCHBURG IM SPIEGEL IHRER WAHLERGEBNISSE WÄHREND DER WEIMARER REPUBLIK UND IHRER ERFOLGREICHEN KOMMUNALEN WOHNUNGSBAUPOLITIK

Von Ingrun Drechsler

Als Ernst Wittmaack, der langjährige Vorsitzende der SPD in Magdeburg, am Sonntag, den 26. Mai 1929 unter starkem Beifall den sozialdemokratischen Parteitag eröffnete, konnte er den Delegierten die Bezirksorganisation Magdeburg-Anhalt als eine der bestorganisierten und erfolgreichsten im Deutschen Reich präsentieren. 400 Ortsvereine, 51 000 Mitglieder (16 000 Frauen), sieben Tageszeitungen, vier Druckereibetriebe mit 423 Beschäftigten, Jugend- und Kinderheime, mehrere Volkshäuser und solche der Arbeiterwohlfahrt, 50 000 Gewerkschaftsmitglieder und im Konsumverein allein in Magdeburg 35 000 Mitglieder waren die stolze Bilanz einer Bezirksorganisation, die wohl für sich verbuchen konnte, den Leidensweg, den die gesamte deutsche Sozialdemokratie zurückzulegen hatte, mit besonderen Opfern gegangen zu sein. Zentrum dieser Bewegung zwischen Salzwedel im Norden und Aschersleben im Süden war für Jahrzehnte Magdeburg.
Die Bedeutung Magdeburgs für die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung wird deutlich, wenn man nachfolgende Angaben berücksichtigt: Julius Bremer, der als ,,Vater der Magdeburger Sozialdemokratie" anzusehen ist, in enger Verbindung mit August Bebel, Wilhelm Liebknecht und Wilhelm Bracke stand und wesentlichen Anteil an der Vorbereitung des Eisenacher Parteikongresses 1869 hatte, prägte die Arbeiterbewegung dieser Stadt. Mit seiner leidenschaftlichen Argumentation hat er durchgesetzt, daß die Benennung ,,Arbeiter" Teil des Namens wurde, den die Partei sich in Eisenach gab. Über Julius Bremer ist der Öffentlichkeit kaum etwas bekannt. Sein Name taucht in keinem biographischen Lexikon, auch nicht in der Chronik der Sozialdemokratie auf. In Magdeburg fanden 1910 und 1929 Parteitage der

SPD statt. Der Stahlhelm wurde hier 1918, das Reichsbanner 1924 gegründet. Alwin Brandes stand einem starken Metallarbeiterverband vor. Namen wie Erich Ollenhauer, der in Magdeburg geboren wurde und die Arbeiterjugendbewegung seiner Heimatstadt prägte, Ernst Reuter, der Oberbürgermeister dieser Stadt von 1931 bis 1933 war und Dr. Otto Landsberg als Reichstagsabgeordneter und Reichsjustizminister sind ebenfalls mit der Stadt verbunden, sowie Marie Arning als Vorsitzende der Arbeiterwohlfahrt und Reichstagsabgeordnete. Mit Magdeburg verbinden sich die Namen der Gründer des Reichsbanners Karl Höltermann und Otto Hörsing ebenso wie mit Hermann Beims, Oberbürgermeister von 1919 bis 1931, unter dessen Führung die Stadt eine Kommunalpolitik realisiert hat, die für das gesamte Reich als Vorbild galt. Siegmund Crummenerl als Jugendsekretär und Gustav Ferl als langjähriger Bezirkssekretär stehen für die Sozialdemokratie Magdeburgs. Seit 1890 verfügten die Magdeburger Sozialdemokraten über ihre parteieigene Zeitung „Volksstimme", die bis 1914 eine Auflagenstärke von 35 000 Exemplaren erreichte. Sie zählte neben dem „Vorwärts", der „Leipziger Volkszeitung", der „Münchener Post" und dem „Hamburger Echo" zu den bedeutendsten Tageszeitungen der Sozialdemokratie bis 1933.

Sieht man ab vom Prozeß Friedrich Eberts, der 1925 in Magdeburg stattfand und sich auch in westdeutschen Publikationen niederschlug, dem umfassenden Werk Karl Rohes zum Reichsbanner und der Ollenhauer-Biographie von Brigitte Seebacher-Brandt, so hat nur noch der antisemitische Kölling-Haas-Prozeß 1926 in Magdeburg im Buch von Heinz Braun „Am Justizmord vorbei" seinen überregionalen Niederschlag gefunden.[1] Magdeburg erweist sich daher als ein noch weitgehend brachliegendes Forschungsfeld.[2] Der nachfolgende Beitrag stellt in den Kapiteln I–VII erste Forschungsergebnisse zur Magdeburger Sozialdemokratie bis zum Ersten Weltkrieg vor. In den Kapiteln VIII–XI werden vorhandene Materialien ausgewertet, die Magdeburg mit seinen Wahlergebnissen als Hochburg der Sozialdemokratie zwischen 1919 und 1933 ausweisen und am Beispiel des weit über die Grenzen der Stadt wirkenden Wohnungsbaus eine Seite der erfolgreichen sozialdemokratischen Kommunalpolitik unter Beims und Reuter aufzeigen. Hier wird die Forschung noch weiterreichende Ergebnisse zu liefern haben.

I.

Aufgrund der günstigen verkehrsgeographischen Lage (Schnittpunkt wichtiger Verkehrs-, Eisenbahn- und Wasserverbindungen), des fruchtbaren Umlandes (Magdeburger Börde) und der Nähe zu Bodenschätzen (Braunkohle, Kali, Steinsalz) entwickelte sich Magdeburg im 19. Jahrhundert zu einem bedeutenden Wirtschaftszentrum. Neben der Nahrungs- und Genußmittelindustrie entstanden durch die Ausrüstung von Fabriken, die die landwirtschaftlichen Produkte verarbeiteten, die Metallindustrie — besonders der Maschinenbau. Darüber

1 Der Zeit Ernst Reuters als Magdeburger Oberbürgermeister wird in der Biographie von Willy Brandt und Richard Löwenthal, Ernst Reuter. Ein Leben für die Freiheit. Eine politische Biographie, München, 1957, wenig Raum beigemessen. Über Hermann Beims liegt eine erste biographische Darstellung vor: Ingrun Drechsler und Mathias Tullner, Hermann Beims. Magdeburgs großer Oberbürgermeister 1919–1931. Hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, Büro Sachsen-Anhalt, 1992.

2 Die Autoren der drei Dissertationen über die Magdeburger Arbeiterbewegung: Hans Bursian, Die Magdeburger Arbeiterbewegung 1863–1878. Ihre Organisation und Tätigkeit, Phil. Diss., Halle-Wittenberg 1968; Willy Mader, Zur Magdeburger Arbeiterbewegung 1890–1900, Phil. Diss., Halle-Wittenberg 1969; Helmut Asmus, Die ökonomischen Kämpfe der Magdeburger Arbeiter 1899–1906, Phil. Diss., Berlin-Ost 1968, stützen sich auf Quellenmaterial, doch genügen die Arbeiten von Bursian und Mader aufgrund ihrer ideologischen Ausrichtung kaum wissenschaftlichen Ansprüchen.

hinaus begünstigte die Nähe zu den Bodenschätzen die Entstehung des Schwermaschinenbaus. Mit der Entwicklung von Industrie und Handel wuchs auch die Bevölkerung.[3] Seit 1816 gehörte Magdeburg verwaltungsmäßig zur preußischen Provinz Sachsen und war deren Hauptstadt. Hier hatten der Oberpräsident, der Regierungspräsident und der Polizeipräsident ihren Sitz. Magdeburg war mit seiner Zuckerterminbörse das Zentrum des Zuckerhandels in Deutschland, hier gründeten Banken Niederlassungen, befanden sich die Justizverwaltung, die Post- und Reichsbahndirektion. 200 Jahre — bis 1875 — war die Stadt stärkste preußische Festung, ebenso Sitz des Generalkommandos des IV. Armeekorps unter Hindenburg. Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges verfügte die Stadt über eine Garnisonsstärke von 8000 Mann. Der Charakter der Stadt als Verwaltungsmetropole und die Struktur der Wirtschaft spiegelten sich in der sozialen Gliederung der Erwerbstätigen wider. Einen zahlenmäßig hohen Anteil verzeichneten Beamte und Militärangehörige, hinzu kamen Kleingewerbetreibende und Handwerker, deren wirtschaftliche Situation sich zwar nicht von der der Arbeiter unterschied, die jedoch aufgrund ihrer relativen Selbständigkeit bestrebt waren, sich in ihrer sozialen Stellung von den Arbeitern zu distanzieren. Die industrielle Mischstruktur führte zu einer sehr vielfältigen Schichtung unter den Arbeitern. Besonders in der Metallindustrie stieg die Zahl der hochqualifizierten Arbeiter ständig. Den Unternehmen lag daran, diese Fachkräfte auch in Krisenzeiten nicht zu verlieren. Sie versuchten darum, über ein weitgespanntes Netz sozialer Leistungen die Arbeiter an die Unternehmen zu binden, förderten damit aber zugleich die soziale Differenzierung und erschwerten die gewerkschaftliche Organisierung großer Teile der Arbeiter in den entsprechenden Verbänden ebenso wie deren politische Einbindung. Die politisch und ökonomisch führende Klasse war das in Handel, Banken und Industrie tätige Großbürgertum. Dieses fühlte sich, wie auch das mittlere Bürgertum und weite Kreise der Beamten und Angestellten, politisch durch die Nationalliberale Partei vertreten, die die absolute Mehrheit im Stadtparlament besaß. Der Festungscharakter der Stadt, erst 1912 wurde die Dienststelle des Festungskommandanten aufgehoben, die soziologische Struktur ihrer Bewohner sowie die Dominanz der preußischen Justiz- und Polizeigewalt verschmolzen zu einem soziopolitischen Umfeld, in dem alle Versuche der Arbeiter, ihre sozialen, politischen und wirtschaftlichen Rechte zu artikulieren und durchzusetzen, mit aller Konsequenz unterbunden wurden.[4]

II.

Die Bemühungen der Arbeiter, sich nach 1848 gewerkschaftlich zu organisieren, waren nur von kurzer Dauer. Ihre Gründungen fielen dem polizeilichen Verbot ebenso anheim wie der für den 10. Juni 1878 nach Magdeburg einberufene erste Gewerkschaftskongreß.[5] Auch die Ansätze der Gewerkschaften, nach 1890 Fachvereine zu bilden, fielen einem sofortigen Verbot zum Opfer, da man ihnen unterstellte, daß sie miteinander in Verbindung standen und somit gegen das preußische Vereinsgesetz verstießen. Ein Prozeß gegen 35 Gewerkschaftsfunktionäre im Dezember 1890 lähmte für Jahre die gewerkschaftliche Arbeit.

3 Zwischen 1882 und 1907 stieg die Zahl der Beschäftigten von 23 611 auf 49 078, die der Einwohner zwischen 1890 und 1905 von 147 000 auf 270 000. Vgl. 50 Jahre Magdeburger Statistik, Magdeburg 1935, S.17.

4 Von 1890–1914 wurden alle Anträge auf Genehmigung eines Maiumzuges vom Magdeburger Polizeipräsidenten abgelehnt.

5 Die Magdeburger Polizeibehörde weigerte sich am 24. Mai 1878, über die Anmeldung der Versammlung eine Bescheinigung zu erteilen, was einem Verbot gleichkam.

Ebenso der polizeilichen Verfolgung ausgesetzt und damit wechselhaft verliefen die Anfänge der politischen Organisierung. Am Anfang stand 1863 der ,,Arbeiter-Bildungsverein Germania". Wollten sich die Arbeiter aus der bürgerlichen Bevormundung lösen, mußten sie eine vom Bürgertum unabhängige Organisation schaffen. Am 15. Oktober 1864 gründeten der Schneider Johann Münze und der Böttcher Julius Bremer eine Gemeinde des ,,Allgemeinen Deutschen Arbeiter Vereins" (ADAV), der kurz nach seiner Entstehung verboten wurde.[6] Johann Münze trat im März 1866 der ,,Internationalen Arbeiter Assoziation" (IAA) bei und gründete auch eine Gemeinde in Magdeburg, die kurze Zeit illegal bestand.[7] Julius Bremer, die herausragende Persönlichkeit der ersten Jahrzehnte der Magdeburger Arbeiterbewegung gründete im Juli 1868 den ,,Sozialen Reform Verein."[8] Er zählte im Gründungsjahr 200 Mitglieder und beschloß 1869 seine Mitgliedschaft im ADAV, wohl nicht ohne Zutun Wilhelm Brackes aus Braunschweig.[9] Bremer gehörte mit Bracke zu den Organisatoren der Vorbereitung des Eisenacher Parteikongresses. Wenige Tage nach Eisenach entstand in Magdeburg am 28. August 1869 ein ,,Sozialdemokratischer Arbeiter Verein" (SAV).[10] Dieser Verein war der ständigen Verfolgung durch die Polizei ausgesetzt und löste sich deshalb am 27. Dezember 1873 auf. Bis zum 24. April 1876 bestand in Magdeburg keine politische Organisation.[11] Das rigorose Vorgehen gegen jeden Organisationsversuch der Arbeiter war auf das Wirken des in der preußischen Geschichte bekannten Staatsanwalts Hermann Tessendorf zurückzuführen.[12] Hinzu kam, daß aufgrund der sozioökonomischen Struktur und der politischen Machtverhältnisse in dieser Stadt ein Klima herrschte, das sich als fruchtbarer Nährboden für Tessendorfs Praxis erwies.

Eine kurze, sehr produktive Phase bestand von 1876 bis 1878: Angeregt durch Bracke und in enger Zusammenarbeit mit ihm gründeten die Magdeburger Sozialdemokraten nach Braunschweiger Vorbild einen ,,Sozialistischen Wahlverein", stellten Bracke 1877/78 als Reichstagskandidaten auf und gaben ihre erste Zeitung, die ,,Magdeburger Freie Presse", heraus, die zunächst in Braunschweig gedruckt wurde. Wie alle anderen Städte traf auch Magdeburg das Antisozialistengesetz. Die Beteiligung an der Reichstagswahl 1884, Kandidat war August Heine aus Halberstadt, endete mit einem Sieg des sozialdemokratischen Kandidaten.[13] Um bei den Reichstagswahlen 1887 einen erneuten Sieg der Sozialdemokraten zu verhindern, fand kurz vor der Wahl eine Verhaftungsaktion unter den Arbeitern statt. Von den 44 Angeklagten

6 Ingrun Drechsler, Die Magdeburger Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg, 2 Bde, Phil. Diss., Magdeburg 1992, Bd.1, S.23.

7 Münze starb am 22. Mai 1868, a.a.O., S.24.

8 Quellensammlung zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Bezirk Magdeburg, Teil 1, Anfänge bis 1917, Magdeburg 1969, S.22.

9 Vgl. Hans Bursian, Die Magdeburger Arbeiterbewegung 1863–1878, a.a.O., S.25.

10 Dem Verein gehörten 67 Handwerksgesellen, 35 Fabrikarbeiter und 5 Gewerbetreibende an. Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt (künftig zitiert: LHA-SA), Rep. C 29, Tit.III, Nr.11, Bd.1, Bl.3.

11 LHA-SA, Rep. C 28, Tit.III, Nr.11, Bd.2, Bl.38.

12 Hermann Tessendorf kam 1864 zunächst als Staatsanwalt nach Burg bei Magdeburg, wechselte dann in das Amt des Ersten Staatsanwalts des Stadt- und Kreisgerichts Magdeburg. Er ging rigoros, zuweilen brutal, gegen die politischen und gewerkschaftlichen Organisationsbemühungen der Arbeiter vor. Tessendorfs Wirken bis 1874 war ein entscheidender Grund dafür, daß sich die Anfänge der Magdeburger Arbeiterbewegung so schwierig gestalteten. Sein entschiedener Kampf gegen die Arbeiter war der Anfang seiner beruflichen Karriere und hatte Vorbildcharakter für seine Nachfolger.

13 August Heine siegte in der Stichwahl am 11. November 1884 mit 12 304 Stimmen, der bürgerliche Kandidat erhielt 9 273 Stimmen. Vgl. Ingrun Drechsler, Die Magdeburger Sozialdemokratie, a.a.O., Bd.2, Anhang 4.

wurden in einem Prozeß wegen Geheimbündelei 31 verurteilt. Unter ihnen die Arbeiterführer aus den Anfängen der Bewegung.[14] Das Mandat ging 1887 wieder verloren.

III.

Obwohl Magdeburg über alle Voraussetzungen einer erfolgreichen Parteientwicklung verfügte (das Vorhandensein einer (hoch)qualifizierten Arbeiterschaft, geeignete Funktionäre und eine personelle Kontinuität in der Führungsspitze, eine parteieigene Zeitung sowie Funktionäre aus Gewerkschaften und Partei, die sich als Teile einer gemeinsamen Bewegung sahen), entstand bis 1900 keine der Stärke der Arbeiterschaft adäquate politische und gewerkschaftliche Organisation. Das Jahrzehnt zwischen dem Ende des Ausnahmegesetzes und der Gründung der Sozialdemokratischen Partei im Juli 1900 war von folgenden Faktoren gekennzeichnet:

1. Die Magdeburger Sozialdemokraten gründeten 1890 in fünf Stadtbezirken Arbeitervereine. Diese hatten unterschiedliche Namen und Statuten, agierten unabhängig voneinander, um einem Verbot zu entgehen und gaben sich weitgehend unpolitisch. Alleiniges Ziel war es, die Arbeiter an die politische Organisation langsam wieder heranzuführen und zu sammeln. Ca. 1000 Arbeiter gehörten ihnen an. Diese fünf Vereine wurden nach kurzer Zeit polizeilich verboten, da man ihnen unterstellte, gegen das Vereinsgesetz zu verstoßen.[15] Daraufhin wurde 1891 ein ,,Allgemeiner Arbeiter Verein" (AAV) für Magdeburg gegründet. Auf die Bezeichnung sozialdemokratisch wurde bewußt verzichtet, um möglichst viele Arbeiter erreichen zu können. Dem Verein gehörten nach zwei Jahren rund 2000 Mitglieder an, überwiegend Arbeiter. Als 1894 Mitgliedsbücher ausgegeben wurden, meldeten sich nur noch 800. Zu groß war die Angst vor polizeilicher Willkür. Im August 1895 stellte der Vorstand des AAV folgenden Antrag: ,,In Anbetracht dessen, daß durch die Handhabung des Vereinsgesetzes den politischen Vereinen ihre Agitation und Ausdehnungsfähigkeit beschränkt wird, beantragt der Vorstand, den AAV aufzulösen".[16] Viele Akten des Polizeipräsidenten und des Regierungspräsidenten belegen, daß mit äußerster Härte gegen jede sozialdemokratische Bewegung vorgegangen wurde, nicht nur juristisch sondern auch militärisch. Zwischen 1895 und 1900 bestand keine politische Organisation.

2. Die wirtschaftliche Situation der Arbeiter machte es erforderlich, ihre materielle Lage zu bessern. Das konnte nur mit Hilfe der Gewerkschaften geschehen. Eine Mitgliedschaft in der gewerkschaftlichen und politischen Organisation konnte in Anbetracht der ökonomischen Lage der Arbeiter nicht erwartet werden. Wesentlicher aber war die Tatsache, daß aufgrund des Vorgehens von Justiz und Polizei in Magdeburg die Organisierung zweier Bewegungen nicht zu verkraften war. Der Optimismus vieler Funktionäre, die konjunkturelle Belebung der Wirtschaft gehe mit einer schnellen gewerkschaftlichen Organisierung der Arbeiter einher, erwies sich jedoch als verfrüht. Obwohl die Magdeburger Sozialdemokraten jede Möglichkeit — vor allem über ihr Presseorgan — nutzten, die Arbeiter aufzuklären und zu agitieren und noch im August 1895 zu diesem Zweck ein Agitationskomitee gründeten, gelang ihnen der Durchbruch bei der Organisierung der Arbeiter zunächst nicht. Das Agitationskomitee, das auf dem Vertrauensleuteprinzip basierte, konnte nach außen nur sehr eingeschränkt wirken,

14 Julius Bremer wurde zu 7 Monaten, Wilhelm Klees zu 9 Monaten Haft verurteilt. Der Schneider Wilhelm Habermann, der nach 1871 die Leitung des SAV übernommen hatte, verstarb 46jährig noch vor Prozeßbeginn in der Haft.

15 Vgl. Volksstimme (künftig zitiert: Vst.), Nr.150 vom 1.7.1900.

16 LHA-SA, Rep. C 29, Tit.III, Nr.15, Bd.3, Bl.148 r–149 v.

da das Vereinsgesetz in dieser preußischen Festungsstadt besonders extensiv ausgelegt wurde. Die Willkür der Unternehmer engte die Arbeit in den Betrieben erheblich ein.[17] Darüber hinaus galt es zunächst, die Zersplitterung zu überwinden.[18] 1897 wurde ein Auskunftsbüro errichtet, das die Arbeiter in Lohn- und Arbeitsrechtsfragen, Unfallangelegenheiten, Miet- und anderen Rechtsfragen kostenlos beriet und auch über einen Arbeitsnachweis verfügte. Über dieses Büro, die kontinuierliche Arbeit in den Betrieben und beim Gewerbegericht erwarben sich die Funktionäre Vertrauen und mobilisierten langsam die Arbeiter für die gewerkschaftlichen Organisationen. Um 1900 waren in Magdeburg fast 10 000 Arbeiter in den Gewerkschaften organisiert, ein Drittel davon Metallarbeiter.[19] Bis zur Jahrhundertwende bildeten die Gewerkschaften in Magdeburg einen gewissen Parteiersatz.

3. Seit 1890 gaben die Magdeburger Sozialdemokraten ihre parteieigene Zeitung „Volksstimme" heraus, die vom ersten Tag an der strengsten Kontrolle und Überwachung durch die Polizei unterlag. Schon nach zwei Jahren blickte die Redaktion auf 15 Anklagen, 18 Gerichtstermine, 7 Beschlagnahmen, 52 Strafmandate und 5 Verurteilungen zurück.[20] Es gab in den ersten Jahren Zeitabschnitte, in denen immer ein Redakteur im Gefängnis saß, 1893 auch zeitweise die gesamte Redaktion. Zum zehnjährigen Bestehen schrieb der „Vorwärts": „Schwerer als die Magdeburger Volksstimme hat wohl kein einziges nach dem Sozialistengesetz gegründetes Parteiorgan gegen die Ungunst der Verhältnisse, gegen Verfolgungen der Polizei und der Gerichte anzukämpfen gehabt . . .".[21] Den Höhepunkt bildete das Jahr 1898. Polizei und Justiz versuchten mit allem Nachdruck, das Blatt in die Knie zu zwingen. Allein in diesem Jahr hatte die Redaktion 58 Vernehmungen, 45 Anklagen, 20 Monate Gefängnis und Geldstrafen zu verkraften.[22] Im Oktober 1898 begann ein Prozeß wegen Majestätsbeleidigung, an dessen Ende der Redakteur und Reichstagsabgeordnete Albert Schmidt drei Jahre Haft erhielt.[23] Der letzte große Prozeß wurde gegen die Zeitung im Jahre 1906 geführt. Die Vorgänge um die Magdeburger „Volksstimme" waren oftmals Inhalt von Anfragen und Darlegungen im Reichs- wie im Landtag.

4. 1890 gelang es, das erste Stadtverordnetenmandat zu erringen, 1899 waren fünf der 72 Stadtverordneten Sozialdemokraten. Die Sozialdemokraten verfügten über ein kommunalpolitisches Programm, das konkrete Forderungen enthielt und in einzelne Schwerpunkte aufgegliedert war. Dreiklassenwahlrecht und öffentliche Stimmabgabe verhinderten einen weit höheren Stimmenanteil.

17 Betrug 1899 der Anteil gewerkschaftlich organisierter Arbeiter an den Entlassenen 20 Prozent, waren es 1900 bereits 80 Prozent. Vgl. Vst., Nr.172 vom 27.7.1900.

18 Die Metallindustrie z.B. verfügte in Magdeburg über 30 Berufsorganisationen. In der Fa. Carrett, Smith & Co. waren 400 Metallarbeiter in 20 Verbänden organisiert. Vgl. Helmut Asmus, Die ökonomischen Kämpfe der Magdeburger Arbeiter 1899–1906, a.a.O., S.57.

19 Ingrun Drechsler, Die Magdeburger Sozialdemokratie, a.a.O., Bd.2, Anhang 13.

20 Vst., Nr.150 vom 1.7.1900.

21 Ingrun Drechsler, Die Magdeburger Sozialdemokratie, a.a.O., Bd.1, S.78.

22 A.a.O., S.81.

23 Albert Schmidt wurde am 29. September 1899 zu einer dreijährigen Haftstrafe verurteilt. Der Anklage zugrunde lag eine kurze Geschichte, die in Bagdad spielte und in der Nr.174/1898 der „Volksstimme" abgedruckt worden war. Die Staatsanwaltschaft sah darin eine Beleidigung des Deutschen Kaisers. Der Prozeß löste Empörung im ganzen Deutschen Reich aus und war mehrfach Gegenstand von Reichstagsdebatten. Obwohl Schmidt nach seiner Haftentlassung das Mandat für Calbe-Aschersleben 1903 erneut errang, nahm er sich am 16. Oktober 1904 das Leben. Die Haftzeit hatte er physisch und psychisch nicht verkraftet.

5. Bei den Reichstagswahlen 1898 errangen die Sozialdemokraten in Magdeburg mit Wilhelm Pfannkuch zum vierten Mal das Reichstagsmandat.[24]

IV.

Im Jahre 1900 wurde das Haupthindernis der politischen Organisation der Arbeiter, das Verbot des Inverbindungtretens politischer Vereine, aufgehoben. Auf einer Versammlung am 14. Juni 1900 beschlossen die Magdeburger Sozialdemokraten zum 1. Juli — dem zehnjährigen Bestehen der ,,Volksstimme" — eine sozialdemokratische Partei zu gründen.[25] Der Schwerpunkt der ersten Etappe bis 1905 lag im organisatorischen Auf- und Ausbau. In einer Stadt von der Größe Magdeburgs war den Arbeitern die Teilnahme an zentralen Parteiversammlungen schwer möglich. Lange Arbeitszeiten und kilometerweite Entfernungen hinderten die Arbeiter, am Parteileben teilzunehmen, deshalb mußten Parteizentren in den Stadtteilen geschaffen werden. Diese Bezirksorganisationen, vor allem aber zermürbende Verhandlungen mit Gastwirten zur Gewinnung von Lokalen, die inhaltliche und personelle Vorbereitung der einzelnen Versammlungen und der Wahlkämpfe lag in den Händen einiger Genossen, die gleichzeitig auch gewerkschaftlich organisiert und engagiert waren.[26] Berücksichtigt man zudem den massiven Druck, dem die Funktionäre aufgrund der restriktiven Vorgehensweise von Justiz, Polizei und Unternehmern ausgesetzt waren, dann läßt sich ermessen, welcher Kraftaufwand erforderlich war, um eine Organisation aufzubauen. Diese erste Phase des Auf- und Ausbaus der politischen Organisation ging mit der gewerkschaftlichen einher. Am 1. Februar 1901 wurde ein Gewerkschaftskartell errichtet. Zu dieser Zeit gab es im Reich schon ca. 350 solcher Kartelle, so daß die Magdeburger Gründung als eine späte eingestuft werden kann. Die Ursachen dieser späten Gründung lagen in den Schwierigkeiten, denen die Gewerkschaften in ihrer Arbeit ausgesetzt waren, da sie als politische Vereine ständig juristisch belangt wurden. Es dauerte vier Jahre, bis alle Gewerkschaften dem Kartell angeschlossen waren. Diese Leistung ist Hermann Beims zuzuschreiben, der seine Arbeit als Kartellsekretär am 22. August 1902 angetreten hatte. Schwerpunkt seiner Arbeit in den ersten Jahren war neben der Zusammenführung der einzelnen Fachorganisationen das Arbeitersekretariat, das mit seiner Auskunfts- und Beratungstätigkeit Zuspruch und Vertrauen bei den Arbeitern gewann. So bemerkte der Polizeipräsident in einem Bericht an den Regierungspräsidenten vom 17. August 1904: ,,Die politische Organisation geht nach wie vor mit derjenigen der Gewerkschaften sozialdemokratischer Tendenz Hand in Hand [. . .]. Die hervorragendsten Genossen der Gewerkschaftsbewegung sind zugleich Leiter und Mitglieder des sozialdemokratischen Vereins. Beide Organisationen ergänzen sich gegenseitig, und es muß immer wieder

24 1890 gewann Wilhelm Bock in der Stichwahl mit 18 455 Stimmen (der bürgerliche Kandidat: 10 546) das Mandat; 1893 siegte Wilhelm Klees mit 19 074 (der bürgerliche Kandidat: 17 299), 1898 Wilhelm Pfannkuch mit 20 125 Stimmen über den bürgerlichen Kandidaten, der 10 683 Stimmen erhielt.

25 Der Vorstand bestand aus einem Schriftsetzer, einem Schlosser und einem Arbeiter. Robert Pistorius wurde der 1. Vorsitzende. In den ersten drei Monaten traten der Partei 750 Personen bei. LHA-SA, Rep. C 29, Tit.III, Nr.15a, Bl.10 r.

26 Die meisten Lokalbesitzer weigerten sich, Sozialdemokraten oder Gewerkschaften ihre Lokale zur Verfügung zu stellen, weil sie dann vom Militärboykott betroffen waren. Das hieß, daß für Soldaten und Angehörige der Magdeburger Garnisonen jene Lokale gesperrt wurden, deren Besitzer diese dem genannten Personenkreis zur Verfügung stellten. Dasselbe galt für Lokale und Geschäfte, in denen die ,,Volksstimme" auslag. Ab 1908 galt das Verbot nur für den Tag, an dem die Versammlung durchgeführt wurde. Erst am 14. August 1914 wurde der Militärboykott aufgehoben. Vgl. Ingrun Drechsler, Die Magdeburger Sozialdemokratie, a.a.O., Bd.1, S.175ff; LHA-SA, Rep. C 29, Tit.III, Nr.9, Bl.177.

darauf hingewiesen werden, daß die Gewerkschaften die eigentlichen Pflanz- und Erziehungsstätten der Sozialdemokratie sind."[27] Das Gewerkschaftskartell wirkte sich auf die Organisierung der Arbeiter positiv aus: Zwischen 1903 und 1912 verdreifachte sich die Zahl der gewerkschaftlich Organisierten (1903: 10 078, 1912: 31 238 Mitglieder). Innerhalb der Gewerkschaften dominierten mit einem Anteil von 35,5 Prozent die Metallarbeiter. Zweitstärkste Gruppe waren in Magdeburg die Handels-, Transport- und Verkehrsarbeiter mit 12,6 Prozent und die Fabrikarbeiter mit 12,2 Prozent.[28] Damit lag der Anteil der Metallarbeiter in den Gewerkschaften in Magdeburg weit höher als in Braunschweig und Hannover.[29] Weitere Unterstützung erhielt die Partei durch die Redakteure der „Volksstimme". Es war jedoch nicht nur die agitatorische Unterstützung, die sie bei der Aufklärung der Arbeiter und während der Wahlkämpfe leisteten, es war das persönliche Engagement und das Ansehen, das die Redakteure der Zeitung innerhalb der Partei genossen. Bis 1905 wurde die Arbeit in den Stadtbezirken noch intensiviert. Es entstanden innerhalb der Bezirke Distrikte, deren Distriktführer für einen fest umrissenen Bereich zuständig waren, Beiträge kassierten, neue Mitglieder warben und enge Verbindung zu den einzelnen Mitgliedern hielten.[30] Zwischen 1900 und 1905 stieg die Zahl der Mitglieder von 750 auf 2 100.[31] Der Beschluß des Bremer Parteitages von 1904, hauptamtliche Parteisekretäre einzustellen, wurde in Magdeburg schnell umgesetzt. Zum 1. November 1905 wurde Friedrich Holzapfel, der bis dahin zweiter Kartellsekretär gewesen war, angestellt. In seinen Händen lag nun die inhaltliche und personelle Organisation der Parteiarbeit sowie die Koordinierung aller Aktionen bei Wahlkämpfen. Innerhalb der Parteiorganisation der Stadt leitete er eine Neugliederung der Parteibezirke ein, wobei er diese auf die Wahlkreise zuschnitt. Großer Wert wurde auf die Durchführung von Versammlungen gelegt. Neben den obligatorischen fünf Generalversammlungen, monatlichen Bezirksversammlungen, in denen neben politischen auch allgemeinbildende Themen behandelt wurden, lag der Schwerpunkt auf öffentlichen Volksversammlungen zu aktuell-politischen Themen. In Wahljahren wurden bis zu 50 solcher Veranstaltungen durchgeführt.

Der Wert der Volksversammlungen wurde sehr hoch eingeschätzt. Polizeiliche Überwachung und die häufig in Verbindung mit diesen Versammlungen durchgeführten polizeilichen Absperrmaßnahmen und die Schließung der Stadttore produzierten unter den Arbeitern ein Gefühl der Solidarität und mobilisierten deshalb Nichtmitglieder gerade in Wahljahren.[32] Die Magdeburger Sozialdemokraten waren sich aber darüber im klaren, daß sie mit ihrer Presse und den Volksversammlungen nicht alle Arbeiter erreichen konnten. Deshalb kam als weiterer Schwerpunkt die schriftliche Agitation hinzu. In Wahljahren verteilten sie bis zu 1 Million Flugblätter. 1908 waren im Sozialdemokratischen Verein 4 200, in den Gewerkschaften

27 LHA-SA, Rep. C 28, Tit.Ia, Nr.860, Bd.7, Bl.230 v.
28 Die Zahlen beziehen sich auf das Jahr 1913.
29 Braunschweig, 1912: 26,5 Prozent; Hannover, 1912: 28,0 Prozent. Vgl. Friedhelm Boll: Massenbewegungen in Niedersachsen 1906–1920, Bonn 1981, S.56.
30 Mit dieser Organisationsform war es möglich, Aktionen gezielt vorzubereiten und durchzuführen, z.B. Flugblattaktionen und Maiveranstaltungen, deren Ablauf bis zuletzt geheim gehalten werden mußte.
31 Ingrun Drechsler, Die Magdeburger Sozialdemokratie, a.a.O., Bd.2, S.401, Anm.22.
32 Am 21. Januar 1906 z.B. ging die Polizei während einer Wahlrechtsdemonstration unverhältnismäßig scharf gegen die Arbeiter vor. Infolge dieses Ereignisses traten 750 Arbeiter der Partei bei. Vgl. Vst., Nr.60 vom 13.3.1906.

24 000 und im Konsumverein 15 000 Mitglieder organisiert.[33] Trotz der engen Zusammenarbeit zwischen Partei und Gewerkschaften blieb der Anteil gewerkschaftlich organisierter Arbeiter im Sozialdemokratischen Verein gering.[34]

Die Organisierung Jugendlicher gelang vor dem Ersten Weltkrieg nicht. Hier übte die Polizei über Lehrmeister und Eltern einen so massiven Druck aus, daß zweimalige Organisationsversuche aufgegeben werden mußten. 1908 traten der Partei 500 Frauen bei, nachdem das Vereinsgesetz diesbezüglich geändert worden war. Sie erhielten jeweils einen Beisitzerposten im Vorstand, traten aber erst mit Beginn des Ersten Weltkrieges in die politische Öffentlichkeit. Ihr Anteil an der Mitgliedschaft war vergleichsweise hoch.[35]

Mit dem im Frühjahr 1908 inkrafttretenden neuen Reichsvereinsgesetz entfielen die polizeiliche Anmeldung von Mitgliederversammlungen, das Einreichen von Namenslisten der Mitglieder und die polizeiliche Überwachung der Vereinsversammlungen. Diese neue Rechtslage wurde von der Magdeburger Polizei in der Praxis jedoch ignoriert: Sozialdemokratische Versammlungen wurden weiterhin überwacht und nach Belieben aufgelöst. Erst infolge eines langwierigen Prozesses, den Dr. Otto Landsberg vor dem Oberverwaltungsgericht (OVG) führte, wurde zugunsten des Sozialdemokratischen Vereins entschieden.[36] Dadurch verbesserten sich die Wirkungsmöglichkeiten für die Sozialdemokraten, und die Organisation erlebte erneut einen Aufschwung. 1914 zählte Magdeburg 7500 Parteimitglieder und 30 700 Gewerkschaftsmitglieder.[37] Die daraus resultierenden größeren Anforderungen an die inhaltliche und organisatorische Ausgestaltung der Partei- und Gewerkschaftsarbeit führten zu einer starken Veränderung der sozialen Struktur der Parteifunktionäre.[38]

V.

Im Februar 1906 wurde eine Konferenz der Sozialdemokraten des Regierungsbezirks Magdeburg mit dem Ziel einberufen, eine Bezirksorganisation aufzubauen. Ein erster Zusammenschluß war 1901 erfolgt, löste sich aber nach den Reichstagswahlen 1903 wieder auf. Die Halberstädter Sozialdemokraten scherten endgültig aus, da ihnen die Dominanz Magdeburgs mißfiel. Zwei der acht zum Parteibezirk gehörenden Wahlkreise (Magdeburg und Calbe-Aschersleben) hatten bei den Reichstagswahlen 1903 einen sozialdemokratischen Kandidaten durchbringen können, nun sollte die Arbeit intensiviert, vor allem der Wahlkampf gemeinsam

33 Zum Vergleich: Braunschweig-Stadt hatte 1908 4 376 Mitglieder in der Partei, 13 432 in den Gewerkschaften. Hannover-Linden 14 185 Parteimitglieder und 34 547 in den Gewerkschaften. Vgl. Friedhelm Boll, Massenbewegungen . . ., a.a.O., S.101–102.

34 1909 waren 18,1 Prozent der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter Mitglied der Partei, 1910 waren es 22,3 Prozent.

35 1910 betrug er 16,1 Prozent, 1914 20,1 Prozent. In Dessau z.B. lag der Anteil der Frauen bei den Mitgliedern im Jahre 1914 bei 31,6 Prozent: für Braunschweig, 18,8 Prozent; Hannover-Linden, 16,5 Prozent. Vgl. Friedhelm Boll, Massenbewegungen . . ., a.a.O., S.102–103.

36 Das Urteil hatte eine so grundsätzliche Bedeutung, daß es in die Entscheidungssammlung des OVG aufgenommen wurde. Vgl. Hans-Jürgen Wickardt, Die Rechtsprechung des Königlich-Preußischen Oberverwaltungsgerichts zur Vereins- und Versammlungsfreiheit 1875–1914, Diss., Kiel 1976.

37 Braunschweig-Stadt, 1913: 7 858 Parteimitglieder, 13 974 Gewerkschaftsmitglieder; Hannover-Linden, 1913: 19 112 Parteimitglieder, 20 039 Gewerkschaftsmitglieder. Vgl. Friedhelm Boll, Massenbewegungen . . ., a.a.O., S.57–58.

38 Im Jahre 1900 finden wir unter den Funktionären noch 40 verschiedene Berufe (Arbeiter, Schlosser, Dreher, Maurer, Schuhmacher, Tischler, Schneider). Schon vier Jahre später ging die Zahl der oben aufgeführten Berufe zurück und die Zahl derer nahm zu, die unmittelbar mit der Partei oder den Gewerkschaften beruflich verbunden waren. Die Zahl stieg von 6 auf 25. Besonders deutlich zeigte sich dieser Trend im Vergleich zu 1911. Die politische Arbeit wurde nun von einem Stamm von 73 im Parteiumfeld beruflich angestellten Funktionären erledigt. Die stärkste Gruppe unter den Nichtparteiangestellten bildeten die Lagerhalter. Ihre Dominanz war aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeit nicht verwunderlich.

geplant werden. Zum 1. Oktober 1906 wurde Hermann Beims Bezirkssekretär. Das organisatorische und inhaltliche Zusammenführen der einzelnen Bezirke war wieder von inneren Kämpfen begleitet. In Anbetracht der Stärke und Ausstrahlung Magdeburgs (die meisten der Reichstagskandidaten für die Bezirke kamen aus der Stadt) fürchteten die anderen Bezirke um ihre Selbständigkeit. Diesen Prozeß des Zusammenführens der einzelnen Bezirke zu einer festgefügten Bezirksorganisation erreicht zu haben, ist Beims Verdienst. Die Zahl der Mitglieder stieg von 8 334 im Jahre 1906 auf 37 822 im Jahre 1914, die Zahl der Ortsgruppen von 57 auf 150.[39] Bei den Reichstagswahlen 1907 konnte allerdings nur der Wahlkreis Calbe-Aschersleben sein Mandat behaupten, während bei den Reichstagswahlen 1912 fünf der acht Wahlkreise mehrheitlich sozialdemokratisch wählten.[40] 1913 wurden die beiden Bezirke Magdeburg und Anhalt zum Bezirksverband Magdeburg-Anhalt vereinigt. Von den nunmehr zehn Bezirken waren sieben im Reichstag durch Sozialdemokraten vertreten.[41] Insgesamt muß festgestellt werden, daß trotz des erheblichen Mitgliederzuwachses eine starke Diskrepanz zwischen den Wählerstimmen und den Mitgliederzahlen bestehen blieb. Wählten 1907 24 258 (von 51 294 abgegebenen Stimmen) Personen den sozialdemokratischen Kandidaten und geht man davon aus, daß alle Mitglieder auch den sozialdemokratischen Kandidaten wählten, betrug der Anteil der Mitglieder gegenüber den Wählern nur 18 Prozent, bei den Wahlen 1912 22,3 Prozent (von 56 880 abgegebenen Stimmen entfielen 30 930 auf den sozialdemokratischen Kandidaten). Vergleicht man die Zahlen mit denen Braunschweigs und Hannovers dann stehen den 22,3 Prozent in Magdeburg bei den Wahlen 1912 34,6 Prozent in Hannover und 30,0 Prozent in Braunschweig gegenüber. Daß der Mitgliederanteil in Relation zu den sozialdemokratischen Wählern in Magdeburg vergleichsweise gering ausfiel, läßt sich nach heutiger Erkenntnis damit begründen, daß es noch weit verbreitet war, entweder in der Partei oder in den Gewerkschaften organisiert zu sein (im Gegensatz zu den Funktionären, die fast ausschließlich in beiden Organisationen aktiv waren). Dieses Doppelengagement der Funktionäre wirkte sich auch dahingehend aus, daß die Gewerkschaftsmitglieder ihre Interessen durch die Funktionäre in der Partei vertreten sahen. Für den Reichstagswahlbezirk Magdeburg-Anhalt läßt sich eindeutig belegen, daß es nur in jenen Wahlkreisen gelang, einen sozialdemokratischen Kandidaten in den Reichstag zu wählen, die eine mitgliederstarke Organisation aufwiesen. In Wahlkreisen wie Salzwedel/Gardelegen und Osterburg/Stendal, in denen es aufgrund konservativ-agrarischer Strukturen und junkerlicher Dominanz nicht gelang, den Anteil an sozialdemokratischen Mitgliedern zu steigern (sie blieben unter drei Prozent, gemessen an der Gesamtmitgliederzahl in Magdeburg-Anhalt), hatten sozialdemokratische Kandidaten vor dem Ersten Weltkrieg bei den Wahlen keine Chancen.

39 1906 lag Magdeburgs Anteil an den Mitgliedern des Bezirks bei 39,5 Prozent (3 300). Zweitstärkster Bezirk war Calbe-Aschersleben mit 20,4 Prozent (1 704). Es folgten Jerichow I und II mit 10,7 Prozent (894), Wanzleben 10,5 Prozent (878) und Halberstadt-Oschersleben-Wernigerode mit 9,9 Prozent (828). Die intensive Arbeit im Bezirk führte schrittweise dazu, daß die Organisationen ausgebaut wurden. Jerichow I und II kamen auf 16,8 Prozent im Jahre 1912, was einer Mitgliederzahl von 4 072 entsprach und Halberstadt-Oschersleben-Wernigerode auf 12,1 Prozent gleich 2 921 Mitglieder. 1913 kamen Dessau-Zerbst und Köthen-Bernburg hinzu. Mit einem Anteil von 17,8 Prozent hatte Dessau 6 750 Mitglieder in den neugegründeten Bezirksverband Magdeburg-Anhalt eingebracht. Vgl. Ingrun Drechsler, Die Magdeburger Sozialdemokratie, a.a.O., Bd.2, Anlage 33.

40 A.a.O. Anlage 41.

41 Magdeburg, Jerichow I und II, Calbe-Aschersleben, Oschersleben-Wernigerode-Halberstadt, Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernburg, Wanzleben.

VI.

Für die Magdeburger Sozialdemokraten war neben der Stärkung und dem Ausbau der politischen und gewerkschaftlichen Organisation die Teilnahme an den Reichstags-, Landtags- und Stadtverordnetenwahlen ein Schwerpunkt ihrer politischen Tätigkeit. Die Magdeburger Sozialdemokraten erlebten den Aufstieg ihrer Partei vor dem Ersten Weltkrieg — ebenso wie die Gesamtpartei — im Spiegel der Wahlergebnisse. Wie schon erwähnt, gewannen die Magdeburger Sozialdemokraten in ihrem Wahlkreis 1898 zum vierten Mal das Mandat. Sowohl 1898 als auch 1903 setzte sich Wilhelm Pfannkuch, Mitglied des Parteivorstands in Berlin, gegenüber dem bürgerlichen Kandidaten durch.[42] Nach den Wahlerfolgen 1903 wurde Magdeburg Sitz einer Ortsgruppe des 1904 gegründeten ,,Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie".[43] Die Stadt schien aufgrund ihrer sozialen Struktur ein geeigneter Ort zu sein, da die Einigung der ,,staatserhaltenden" Parteien gegen die Sozialdemokratie auf ,,mittlerer Ebene" erfolgen sollte. Auch erschien der Handwerkerstand als besonders geeignet, der Sozialdemokratie entfremdet zu werden. Der Reichsverband, die Kriegervereine (ca. 5000 Mitglieder), die Unternehmer, die sich den 1904 gegründeten Arbeitgeberverbänden angeschlossen hatten, und das bürgerliche Lager traten 1907 den Sozialdemokraten bei der Reichstagswahl massiv und geschlossen entgegen. Hinzu kam, daß mit Unterstützung des Reichsverbandes 1907 vaterländische Arbeitervereine in kleinen und mittleren Betrieben, sowie ,,gelbe" Werkvereine in den Großunternehmen entstanden.[44] In Vorbereitung der später sogenannten Hottentottenwahlen 1907 mobilisierte der Reichsverband intensiv und erreichte vor allem bisherige Nichtwähler und politisch Indifferente. Die Wahlbeteiligung stieg um knapp zehn Prozent, und dieser Zuwachs kam weitgehend dem bürgerlichen Block zugute. Die Sozialdemokraten verloren 1907 das Mandat.[45] Aus dieser Niederlage zogen sie schnell Konsequenzen. Sie fertigten eine detaillierte Wahlanalyse an, deren Haupterkenntnis darin lag, daß sie, um ihre Stimmenanteile zu erweitern, in neue Wählerschichten eindringen mußten, da der Anteil der Arbeiter unter 50 Prozent lag und weiter sank. Die Wahlanalyse war Ausgangspunkt einer gezielten und langfristig geplanten Wahlkampfstrategie zu den Wahlen 1912. Mit Otto Landsberg, einem ebenso bekannten wie anerkannten Magdeburger Rechtsanwalt, gelang es ihnen, neue Wählerschichten (untere und mittlere Beamte, Angestellte, Handwerker) für die Sozialdemokratie zu gewinnen und mit ihrem bis dahin höchsten Stimmenanteil das Reichstagsmandat 1912 wiederzuerlangen.[46]

42 In der Stichwahl am 22. Juni 1903 siegte Pfannkuch mit 24 188 Stimmen gegen den bürgerlichen Kandidaten mit 22 074 Stimmen.

43 Am 2. Mai 1905 wurde in Magdeburg eine Ortsgruppe des Reichsverbandes gegründet, die Dieter Fricke als eine der stärksten des Reichsverbandes bezeichnete: 1905 waren 1 000, 1907 3 075 Mitglieder im Reichsverband organisiert. Vgl. Dieter Fricke, Der Reichsverband gegen die Sozialdemokratie von seiner Gründung bis zu den Reichstagswahlen 1907, in: ZfG, Bd.7 (1959), S.237–280, hier S.260.

44 Ende 1907 waren von den 4 116 Beschäftigten des Krupp-Werkes 1 378 Mitglied im ,,gelben" Werkverein. Von den 2 250 Beschäftigten der Wolffschen Werke waren es 800. Vgl. Ingrun Drechsler, Die Magdeburger Sozialdemokratie, a.a.O., Bd.1, S.117ff.

45 Der Fleischermeister Wilhelm Kobelt erhielt 26 222 Stimmen und schlug am 25. Januar 1907 Wilhelm Pfannkuch, der 24 258 Stimmen auf sich vereinigen konnte.

46 Mit 30 930 Stimmen siegte Dr. Otto Landsberg am 12. Januar 1912 über Wilhelm Kobelt mit 25 692 Stimmen.

An den Landtagswahlen beteiligten sich die Magdeburger Sozialdemokraten erstmals 1907. Obwohl aufgrund der Wahlmodalitäten keinerlei Aussichten auf ein Mandat bestanden und es für die Magdeburger Sozialdemokraten auch keinen Koalitionspartner gab, hatte die Teilnahme an den Wahlen einen agitatorischen Wert. Etwas günstiger verlief die Teilnahme an den Stadtverordnetenwahlen. Ab 1900 konnten die Sozialdemokraten 6 von 72 Stadtverordneten stellen. Die Majorität nutzte ihre Möglichkeiten, um ein weiteres Anwachsen sozialdemokratischer Mandate zu verhindern und deren Einfluß einzuschränken. Die Anwendung des ab 1. Januar 1901 in Preußen gültigen Gesetzes, das eine Neueinteilung der Abstimmungsbezirke und Wählerabteilungen zuließ, wurde in Magdeburg lange verzögert, da es eine geringfügige Verschiebung innerhalb der II. Wählergruppe zur Folge hatte und damit, wie der Magistrat vermutete, zu einer Proletarisierung der III. Wählerabteilung führen würde und diese dann mehr der Sozialdemokratie zuneigen würde. Magdeburg führte eine Änderung ein, bei der sich der Magistrat auf eine Regelung berief, die Städten über 10 000 Einwohnern Abänderungen ermöglichte, wenn nur so unbillige Verschiebungen zu vermeiden waren. Dabei konnte anstelle des auf einen Wähler entfallenden durchschnittlichen Steuerbetrages ein Mehrbetrag von 1 1/2 des Durchschnitts, das sogenannte qualifizierte Durchschnittsprinzip, gesetzt werden. Nach Berechnung des Magistrats war dieses qualifizierte Durchschnittsprinzip für Magdeburg am günstigsten, da es nur den Reichsten den Sprung von der III. in die II. Wählerklasse ermöglichte und somit der Einfluß des Bürgertums in dieser Wählerklasse gewährleistet schien. Desweiteren berief sich der Magistrat auf ein Urteil des OVG, das gestattete, eine Drittelung der Wähler nach Stadtteilen getrennt vorzunehmen. Damit sicherte sich das Bürgertum den Zugriff auf die Kernstadt, in der 48 der 72 Mandate gestellt wurden und die aufgrund der sozialen Struktur für Sozialdemokraten ungünstig war. Diese Änderungen, das Dreiklassenwahlrecht im allgemeinen und die öffentliche Stimmenabgabe standen sozialdemokratischen Erfolgen entgegen. Die eklatante Benachteiligung wurde für die wenigen sozialdemokratischen Stadtverordneten noch dadurch verstärkt, daß durch mehrmalige Änderung der Geschäftsordnung der Stadtverordnetenversammlung die Wirkungsmöglichkeiten der Sozialdemokraten in diesem Gremium erheblich eingeschränkt wurden.[47] Trotz dieser Behinderungen konnten die Sozialdemokraten bis 1912 die Zahl ihrer Vertreter im Stadtparlament auf 12 erhöhen und stellten erstmals sogar Stadtverordnete der II. Wählerabteilung. Das ständige Wirken der sozialdemokratischen Fraktion für soziale Besserungen vor allem im Wohnungs- und Gesundheitswesen, aber auch ihr Einsatz für die Besserung der Lage der Arbeiter und ihr konsequenter Kampf gegen die Arbeitslosigkeit schafften jene Vertrauensgrundlage, auf der die spätere Tätigkeit des sozialdemokratischen Magistrats nach 1919 aufbauen konnte. — Die Magdeburger Sozialdemokraten hatten bis zum Ersten Weltkrieg im Stadtparlament keinen Bündnispartner.

VII.

Das allmähliche Eindringen der Partei in die Selbstverwaltungskörperschaften der Sozialgesetzgebung, der Krankenkassen, Versicherungsämter und Gewerbegerichte, und in die Gemeinde- und Stadtvertretungen warf die Frage nach dem Verhältnis der Arbeiterschaft zu Staat und Gesellschaft und ihrer Stellung innerhalb der Gesellschaft immer von neuem auf.

47 Z.B. wurde die nötige Stimmenanzahl zum Einbringen von Anträgen 1902 von 10 auf 15 (später auf 20) erhöht. Außerdem konnten Maßnahmen zur Disziplinierung der Abgeordneten bis hin zum Ausschluß mit einfacher Stimmenmehrheit beschlossen werden.

Hinzu kam ein Strukturwandel im Produktionsprozeß, der einer wachsenden Schicht gut ausgebildeter, aufstiegsbewußter Arbeiter — gerade in Großbetrieben — privilegierte Stellungen ermöglichte, auf deren Erhalt sie bedacht waren. Die Funktionsträger der Gewerkschaften, die sich im Alltag mit diesen Gegebenheiten pragmatisch auseinanderzusetzen hatten, verzichteten auf verbalen Radikalismus zugunsten praktischer Reformarbeit. In einer Stadt wie Magdeburg, in der die Verzahnung von Gewerkschafts- und Parteifunktionären so eng war und Partei und Gewerkschaften sich stets als zwei Säulen einer Bewegung sahen, die politischen Funktionsträger weitgehend aus den Gewerkschaften kamen, dominierte diese Politik, die auf Integration der Arbeiter in das bestehende gesellschaftliche System ausgerichtet war. In Magdeburg ist diese reformistische Praxis der politischen Funktionäre mehrheitlich von der Basis mitgetragen worden. Dominiert wurde diese Basis von den Metallarbeitern. Innerhalb der Gewerkschaften waren sie mit 35,5 Prozent, in der politischen Organisation mit 38,0 Prozent vertreten.[48] Ernst Thape schreibt in seinen Lebenserinnerungen rückblickend auf Magdeburg: „. . . beruhte die Produktion noch auf dem Können, das die Handwerker mitbrachten. Diese Handwerker bestimmten auch den Charakter der deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung. [. . .] wo die Handwerker entscheidend waren, gab es immer ein konservatives Element in der Arbeiterbewegung."[49] Thape sah darin die Ursache dafür, daß in Magdeburg die Kommunisten später nie eine entscheidende Rolle spielten im Gegensatz zum Merseburger und Mansfelder Gebiet, in dem die ungelernten Arbeiter dominierten und die Kommunisten stark wurden.[50] Für Magdeburg bleibt festzustellen, daß trotz der sich verändernden soziologischen Struktur der politischen Funktionäre der enge Kontakt zwischen Basis und Führung nicht litt. An allen die politische Organisation betreffenden Angelegenheiten nahmen die Mitglieder aktiv teil. Es darf dabei allerdings nicht übersehen werden, daß viele Diskussionen die Mitglieder überforderten. Wertet man die Unterlagen aus, die Auskunft über die Revisionismus- und Massenstreikdebatte in Magdeburg geben, so muß festgestellt werden, daß aufgrund des intellektuellen Niveaus die Debatten über die Köpfe der Basis hinweggingen. Auf der anderen Seite waren die Diskussionen für die Mitglieder Quellen der Information. Persönlichkeiten wie Hermann Beims, Dr. Otto Landsberg und Dr. August Müller, die rhetorisch überzeugend waren und über eine hohe Akzeptanz nicht nur innerhalb der Arbeiterschaft verfügten, prägten und gestalteten die Debatten. Ihren Vorschlägen und Festlegungen — meist in Form von Resolutionen oder Anträgen — folgte die Basis.[51] Die Ausweisung Magdeburgs als eine reformistisch geprägte Hochburg der Vorkriegssozialdemokratie begründet sich aus folgenden Faktoren: lokale Parteitradition (Klima einer Garnisonsstadt), Sozialstruktur (qualifizierte Facharbeiter), Kontinuität und Dominanz bei den Führungspersönlichkeiten, eine in diesem Spektrum agierende Lokalpresse. Hier lassen sich

48 Die Zahlen beziehen sich auf das Jahr 1912, wichen aber kaum von denen der Vorjahre ab.

49 Thape meinte nicht den selbständigen Handwerker, der sich dem Kleinbürgertum zurechnete sondern den fachlich qualifizierten Arbeiter. Vgl. Ernst Thape, Von Rot zu Schwarz-Rot-Gold. Lebensweg eines Sozialdemokraten, Hannover 1969, S.64–65.

50 Zum Zusammenhang von regionaler Sozialstruktur und der Entwicklung der sozialdemokratischen Mitgliedschaft vgl. Adelheid von Saldern, Parteizentren und Parteiprovinzen. Zentralisierungs- und Hierarchisierungstendenzen innerhalb der Wilhelminischen SPD, in: IWK, Jg.28 (1992), H.1, S.1–21, hier S.5, und Gerhard A. Ritter, Das Wahlrecht und die Wählerschaft der Sozialdemokratie im Königreich Sachsen 1867–1914, in: ders. (Hrsg.): Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung, München 1990, S.49–101, hier S.49ff.

51 Dr. Otto Landsberg: seit 1895 Rechtsanwalt in Magdeburg, von 1903–1909 Stadtverordneter, ab 1912 Reichstagsabgeordneter für Magdeburg, Mitglied des Rates der Volksbeauftragten, ab 11. Februar 1919 Justizminister. Dr. August Müller: seit 1898 Redakteur der Volksstimme, führend in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit.

durchaus Parallelen zu Hannover ziehen.[52] Der auf Integration verschiedener gesellschaftlicher Kräfte ausgerichteten Politik ist es zuzuschreiben, daß der gesellschaftliche Umbruch am Ende des Ersten Weltkriegs in Magdeburg so ,,harmonisch" verlief.

VIII.

Für die Sozialdemokratische Partei veränderte sich mit dem Kriegsausbruch 1914 ihr Tätigkeitsbereich grundlegend. Beims Ziel war es, die festgefügte Parteiorganisation von Stadt und Bezirk zusammenzuhalten, obwohl der Krieg überall schwere Lücken riß. Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre wurden eingezogen, die Zahl der Mitglieder war stark rückläufig und damit verringerten sich die Parteifinanzen erheblich.[53] Mit Beginn des Krieges übernahmen viele Frauen Funktionen in der Partei und leisteten sowohl in der sozialen Fürsorgearbeit als auch in den Beratungsstellen ihren Beitrag. In diesen Notzeiten erwies sich Beims als Praktiker. Seine detaillierten Kenntnisse und praktischen Erfahrungen, die er als Kartellsekretär gesammelt hatte, konnte er nutzen. Obwohl er im ganzen Bezirk dringend gebraucht wurde, widmete er sich besonders der Stadt Magdeburg. Hier war die Not am größten, da die Kriegerfamilien einem skrupellosen Lebensmittelwucher ausgesetzt waren. Beims Fähigkeit, verschiedene politische Flügel zusammenzuführen und durch die Errichtung eines Netzes von Beratungsstellen wenigstens die gröbste Not zu lindern, ließen ihn während des Krieges zu einer zentralen Persönlichkeit in der Stadt werden, was 1919 folgerichtig zu seiner Wahl zum Oberbürgermeister Magdeburgs führte.

Der Übergang in die Weimarer Republik verlief in Magdeburg relativ friedlich. Die Magdeburger Arbeiterschaft und große Teile des Mittelstandes standen zur Sozialdemokratie. Die Wahlen zur Nationalversammlung brachten Magdeburg-Anhalt mit 58,4 Prozent (Magdeburg 59,7 Prozent) der Stimmen für die SPD ein eindeutiges Ergebnis, das nur noch von Chemnitz übertroffen wurde.[54] Auch bei den Reichstagswahlen am 6. Juni 1920 schnitt Magdeburg-Anhalt mit 33,6 Prozent der Stimmen für die MSPD (USPD 20,2; KPD 1,1 Prozent) im Vergleich zum Reich gut ab.[55] Geradezu als Ansturm auf die Sozialdemokratie konnte der Mitgliederzuwachs bezeichnet werden. Zwischen März 1918 und März 1919 wuchs die Zahl der Mitglieder in Magdeburg-Anhalt von 13 011 auf 71 082, in Magdeburg von 2 315 auf 8 031.[56] Die Aufhebung des Dreiklassenwahlrechts führte nun auch in den Kommunen zu veränderten Mehrheiten: Bei den Stadtverordnetenwahlen am 2. März 1919 verfügte die MSPD über 44 der 81 Stadtverordnetenmandate. Zweitstärkste Partei wurde die DDP. Die USPD erreichte 6 Mandate.[57]

52 Boll charakterisiert die hannoversche Sozialdemokratie der Vorkriegszeit ,,als Hochburg des sogenannten süddeutschen Reformismus in Preußen", vgl. Friedhelm Boll, Massenbewegungen . . ., a.a.O., S.101.

53 Zählte die Bezirksorganisation bei Kriegsausbruch 37 822 Mitglieder, waren es im März 1918 nur noch 13 011. In Magdeburg sank die Mitgliederzahl von 7 577 (1914) auf 2 315 (1918).

54 Als absoluter Spitzenreiter erwies sich der Wahlbezirk Wanzleben mit einem Anteil von 71 Prozent sozialdemokratischer Stimmen, gefolgt von Wolmirstedt-Neuhaldensleben mit 69,3 Prozent. Dr. Otto Landsberg, Wolfgang Heine, Hermann Silberschmidt, Hermann Beims, Ferdinand Bender, Paul Bader und Minna Bollmann zogen für die Sozialdemokraten in die Nationalversammlung.

55 Magdeburg erreichte 37,6 Prozent der Stimmen, das Reichsergebnis lag bei 21,6 Prozent. Gustav Bauer, Hermann Silberschmidt, Hermann Beims und Ferdinand Bender zogen in den Reichstag. Die drei USPD-Mandate erhielten Alwin Brandes, Wilhelm Dittmann und Adolf Albrecht. Vgl. Vst., Nr.133 vom 10.6.1920. Vgl. auch Alfred Milatz, Wähler und Wahlen in der Weimarer Republik, Bonn 1965, S.90.

56 Bericht des Bezirksverbandes der SPD Magdeburg-Anhalt 1917–1919, S.32.

57 A.a.O., S.19.

IX.

Zu Hermann Beims, der am 24. April 1919 für eine Amtszeit von 12 Jahren zum Oberbürgermeister gewählt wurde, gab es in der Elbestadt keine Alternative. Als (Sozial-)Demokrat wollte er für Demokratie und demokratische Reformen in der Politik und Kommunalpolitik streiten und beteiligte sich an der Erarbeitung der Weimarer Verfassung. Die brisante politische Situation, Arbeitslosigkeit und Lebensmittelknappheit in der 300 000 Einwohner zählenden Stadt sowie ein kaiserlicher Beamtenapparat gestalteten die Anfänge schwierig. Einen Ausweg aus der Krise sahen die Sozialdemokraten nur über die Ankurbelung der Wirtschaft. Doch zunächst verweigerte das Wirtschaftsbürgertum seine Gefolgschaft. Vor allem die rechtskonservativen Kräfte um den Fabrikanten Franz Seldte, der 1918 den „Stahlhelm" gegründet hatte, blieben Hauptgegner der Sozialdemokraten. Beims, einst Sekretär des Gewerkschaftskartells, Bezirkssekretär der Partei und Stadtverordneter seit 1904, konnte sich auf einen Stamm erfahrener Sozialdemokraten stützen, die, wie er, Jahrzehnte in Magdeburg tätig gewesen waren. Um die unwürdigen sozialen Zustände und die permanente Wohnungsnot, die sich während des Krieges noch verschlimmert hatten, zu beheben, holte Beims den bekannten Architekten Bruno Taut als Stadtbaudirektor nach Magdeburg und entwickelte gemeinsam mit dem Magistrat Vorstellungen zur Gestaltung einer modernen Stadt und erarbeitete bis 1923 einen Generalsiedlungsplan, der an die Traditionen des Genossenschaftswesens anknüpfte.[58] Im Zusammenwirken von gemeinnützigen Wohnungsbaugenossenschaften und kommunaler Städtebau-, Boden- und Finanzpolitik entstand in Magdeburg ein für die Republik neuartiges Modell, das Magdeburg mit dem Bau von Wohnungen für 35 000 Menschen eine Spitzenstellung im Reichsmaßstab einbrachte und als Vorbild diente, nach dem später sozialer Wohnungsbau betrieben wurde. Die sich anbahnende Inflation verzögerte die Pläne, stürzte die Stadt aber aufgrund ihrer soliden Finanzpolitik nicht in tiefgreifende Turbulenzen.

Im Reichstagswahlbezirk Magdeburg-Anhalt konnte die Sozialdemokratische Partei am 7. Dezember 1924 72 000 Stimmen hinzugewinnen und mit 39,3 Prozent der Stimmen das beste Ergebnis im Reich erzielen.[59] Bei den Kommunalwahlen am 4. Mai 1924 verloren die Sozialdemokraten zwar Stimmen, blieben aber stärkste Fraktion.[60] Beims' umfangreiche Aktivitäten im Reichstag, als Landtagsvorsitzender und Provinzialausschußvorsitzender dienten auch dem Ziel, Magdeburg zu einem Wirtschaftszentrum im mitteldeutschen Raum zu machen. Sein beharrlicher Einsatz für den Bau des Mittellandkanals nördlich an Magdeburg vorbei wurde planerisch durch den Bau eines neuen Binnenhafens und eines sich anschließenden Industriegebietes vorbereitet und schaffte zusätzliche Arbeitsplätze.

58 Schon im Februar 1900 hatten die Sozialdemokraten einen Mieter-, Bau- und Sparverein gegründet und vor dem Krieg auf genossenschaftlicher Grundlage Wohnungen gebaut.

59 Das Reichsergebnis lag bei 26,0 Prozent. Magdeburg erreichte 41,5 Prozent. Die Wahlkreise Wolmirstedt, Wanzleben, Quedlinburg, Dessau, Bernburg, Köthen z.B. lagen über 40 Prozent, Burg überschritt die 50-Prozent-Marke. Calbe und Bernburg erlangten mit 11,0 und 10,9 Prozent die höchsten Anteile kommunistischer Stimmen. Hermann Silberschmidt, Wilhelm Bittmann, Ferdinand Bender, Marie Arning, Paul Bader und Gustav Ferl zogen für die Sozialdemokraten in den Reichstag. Die Kommunisten kamen auf ein Mandat und wurden von August Creutzburg vertreten. Vgl. Vst., Nr.288 vom 9.12.1924.

60 Von den 66 Stadtverordneten stellten die SPD 25, die Kommunisten 7, die Demokraten 6. Die Sozialdemokraten gingen mit den Demokraten eine Koalition ein. Vgl. Vst., Nr.105 vom 6.5.1924.

X.

Als Hochburg der Sozialdemokratie bewährte sich der Wahlbezirk auch bei den Reichstagswahlen 1928. Die Sozialdemokraten mobilisierten und konnten nochmal 40 000 Stimmen gewinnen. Mit 43,0 Prozent lag der Wahlbezirk erneut weit über dem Reichsergebnis von 29,8 Prozent und hinter Südhannover-Braunschweig an zweiter Stelle im Reich.[61] Das gute Abschneiden bei den Reichstagswahlen ging einher mit der Zunahme auch an Mitgliedern in der Partei. In Magdeburg stieg die Zahl der Mitglieder von 7 129 (1.1.1927) auf 9 667 (31.12. 1928). Ende 1929 konnte sich Beims wieder auf eine Mehrheit in der Stadtverordnetenversammlung stützen.[62] Auch Magdeburg wurde von der Wirtschaftskrise erfaßt, konnte sich aber nicht nur auf eine fachlich kompetente Stadtverwaltung stützen sondern auch auf eine solide, langfristig angelegte Finanzplanung. Erfolgreicher als in den meisten anderen Großstädten konnten die Auswirkungen der Krise zunächst aufgefangen werden, waren die Arbeitslosenzahlen bis 1930 noch rückläufig. Als Ausnahmeerscheinung kann wohl gewertet werden, daß die Stadt 1931, als die Krise ihrem Höhepunkt entgegenging, noch ein Wohnungsbauprogramm auflegte und 1 100 Wohnungen baute. Noch einmal konnte im Wahlbezirk bei den Wahlen am 14. September 1930 die Sozialdemokratie ihre Stärke unter Beweis stellen.[63]

XI.

Als Hermann Beims 1931 die Magistratsgeschäfte in die Hände seines Nachfolgers Ernst Reuter legte, schlug die Krise in den Kommunen durch und blockierte ein Drittel des Gesamtetats für Wohlfahrtsausgaben.[64] Die vorsorgende Finanzpolitik ließ Reuter trotz dieser Belastung noch finanziellen Spielraum. Er senkte die Preise für die Magdeburger Straßenbahn von 20 Pfg. auf 15 Pfg., den Gaspreis von 20 Pfg. auf 18 Pfg., senkte die Pacht für städtisches Gelände, vergab Kleingartenparzellen und verfügte Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen. Im September 1931 gelang es den Sozialdemokraten, Vertreter der großen Wohlfahrtsverbände, Unternehmer, Gewerkschaften, Reichsbanner, Stahlhelm, Beamtenverbände, Standortkommando und Persönlichkeiten der Stadt im Rathaus zu versammeln, um eine Winternothilfe ins Leben zu rufen. Gegen den Widerstand der Stahlhelmer ,,ohne mich werden sie vom Lande gar nichts bekommen" (Graf v. Alvensleben) und der Kommunisten konnte Reuter einen Konsens herstellen und den Großindustriellen Dr. Korte für die Leitung gewinnen.[65]

61 Wolmirstedt und Neuhaldensleben erreichten mit 52 und 53 Prozent Spitzenergebnisse, Magdeburg kam auf 44,3 Prozent. Hermann Beims, Ferdinand Bender, Marie Arning, Paul Bader, Gustav Ferl und Heinrich Peus errangen für Magdeburg-Anhalt das Reichstagsmandat. Wieder errangen die Kommunisten nur ein Mandat (Fritz Heckert). Während in Gardelegen die Ein-Prozent-Marke bei den Kommunisten immer noch nicht überschritten wurde, gingen in Calbe 12, in Burg 11,3, in Magdeburg 10,2, in Aschersleben 10,4 und Wanzleben 10,1 Prozent der Stimmen an die KPD. Vgl. Vst., Nr.118 vom 22.5.1928.

62 Am 17. November 1929 gewannen die Sozialdemokraten über 17 000 Stimmen hinzu und errangen 32 der 67 Sitze. Die Kommunisten kamen auf 7 Mandate, die Nationalsozialisten auf 3. Vgl. Vst., Nr.271 vom 19.11.1929.

63 SPD 37,2 Prozent, (Reichsergebnis 24,5), KPD 10,0 Prozent. In Magdeburg erreichte die SPD 38,0, die KPD 12,6, die NSDAP 19,2 Prozent. Hermann Baims, Paul Bader, Ferdinand Bender, Gustav Ferl, Dr. Fritz Baade, Gerhart Seger vertraten den Wahlkreis im Reichstag. Für die Kommunisten erhielt Fritz Heckert ein Mandat. Vgl. Vst., Nr.216 vom 16.11.1930.

64 Hermann Beims wurde am 15. Mai 1931 nach 12jähriger Dienstzeit aus dem Amt des Oberbürgermeisters verabschiedet. Beims gehörte zu den profiliertesten Kommunalpolitikern während der Weimarer Republik, und Magdeburg war die einzige Stadt vergleichbarer Größe, in der von 1919–1933 ein Sozialdemokrat Oberbürgermeister war.

65 In der Winternothilfe arbeiteten 400 ehrenamtliche Kräfte. Die Winternothilfe verstand sich nicht als Einrichtung der Stadt, wurde aber von ihr finanziell und organisatorisch unterstützt. Nach zwölfwöchiger Arbeit konnte darauf verwiesen werden, daß von ihr 413 954 Essensportionen ausgegeben und 315 793 Mark an Geldspenden gesammelt worden waren.

Zu den Verdiensten sozialdemokratischer Kommunalpolitik in Magdeburg zählte ein Projekt, das in der Weimarer Republik vorbildlich war. Gegen den erbitterten Widerstand der Kommunisten initiierten die Sozialdemokraten, als die Wirtschaftskrise auf den Höhepunkt zuging, den Bau von Stadtrandsiedlungen auf Selbsthilfebasis. Die Stadt stellte den Boden in Erbpacht zur Verfügung, gewährte Kredite und ermöglichte damit Langzeitarbeitslosen, in Eigenleistung — unter fachkundiger Anleitung — kleine Reihenhäuser zu bauen. 1932 waren fünf solcher Selbsthilfeprojekte im Entstehen. Darüber hinaus wurden 2000 Parzellen für Kleingärten an Erwerbslose übergeben. Während in vielen anderen großen Städten die städtische Selbstverwaltung faktisch ausgeschaltet war, blieb die demokratische Mitwirkung in Magdeburg gewahrt. Die Stadt war trotz der angespannten Lage finanziell noch so gesund, daß ihr 1932 ein Kredit von 4,5 Millionen Schweizer Franken gewährt wurde, mit dem die städtischen Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke in eine Aktiengesellschaft, deren Aktienkapital zu 100 Prozent in städtischem Besitz blieb, umgewandelt wurde. Der Kredit sicherte die Finanzierung vieler Projekte und schaffte Arbeitsplätze.[66] Gegen diese sozialdemokratischen Erfolge kämpften Nationalsozialisten (und Kommunisten) erbittert an. Bei den Wahlen im Juli 1932 wurde die NSDAP stärkste Partei. Noch einmal konnten die Sozialdemokraten bei den Wahlen am 6. November 1932 ihre Spitzenstellung behaupten.[67] Hingegen gingen die Nationalsozialisten aus den Wahlen am 5. März 1933 als Gewinner hervor. Dabei bleibt festzuhalten, daß die Sozialdemokraten bei dieser Wahl nur 900 Stimmen einbüßten, die Kommunisten hingegen 3 500. Die Nationalsozialisten mobilisierten die Nichtwähler, die Wahlbeteiligung stieg von 83,3 Prozent im November 1932 auf 90,1 Prozent im März 1933. Die NSDAP gewann 23 000 Stimmen.[68]

Mit der ,,Beurlaubung" des Oberbürgermeisters Ernst Reuter am 11. März 1933 ging in Magdeburg eine Ära erfolgreicher Kommunalpolitik und eine Ära sozialdemokratischer Geschichte vorerst zuende. Vom späteren Verbot der Partei waren 10 491 Mitglieder der Partei, ca. 10 000 Mitglieder in den Arbeitersport- und Kulturvereinen und 2000 Aktive der Arbeiterjugend betroffen.

Nachtrag

Als im Frühjahr 1945 nach kurzer englischer Besetzung die Amerikaner das Kommando in Magdeburg übernahmen, war klar, daß in einer Stadt mit dieser sozialdemokratischen Tradition auch Sozialdemokraten mit dem Aufbau der Kommune befaßt werden mußten. Die Amerikaner setzten den Magdeburger Sozialdemokraten und ehemaligen Präsidenten des Provinziallandtags, Otto Baer, als Oberbürgermeister ein. Auch die sowjetische Besatzungsmacht änderte daran nichts. Auf Anweisung der Sowjetischen Militär-Administration der Provinz

66 Vst., Nr.245 vom 17.10.1932.

67 In Magdeburg hielten die Sozialdemokraten 34,0, die NSDAP 32,2, die KPD 14,9 Prozent der Stimmen. Im Wahlkreis Magdeburg-Anhalt lag die SPD mit 31,0 Prozent der Stimmen über dem Reichsergebnis mit 20,4 Prozent. Karl Höltermann, Ernst Reuter, Gustav Ferl, Gerhart Seger und Fritz Baade zogen für die SPD in den Reichstag ein, Fritz Heckert und Ernst Brandt für die KPD.

68 In Magdeburg erreichte die SPD 31,1 Prozent der Stimmen, die KPD 11,8, die NSDAP 41,2. Der Wahlkreis Magdeburg Anhalt lag mit 27,6 Prozent sozialdemokratischer Stimmen über dem Reichsergebnis von 18,3 Prozent und mit 10,6 Prozent kommunistischer Stimmen unter dem Reichsdurchschnitt von 12,3 Prozent. Karl Höltermann, Ernst Reuter, Nikolaus Bernhard, Gerhart Seger und Fritz Baade waren die sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten, die den Wahlkreis Magdeburg-Anhalt bis zur Auflösung des Reichstags vertraten. Für die KPD waren dies die Abgeordneten Fritz Heckert und Ernst Brandt. Vgl. Magdeburgische Zeitung, Nr.120 vom 6.3.1933; vgl. auch Alfred Milatz, Wähler und Wahlen, a.a.O., S.90.

Sachsen berief deren General Kotikow am 28. Januar 1946 den Sozialdemokraten Rudolf Eberhard zum Oberbürgermeister.[69] Eberhard konnte, gestützt auf erfahrene Kommunalpolitik, das Leben in der schwer zerstörten Stadt schrittweise bessern. Bis zu seiner Verhaftung am 2. Juli 1950 stand er an der Spitze der Stadtverwaltung.[70] In den folgenden Jahrzehnten blieben Sozialdemokraten von der politischen Mitwirkung ausgeschlossen.
Im Frühherbst 1989 knüpfte Dr. Willi Polte an die alte sozialdemokratische Tradition in seiner Heimatstadt an. Im Keller seines Hauses traf sich ein Kern von 20–25 Frauen und Männern, die über Kontaktadressen ihren Kreis erweiterten und am 18. November 1989 mit ca. 120 Personen eine Versammlung zur Gründung einer sozialdemokratischen Partei in Magdeburg durchführten.[71] Aus den Kommunalwahlen am 6. Mai 1990 gingen die Sozialdemokraten mit 32,9 Prozent der Stimmen als stärkste Partei hervor. Sie stellten 50 der 149 Stadtverordneten und wählten am 31. Mai 1990 den Ingenieur Dr. Willi Polte zum Oberbürgermeister der Elbestadt.

69 Vgl. Amtliches Mitteilungsblatt Magdeburg, Nr.13 vom 31.1.1946.
70 Rudolf Eberhard wurde am 18. Januar 1952 zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, ebenso der sozialdemokratische Stadtbaurat Koß, der gemeinsam mit Eberhard verhaftet worden war. Am 2. Juli 1955 wurde Rudolf Eberhard mit schweren gesundheitlichen Schäden aus der Haft entlassen und floh in die Bundesrepublik.
71 Die SPD hat in Magdeburg z.Zt. 500 Mitglieder.

THE HARD LESSONS OF A POLITICAL LIFE: THE CAREER OF SOCIALIST HANS DILL (1887–1973)

By Jonathan F. Wagner

The triumph of the Hitler movement in January, 1933 spelled doom for the Weimar Republic's other political parties including the SPD, the German Socialist Party. Recognizing the inevitable persecution that would momentarily befall them, most of the Party's prominent leaders fled the country soon after Hitler became chancellor. The SPD's national executive, for example, crossed the Czech border and set up offices in Prague. Another of the SPD's leading functionaries who sought asylum in Czechoslovakia was Hans Dill, the Reichstag member and Party's leader from Northern Bavaria. In early 1933, Dill crossed the Bavarian frontier and established residence in the Czech border town of Mies. From there he launched his campaign of opposition against the Nazis and thus inaugurated an exile that would last for most of the rest of his life. The following essay traces that exile and in so doing describes a political life filled with commitment, idealism, alienation, despair, and impotence. Like the ancient Greek citizen-politician banished from his polis, Dill will appear throughout as a lost, tragic figure. Yet he will also illustrate, albeit from a great distance, through his abiding humanism and dogged Party loyalty the strengths that made the German Social Democratic movement rise again like a Phoenix from the wasteland that Hitler had bequeathed Germany.
Born on June 25, 1887 in the village of Brand near Tachau in the Bohemian Forest of eastern Bavaria, Hans Dill hailed from a working-class family. Schooled in traditional working-class fashion to become a porcelain painter, Dill soon discovered other interests and options. By the time he was 18 (1905), he had joined the Social Democratic Party. Within several years the politically precocious and ambitious youth had risen to become SPD Party secretary for

Nuremberg, the industrial hub of Northern Bavaria. An intellectual type, Dill had early developed a love of reading as well as a flair for writing. This, in turn, led to his becoming the editor of the Munich Party newspaper, ,,Münchener Post". In this journalistic capacity Dill functioned from 1919 to 1927. At the same time he also represented his Party in the Bavarian Landtag. Finally, from 1930 to 1933 Dill enjoyed a last Party promotion; he was elected to represent Franconia and the SPD in the Reichstag. Thus, he was present in Berlin when the Nazi Revolution undermined and destroyed that body. Indeed, as his obituary reported in 1973, ,,He was an active participant in the passionate and embittered confrontation [between Nazis and Socialists] in the last three years of the Weimar Republic."[1]

As indicated by his steady progress upward in the socialist movement, Dill was a sound Party man and the Party which he represented was not a revolutionary one. Hartmut Mehringer's study of the Bavarian Socialist movement in the interwar years describes the SPD there as ,,strongly pragmatic and practical" and a Party that had by the 1920's clearly rejected the orthodox Marxian revolutionary traditions. According to Mehringer, the Bavarian Socialist Party whose ,,main stronghold" was Dill's base Nuremberg, was definitely by the interwar period not a Party of the unskilled. Rather, Mehringer describes the majority as being ,,artisans and skilled workers." This meant that the Party was dominated by upright types. The Bavarian SPD, Mehringer writes, ,,was a Party of ‚small persons' but also, as one says in Bavarian, of respectable people. Their membership for the most part belonged to the lower middle class of both the large and small cities of the region and only a small part of the members came from the lower orders." In short, what Mehringer describes is a group clearly more ,,respectable" than the communists. The attributes which made them less revolutionary and more ,,respectable" also made them more legalistic and accepting of the Weimar system. Hans Dill fit nicely into the above mode. In Mehringer's words again, he represented ,,the prototype of the reliable but honest and down-to-earth working class functionary."[2]

Besides being down-to-earth and respectable, Dill was, as noted, also politically precocious and idealistic. A speech which he delivered to the Bavarian Landtag in 1926 on the subject of the German post-war economic crisis illustrates his erudition, intelligence, cosmopolitanism, and visionary qualities. It is worth considering in some detail because it encapsulates Dill's political vision on the eve of the Hitler revolution. Dill began the speech by describing the obvious indices of Germany's economic failure: widespread and extensive unemployment, decline in productive capacity, and shrinking markets. To prove each of these contentions he provided hard data. To those who blamed Germany's economic woes on the defeat in the World War, the Treaty of Versailles, and the intrusion of the Americans, he responded sharply. In a sophisticated, concrete rebuttal, Dill explained that it was not evil forces from without that kept Germany down. Rather, the real problem lay at home in both Germany and Europe. Indeed, Europe had slipped economically from its pre 1914 position and it had been replaced by America in the world's economic order. This was so, Dill insisted, because the United States did two things much better than Europe or Germany: first, it had created at home a unified market and second, it paid its workers significantly higher wages.[3]

1 Die harte Lehre eines politischen Lebens, SPD-Pressedienst, Bonn P/XXVIII/137, 20. Juli 1973.
2 Hartmut Mehringer, Die bayerische Sozialdemokratie bis zum Ende des NS-Regimes. Vorgeschichte, Verfolgung und Widerstand, in: Bayern in der NS-Zeit. Hrsg. von Martin Boszat und Hartmut Mehringer, 5 Bde, Bd.5: Die Parteien KPD, SPD, BVP in Verfolgung und Widerstand. Von Hartmut Mehringer, Anton Großmann und Klaus Schönhoven, München und Wien 1983, S.287–432, hier S.335–359.
3 Hans Dill, Wirtschaftskrise und Arbeiterklasse, Münich 1926, p.10.

On the other hand, post-war Europe, Dill pointed out, was divided into over 30 different sovereign political entities, all with separate, autonomous markets. These three dozen separate, and to him artificial, economic systems were competing with one another to the disadvantage of all. The result was economic chaos, waste and impoverishment. Europe, Dill asserted, ,,was as rich as America in economic potential but that potential was being squandered by a flawed political system. . . . The basic distinction between America and Europe lies in the realm of political and economic organization. The disaster for Europe, the source of its economic weakness can be found in the legacy of its thousand year history which has dismembered and crippled it. The fortune of America, its source of strength lies in its control over the same potential for development as Europe without being burdened by the same historical legacy."[4]

Dill's solution for this woeful condition was well ahead of his time. In the same period that Hitler and other chauvinists were clamoring for more German rights and greater national autonomy, Dill pleaded for a new European unity in which Germany would be only one of the parts. ,,The economic unity of Europe is the precondition for the full exploitation of its unused national resources, for the proper division of its labor, for the development of its productive forces, [and] for the reduction of productive costs without reducing the purchasing power of the people. The chief enemy of Europe [and Germany] is Europe itself."[5] The way to European and German salvation through economic unity could only be accomplished, Dill argued, through the introduction of socialism. Europe's and Germany's capitalists were too short sighted, too egocentric, too much addicted to profit-at-any price to have the vision to act for the whole. Dill, the true son of the Socialist International, saw Europe's socialists as the only one's capable of thinking in terms of the continent and not just its national parts.

The Dill who abandoned Hitlers's Germany in June, 1933 for the Czechoslovak Republic left neither his political idealism nor his burning socialist commitment behind. Rather, from his Czechoslovakian residence in Mies he became almost immediately involved in what he would describe as ,,illegal work" in Germany. As one of the border secretaries for the exiled German Socialist Party (the Sopade), Dill worked at developing contacts within Bavaria that he could use to smuggle in socialist literature (newspapers, brochures, placards) and smuggle out facts and information about the Nazi regime. The first group of contracts Dill secured in the summer of 1933 and they were mostly young socialists. As liasion person to effect the ties, Dill utilized his own son Eduard, who had been a medical student in Berlin until his father's exile. On bicycle Eduard crossed the border into Bavaria in mid-July, 1933 and began the dangerous process of making contacts with anti-Nazi former socialists.[6]

The youthful assistants for his anti-Nazi propaganda work were available for contact because they were not suspect to the Nazi functionaries. For the most part, they had no significant previous record of socialist agitation or activity. Joseph Lampersberger, a 21 year old waiter who worked in the railroad dining cars was representative of Dill's agents. Serving food on the line between Eger and Munich, Lampersberger carried printed materials out of Czechoslovakia which were then distributed along his route in Germany.[7] With the help of people like Lampersberger, Dill had created by early 1934 a network of agents throughout lower

4 Ibid., p.12
5 Ibid., p.12.
6 See Hans Dill's Erinnerungen eines Grenzsekretärs, 5 Dec., 1955, Friedrich-Ebert-Stiftung (hereafter cited as FES), Bonn, Nachlaß Friedrich Stampfer, Mappe 42, VIII c, p.2.
7 Dill to Hans Vogel, 27 Sept., 1933, FES, Sopade, Emigration, Mappe 31.

Bavaria. But Dill's success was short lived as the Nazi officials quickly caught on. In April, 1934 a wave of arrests occurred which by the end of August had destroyed Dill's group. More than 150 persons from centers such as Nuremberg, Fürth, Würzburg, Amberg, Regensburg, Straubing, Landshut and Munich had been arrested.[8] Most were summarily found guilty and sentenced to prison terms which in some instances extended to as long as five years. A number of those arrested served their imprisonment in the concentration camp at Dachau. The destruction of his network was not altogether unexpected. In February, 1934 Dill had prophetically admitted in his monthly report to the Sopade leadership that ,,The Third Reich has a comprehensive spy system that ist very well organized. By comparison, I am a miserable bungler."[9]

Despite the failure of his first efforts, Dill did not abandon his ,,illegal work" but rather set about creating new networks. These additional efforts became increasingly difficult. Nevertheless, by August, 1934 Dill had manged to make some new contacts in and around Nuremberg and elsewhere in North Bavaria. Again, he sought to use these sympathizers to smuggle information out and socialist resistance literature back into Germany. The members of his second group were not the brash, youthful types of the first but older, more established socialists — all older than thirty, usually married with children, frequently veterans of the war, and finally skilled workers who had not lost their jobs during the years of economic crisis. Despite the more conservative tone and clearly more cautious demeanor of the group, they also did not remain long unknown to the Nazis. Indeed, almost all of Dill's second group had been arrested and incarcerated by August, 1935.[10]

Although Dill kept on trying, it became ever more difficult to sustain this opposition work. The third and final effort at anti-Hitler subversion in Bavaria was not only reduced in scope but also in ambition. Dill's third set of contacts were scattered , isolated individuals, brave souls daring to risk anti-Nazi propaganda against a system that had become increasingly adept at rooting out resistance. By mid-1937 Dill was forced to admit that his past efforts had not only failed but that the Nazi system with its comprehensive spy network and its massively oppressive propaganda had made any future work destined to fail as well. In Germany, Dill sadly concluded, the Nazis had apparently destroyed the critical sense of the youth and terrified the adults into silence. Since further efforts at disseminating socialist literature were futile, Dill was forced to restrict himself to acting as a conduit for and commentator upon the reports he still received from his few remaining informants in Germany.[11]

Including both objective and subjective elements, Dill's extensive reports and personal letters to the Sopade from the years 1933–38 provide information not only on the nature of Hitler's Germany but also on the condition of Dill himself. A consideration of representative reports from the first year of exile in Czechoslovakia reveals that the opinions Dill harbored before 1933 were still largely intact. Up to this point, the Hitler regime had apparently not forced him to reconsider his earlier credo. For example, Dill's reports from 1933–34 are filled with denunciations of the Communist Party and its forlorn membership. The CP ist still a deadly enemy of the socialists and not to be trusted. Indeed, Dill distrusted all radicals, even the young, revolutionary socialists. On occasion, he would attribute to Communist interference

8 Hartmut Mehringer, op.cit., p.369.
9 Hans Dill, Zweiter Februar-Bericht, 22 Feb., 1934, FES Sopade, Emigration, Mappe 31, 21.
10 Hartmut Mehringer, pp.373–75.
11 Bericht Hans Dill, 21 July, 1937, FES, Sopade, Emigration, Mappe 34.

and incompetence the failures of his own efforts at spreading anti-Nazi propaganda.[12] Moreover, Dill's reports from the first year of exile exhibited the same wishful thinking that had plagued Weimar's Social Democrats to the end. The Hitler movement, Dill reported time and again, would not last; it had no substance. The only benefactors were the Nazi ,,big shots" (Bonzen); the people would eventually see the light. Things were bad in Germany and getting worse — rising prices, sinking wages, increasing unemployment, and decreasing consumer goods.[13]

The reports from 1935 show a gradual transformation in Dill's thinking. The Nazis were no longer the accident of 1933 but rather a comprehensive totalitarianism ,,against which our people today are completely powerless."[14] In dramatic detail, Dill described for the Sopade the nature of the Nazi oppression — for example, the brutalization of prisoners in Dachau or the censoring of mail by the police. Having to describe repeatedly for the Sopade this on-going oppression depressed Dill. Thus, he gradually concluded that despite its blatant inequalities for Germans and real deprivations for working people, the National Socialist regime would not collapse by itself. ,,What is the meaning of collapse?" Dill asked ,,There ist no law of nature that decrees that the system will collapse if workers earn only 22 marks a week in Nuremberg and 14 marks on the farm. If the worker is willing to accept his plight, the Hitler regime will continue to exist when a wage of only 10 marks a week is paid. It all depends upon whether people will act. One should say instead of collapse: who will overthrow Hitler."[15]

Dill had come to believe that the forceful individuals needed to topple National Socialism were presently not on hand. This did not mean, however, that Dill had become fatalistic. Germans would eventually wake up and dispose of the Nazis. Dill's Marxism with its belief in the spontaneously developing consciousness of the masses decreed that such would be the case. Nevertheless, Dill did not pretend to know when this would happen. He did insist, however, that it had to be initiated in Germany and be carried out by Germans. ,,It would be unfortunate," he reported in June, 1935, ,,if something were initiated from without to rid the German people of Hitler. It [the Nazi phenomenon] must be experienced completely. Germany must descend to the depths of existence so that a basic cure may be possible. Only then can a repetition of the Nazis be avoided."[16]

Dill's reports from 1936 exhibited a deepening dread before the spreading evil of National Socialism. From the beginning of course, he recognized the Nazis as selfservers and cynics. The corruption within the ranks of the Party's leadership, for example, had been a frequent topic of Dill's commentary. But by 1936, the danger posed by the Nazis had clearly assumed greater proportions in his mind. He began to discuss what the movement's anti-Semitism would become: the vehicle for eliminating Germany's Jews. As a person Dill was appalled by this hate campaign and those who participated in it he considered ,,so morally crippled as to be capable of anything."[17] Thus he reported not only Nazi excesses committed against the Jews but the pervasive pessimism among the Jewish community and its friends. Nuremberg's Jews,

12 Hans Dill to Hans Vogel, 24 Oct., 1933, and Dill to Vogel, 23 May, 1934, FES, Sopade, Emigration, Mappe 31.
13 Hans Dill, Zweiter Bericht, Sept., 1934, FES, Sopade, Emigration, Mappe 31.
14 Hans Dill, Bericht, Oct., 1935, FES, Sopade, Emigration, Mappe 32.
15 Hans Dill, Bericht, June, 1935, FES, Sopade, Emigration, Mappe 32.
16 Ibid.
17 Hans Dill to Sopade, 23 July, 1936, FES, Sopade, Emigration, Mappe 33.

he pointed out, believed that in ten years their community would have entirely disappeared.[18] This prognostication was only too correct.

Equally as distressing as the campaign against the Jews was the escalating militarism and aggressive posturing of Germany vis-à-vis the rest of Europe. Dill, who had been denouncing the Nazis' ,,guns for butter" policies since 1934, had concluded by 1936 that war was inevitable. For example, on March 7, 1936, the same day that German troops marched into the Rhineland to remilitarize it and Hitler gave his socalled ,,peace speech" offering nonaggression pacts with neighbors to the east and west, Dill announced to Otto Wels, a friend and member of the Party's executive in Prague, that ,,after this speech, or more correctly, after what the Hitler government has already done, I believe that war is inevitable." In Dill's mind, Hitler had clearly violated all previous agreements and was now demanding ,,what the victor after a war would require of the vanquished." Moreover, if the other states acceded to Hitler's demands, ,,it would be as if they had lost the war." To Dill it appeared ,,as if Germany had already declared a state of war to exist." Like a modern-day Cassandra, Dill urged Wels and the other SPD leaders to flee Prague for the West. ,,In Prague," Dill pointed out, ,,the entire executive exists as in a mousetrap. It is an impossible situation. Someone, who can speak for the Party leadership, must in the coming war be able to maneuver freely. That can only happen in the West."[19]

In the same letter in that he warned of war and urged flight, Dill described what he hoped would emerge after the inevitable conflict and defeat of Hitler. Although depressed by the present, Dill's internationalism had not been destroyed by the Nazis. Rather, it had intensified. Specifically, he outlined for Wels a vision of the future which seemed to eclipse his socialist past. In unMarxian fashion, Dill called for a political transformation before all else. In a reversal of the position he had outlined in his 1926 Landtag speech, Dill urged Wels and other socialist leaders to use the Socialist International in a new way. ,,Demands," Dill wrote, ,,for social revolution will not now serve us best. Even if in the course of the war in many or all countries the revolution succeeds, one must work for a future political solution which will make future wars in Europe impossible. That is only possible through the creation of a United States of Europe, whose great union will be based upon federal-democratic principles . . .". Moreover, Dill continued, ,,the political demands of the Socialist International in the coming war [. . .] can not be stated in slogans that call for a better world. They must be expressed in practical demands. Not war damages, not new political boundaries, not sanctions but at last a United States of Europe . . .".[20]

Since Dill's prescience told him what was coming, his reports from 1937 and 1938 were almost all anticlimatic. His accounts for those years restate many of the themes already adumbrated — a litany of Nazi failures, aggressions, growing disenchantments, and inevitable confrontations. Dill consistently painted a picture in which the small people (allegedly those most advantaged by National Socialism) were being systematically misused by the Hitler bosses. Farmers, for example, he described as profoundly unhappy; factory workers as incapable of affording the highly touted ,,Strength through Joy" (,,Kraft durch Freude", KdF) vacations, and finally a general population fed up with ,,so many NS organizations that there was hardly

18 Hans Dill, Bericht, Oct., 1936, FES, Sopade, Emigration, Mappe 33.
19 Hans Dill to Otto Wels, 7 March, 1936, FES, Sopade, Emigration, Mappe 33.
20 Ibid.

a free evening in the week." Germans, Dill believed, were even turning to the church. ,,Now more than ever, the people go to church. Even workers attend church out of opposition. Never has there been so much confessing among us as in the last few years."[21]

Dill's picture of a corrupt, inefficient, unpopular regime was, of course, only partly true. Clearly the product of much wishful thinking, Dill's analysis of National Socialism did not help him in October, 1938 when the Sudetenland was ceded to Hitler's Germany at the Munich Conference. Like the rest of the Sopade leadership and many of the Sudeten German Socialist Party's functionaries, Dill was forced to flee east out of the Sudetenland when the Nazis marched in. Recalling the advice he had given Otto Wels several years before, Dill never viewed himself as safe in Rump Czechoslovakia. He resolved to flee to the west as soon as possible. In January, 1939, opportunity for such flight was afforded him as part of a larger emigration of Sudeten German Social Democratic Party leaders.

Dill was able to emigrate with the Sudeten German socialists for two reasons: first, because he had been a member of and officer in their Party since 1936 and second, because he was clearly a man wanted by the Nazis for alleged treason whose life would be in grave danger should he remain. Specifically, initative for the flight came from the British and French governments in the form of a monetary gift to the Czechoslovak Republic to facilitate the exodus of the Sudeten German socialists from Rump Czechoslovakia. The Canadian government volunteered Canada as the place of ultimate asylum. The Canadian government's Immigration Branch employed the Canadian National Railway (CNR) and the Canadian Pacific Railway (CPR) to transport and settle the 300 Sudeten German refugee families in Western Canada. The CNR located its 148 families on farms in and around St. Walberg, Saskatchewan. The CPR established its 152 families on farmland in British Columbia's Peace River country.[22]

Arriving between April and August, 1939, the Sudeten families who settled at Tupper Creek in Northern British Columbia faced formidable obstacles. To begin with, the settlers were not farmers but artisans and industrial types who for the most part knew nothing about farming. Moreover, there was inadequate or even non-existing housing for many, not enough arable or cleared land upon which to settle, and insufficient household or farming provisions. This meant that in the first months the group had to do much sharing of living quarters, farm machinery and even what was harvested. Added to these problems was the short summer and impending winter. Such conditions created in the refugees much anxiety. As a rule, the group worked at a feverish pace to get settled before the onslaught of the cold months.

In a letter from September, 1939 to his friend Hans Vogel in London, Dill described how he and his family coped in the first few months on the land. Dill began his correspondence by confessing to his friend that he had not written earlier because he was too busy. ,,When we first arrived," Dill informed Vogel, ,,our house was not yet finished. Two days were alloted for us to make the most essential furniture such as chairs, tables, and beds. Then we went immediately to work out-of-doors for it was already late in the year. Cutting wood for the completion of our houses, making roads, building stalls, and harvest work took so much time that in the end only Sundays remained for working at home — and not the whole Sunday at

21 Hans Dill, Bericht, 21 Jan., 1938, FES, Sopade, Emigration, Mappe 34.

22 For a description of the diplomatic maneuverings before emigration, the journey to Canada, and settlement in British Columbia see my article: British Columbia's Anti-Nazi Germans: The Tupper Creek Refugees, in: British Columbia Studies, no.39, Autumn, 1978, pp.3–19.

that. For example, last Sunday we all had to pitch in and help with the potato harvest. We have already threshed 25,000 bushels of oats, some wheat, barley, and rape seed. In addition, from the meadows in the forest we have put up a rather large amount of hay. Last Sunday, my little house was finally finished enough so that we could say it was ready for the winter. Needless to say, all this work is physically taxing."[23]

Despite the difficult circumstances of settlement, Dill still maintained his interest in European events and this only intensified with the outbreak of the war. The disadvantages of his situation (he had no radio and his English was marginal) he tried to overcome by relying on his friends in Europe. From his contacts in London, for example, he regularly received the Socialist Party newspapers. Thus, he was able to follow the events in Europe from a Party perspective. As the months passed, his potential concerns were increasingly expressed in two areas: in an anxiety over the fate of the German Social Democratic Party and in worry about the future of Germany itself.

With the regard to the former, Dill still believed as he did when he was in exile in Czechoslovakia that German Social Democracy would rise again. In the early war years he was still convinced that it would be the logical political organization to fill the void created by the fall of National Socialism and he planned to be a part of that resurrection. Thus, Dill made a fuss in 1941 for example, when he did not receive the forms for renewal of his own Party membership. Such an omission, he chided his friends in London ,,was no small matter" because he had been ,,a Party member since 1905." Because the Party's existence was so crucial, he watched the posture of the Party's leadership in London closely and he urged the frequently disparate parts to maintain unity. Indeed, Dill believed that the Party would not be able to fulfill its future destiny if division and strife within the ranks were not overcome.[24]

As far as the future of Germany was concerned, Dill saw the war as an unmitigated disaster. In early 1942, for example, he confessed in a letter to Hans Vogel that the true criminality of the Nazis had become clear. ,,I fear very much," Dill wrote, ,,that before their end the Hitler bandits will perpetrate on the German people things that will make one's blood run cold." In that time of German military success, Dill denounced not only the Nazis but the German military as well. ,,It was not the Social Democrats, nor the Weimar coalition," Dill pointed out, ,,that forced the military to alley itself with Hitler [. . .]. No, the military did that to overthrow the Weimar Republic. And it succeeded. For its lack of foresight in discerning what this would lead to, the military must now do penance." Thus, to Dill the military shared equally the guilt with Hitler: ,,The Reichswehr officers have magnified the criminal Hitler and have made him what he is. They should not be surprised if the criminal Hitler does to them what he did to the Weimar Republic." Dill concluded that two things must be done to rectify the wrongs inflicted by the German war machine: first, all the lands conquered for Hitler must be returned and second, Germany must be disarmed. ,,I see," Dill wrote, ,,the complete disarmament of Germany as a political necessity. Only after an extensive period of complete disarmament, can the German people be truly free . . .".[25]

As the tide of war turned and the fortunes of the Allies improved, Dill's thoughts about what to do in Europe and Germany in the post-war period began to take shape. Reverting to a much favored, earlier scheme, Dill argued for German integration into a larger political entity than

23 Hans Dill to Hans Vogel, 26 Sept., 1939, FES, Sopade, Emigration, Mappe 34.
24 Hans Dill to Hans Vogel, 30 Nov., 1941, FES, Sopade, Emigration, Mappe 34.
25 Hans Dill to Hans Vogel, 25 Jan., 1942, FES, Sopade, Emigration, Mappe 34.

the traditional nation state. In a letter to Vogel in May, 1944, Dill described his new plan. It was clear he insisted that ,,Germany can never realize what its nationalists demand and what has involved it in two wars: namely, hegemony in Europe. That will not happen. The way out of the dilemma is not war but German entry into the family of nations." Dill admitted that unsuccessful efforts had been made in this direction at the time of the League of Nations. Now, however, he was suggesting that a more modest step should be taken, a move halfway between the national exclusiveness of a German nation state on the one hand and membership in a cosmopolitan European Federation on the other. The halfway move, Dill proposed, should be German membership in the British Empire.

A German Dominion within the British Empire would constitute a kind of apprenticeship period to prepare for German participation in the world community. Dill admitted to Vogel that his own personal experiences in Canada had prompted him to propose this solution. ,,I would perhaps," Dill confided, ,,never have dared to make this proposal if I myself had not had the opportunity to live in a British Dominion. Here in Canada one can experience in one's own life how the most extensive political, religious, and personal freedoms are integrated into a political system that is orderly and regulated. Whoever here obeys the laws is in all reality as free as a bird in the air. I wish it were so again in Germany. Indeed, this could be the case and lastingly so in the Dominion of Germany of the British Empire."[26]

Thus, Dill's charitable thoughts for the future of Germany were consistent with his life-long belief that both the domestic system in Germany and the position of the Reich in Europe were not conditioned by the character of the Germans themselves but rather by the prevailing political-economic system. Unlike so many enemies of Hitler, Dill refused to believe that Germany was somehow predetermined to be forever an evil force in Europe. Reflecting this, his proposal for German inclusion in the British Empire never envisioned a breaking up of the German state. His plan, which may seem far-fetched, should be compared to other contemporary proposals such as that put forward by the American statesman Henry Morgenthau, who wanted to divide and deindustrialize Germany to make the land ,,a country permanently agricultural and pastoral in character". From the vantage point of fifty years later this appears even less in tune with the future than Dill's scheme. Moreover, although certainly understandable in light of the terrible atrocities perpetrated upon them by the Nazis, the Russian and French plans for reducing Germany and making her pay were simply punitive with few constructive elements. On the contrary, Dill believed that to repeat the mistakes of Versailles and make Germany a pariah again would never solve the ,,German problem". Thus, to him the answer lay in inclusion, not exclusion. This, of course, is precisely what is transpiring today.

In the last year of the war, Dill, who had been obliged to accept work as a laborer on the Alaskan Highway to complement his farming income, vacillated between wishing to return to Germany to help in the rebuilding and resigning himself to accept his immigrant status as permanent. For example, in June, 1944 shortly before the Normandy landings he wrote Vogel that the politically deprived workers of Nazi Germany would desperately need their own organizations after Hitler's defeat. Dill imagined himself as an organizer and spokesman for these workers. ,,One will not want to deny unions to the workers," he informed Vogel. ,,These unions will [. . .] also publish newspapers which will not only deal with questions of the

26 Hans Dill to Hans Vogel, 28 May, 1944, FES, Sopade, Emigration, Mappe 34.

workplace but also treat general public affairs. I am not talking about union flyers but real daily newspapers [. . .]. In this regard I can imagine myself playing a role in the reestablishment of a daily newspaper be it in Nuremberg, Bayreuth, Hof, Würzburg, Augsburg, or Munich."[27] Moreover, in March, 1945 Dill wrote his friend Friedrich Stampfer, the former editor of the Socialist newspaper „Vorwärts" and member of the exiled Sopade leadership that „despite all I still think seriously of returning" and he offered to do anything needed to help. „What I do here in Canada is not distinguishable from the work of a carpenter's assistant. I am prepared to do the same over there in Germany. Perhaps one can better serve the rebuilding of a free workers' movement from such a position. That naturally certain preconditions (political freedom, legal equality etc.) must be fulfilled before this journey home goes without saying."[28]

Very frequently, however, the burden of work, the austerity of his life, the shear difficulty of making ends meet caused Dill to despair. Three months after he had written Stampfer about returning to Germany, he confided to another socialist friend, Frank Reilich of New York, that his European political life was over. „I have become increasingly convinced" he told Reilich „that a return to Europe will no longer be possible and that I must, as long as I can, try to create an existence here. Up to the abandonment of the Atlantic Charter, I had hoped for a return to Europe and believed that I still had a few years to be of some use to the worker's movement. This is not to say I have now lost interest. All day long while at work the problems of post-war Germany occupy my thoughts. I have finished many letters in my head which I intended in the evening to write down for my friends. But the evening comes and the spirit is no longer willing; the flesh is too weak. Even without writing letters, it is impossible to get to bed before ten o'clock."[29]

The end of the war in Europe prompted Dill once more to think about going home. In the fall of 1945 from several places friends were urging him to act. Dina Vogel, the wife of his old friend Hans who had died in London in September, specifically wrote Dill and encouraged him to return to Bavaria. Mrs. Vogel reported that in a recent radio broadcast Wilhelm Hoegner, the Bavarian Minister President and former SPD Reichstag colleague of Dill's had called for the return of Dill to assist in the rebuilding of Germany.[30] In November, 1945, Dill admitted to Reilich that he was „prepared to take the gamble" which a return to Germany involved but that he could not at the moment because his wife was ill and he would not think of going alone. Aware of the confused political scene in post-war Germany, Dill confessed in the same letter to Reilich that he had no idea „how the matter of his return could be worked out technically but assumed only through the American military authorities." Dill believed that his former colleague Hoegner would know how to effect his return. In any case, he assured Reilich that „should something come out of the return," he would „attempt to travel back to Europe via New York."[31]

The alleged initiative from Hoegner never became more than just that and Dill stayed on in British Columbia where his farming operation and work on the Alaskan Highway continued to provide him with the means to survive. Just why Dill stayed is not entirely explicable.

27 Hans Dill to Hans Vogel, 4 June, 1944, FES, Sopade, Emigration, Mappe 34.
28 Hans Dill to Friedrich Stampfer, 25 March, 1945, FES., Nachlaß Friedrich Stampfer, I, 190.
29 Hans Dill to Frank Reilich, 22 Oct., 1944, FES, Sopade, Emigration, Mappe 34.
30 Dina Vogel to Hans and Sophie Dill, 12 Oct., 1945, FES, Sopade, Emigration, Mappe 34.
31 Hans Dill to Frank Reilich, 22 Nov., 1945, FES, Sopade, Emigration, Mappe 34.

Clearly his heart was still in the Old Country with his beloved working class and socialist movement. In Dill's correspondence there are no specific reasons given for his not leaving Canada. Reading between the lines however, one can infer a number of possible reasons for his remaining. His age, no doubt, played a role for in 1950 he would have been 63. The sacrifice and toil and success of a decade in British Columbia also must have made him think many times about the advisability of abandoning his farm. On the other hand, the work and hardship surely must have reduced his overall energy level. Certainly the horrific conditions of want, chaos, and uncertainty in Germany proper would have been factored in by this tired, aging warrior. Finally, Dill was induced to remain in Canada because gradually at the end of the 1940's he had begun to involve himself in local Canadian politics and this involvement with Canadian issues was thoroughly consistent with the political principles of his past.

The political situation in the Dawson Creek Sudeten German settlement was complicated because the many refugees including Dill were rapidly becoming naturalized Canadians. As Dill remarked in a 1951 letter, ,,Most of the settlers today were Canadian citizens, they were devoted to what they had created and one can say they are deeply rooted in the land upon which they have toiled and will toil."[32] The practical effect of this growing assimilation was a splintering of political loyalties. In both the provincial and national elections some of the former socialists voted non-socialist. At the end of the war in British Columbia the available choice were basically among Liberal, Conservative, Social Credit and Canadian Cooperative Federation (CCF) candidates. The latter represented the closest ideological choice to the group's Social Democratic tradition and this was the party to which Hans Dill logically gravitated.

The CCF, whose most noteworthy figure was the witty and energetic Tommy Douglas of Saskatchewan, had made considerable headway in the West by 1950. Most obviously, it was the government in Saskatchewan where it supported a brand of socialism that provided extensive governmental services on the one hand while guaranteeing the rights of property on the other hand.[33] Although overshadowed by the Social Credit movement in British Columbia, the CFF presence there was significant enough for its supporters to believe that the example of Saskatchewan could be duplicated in Canada's most western province. In 1950, the CCF Party in British Columbia desired the same kind of enlightened, moderate socialism that its Saskatchewan counterpart had been pursuing. Like other CCF advocates, Dill, an owner of farmland as well as a laborer, could support a government that ,,was directed toward planning in place of ad hochery, toward more and larger crown corporations and government services, and, in the exploitation of new natural resources such as oil and potash, toward tighter control and a greater diversion of wealth through royalties and taxes into the public purse."[34]

In another letter to Reilich, Dill described what happened in the federal election of June, 1949 in the settlement. ,,The Parliamentary election in Canada in June, 1949 caused a split in the colony. In both the federal and provincial parliament the electoral district for Dawson Creek was represented by a Social Democratic member (CCF = Canadian Commonwealth Federation). The majority of the settlers saw it as their political duty to express their Social

32 Hans Dill to Frank Reilich, 16 Sept., 1951, FES, Sopade, Emigration, Mappe 34.
33 See Dean E. McHenry, The Third Force in Canada: The Cooperative Commonwealth Federation 1932–1948, Berkeley, 1950.
34 Doris French Shackleton, Tommy Douglas, Toronto, 1975, p.130.

Democratic conscience and to vote for the CCF. A small minority in the group voted Liberal because they believed it lay in the interest of the settlement to side with the ruling party. This has led to bitter conflict [. . .] the settlement is still split and the battle goes on."[35]

To Dill, the minority that voted for non-CCF candidates were traitors to the grand tradition of socialism and neither to be trusted nor cooperated with. In the spring of 1953, for example, he complained bitterly to Reilich about how in British Columbia the Liberal and Conservative Parties had joined forces to run block candidates to keep the CCF people out of office. Dill was particularly upset with Willi Wanka, the former Sudeten German Social Democratic Party secretary, who headed the Liberal faction in the Dawson Creek settlement. Dill accused Wanka of using ,,in a hateful way" the allegedly, non-political local German club, the Canadian German Association, for his Liberal ends. Since Wanka had politicized the Canadian German Association so, Dill urged the CCF to sever all ties to it. Wanka's Liberal conversion and subsequent opposition to the CCF Dill interpreted as due to Wanka's Cold War hysteria and a specious fear of communism. All the political shenanigans of the Wanka group, Dill informed Reilich, ,,are judged good and correct because they all allegedly help prevent the intrusion of Russian influences into Canada. As if the CCF in British Columbia wanted to or could introduce Russian traditions here! So long as this is the situation, collaboration with the Wanka people is out of the question. What would one say of a former Sudeten German Social Democrat who worked in England for the Conservatives against Labor or in Germany for Adenauer's Party against the Social Democrats?"[36] The answer to Dill was glaringly obvious.

As noted earlier, Dill was not a revolutionary socialist. His Marxism was clearly revisionist in the spirit of Eduard Bernstein. His democratic tendencies decreed that he could not accept a Leninist definition of the Party nor a Stalinist version of the state. Yet Dill still in 1950 maintained that he was a disciple of the master Marx and that he was not too old in the post-war time for proselytizing. An undated letter to Reilich probably written in the mid 1950's, reveals Dill's abiding ideological commitment. With this letter Dill included a small tract on Marxism as a gift for Reilich's son who had just begun law school. Dill's description of why he sent the book contains his own confession of faith and is worth quoting at length. ,,Marxism," Dill assured Reilich, ,,is not a religion which the believers unthinkingly spout but a definite method — and in my opinion the best, most effective method for considering the development of human society. The real Marxist most emphatically rejects Marxism as a state religion [. . .] it would be easy for me using Marxist arguments to prove that true Marxism does not rule in Russia but rather a form of state slavery. I would consider it more effective if one took the trouble to use Marx, Engels, and Kautsky to prove how very wrong the Bolsheviks are to be calling themselves Marxists [. . .]. To your Bruno [Reilich's son] I dedicate this book with the recommendation that he take the trouble to discover what is meant by Marxism, for to my way of thinking a real intellectual is unworthy of the name if he does not know more about Marxism than superficial, inflammatory rhetoric."[37]

Throughout the 1950's and into the 60's, Dill remained in British Columbia toiling away on his farm. Materially his life eased somewhat with the improved economic conditions. Although his health began to decline, his political interest did not cease. Dill's alienation from

35 Hans Dill to Frank Reilich, 16 Sept., 1951, FES, Sopade, Emigration, Mappe 34.
36 Hans Dill to Frank Reilich, 17 April, 1953, FES, Sopade, Emigration, Mappe 34.
37 Hans Dill to Frank Reilich, undated, FES, Sopade, Emigration, Mappe 34.

the Wanka faction continued and he sought to spread his disenchantment by rallying support for his position among those former Sudeten socialist refugees who had left British Columbia and Saskatchewan during the war to settle in industrial Ontario. Centered mostly in the Toronto-Hamilton area, this Ontario community whose spokesman was Heinrich Weisbach, the editor of the group's socialist newspaper „Vorwärts", did share for the most part Dill's political loyalties. They were, for example, CCF and NDP adherents. However, they were not intransigent enough to Dill's way of thinking in their opposition to Wanka's group for they refused to cut all ties with Wanka and his western Liberals.

Dill's hostility to the Wanka group and his disappointment with the Toronto-Hamilton faction were both exacerbated by the exiled Sudeten Socialist Party leadership in London. More specifically, Dill's opposition to the European directors was centered on Wenzel Jaksch, the former Party secretary who had emerged in the post-war period as the Party's head. Dill disliked Jaksch and accused him of the same sin as Wanka — abandonment of the true socialist faith. Jaksch's treason had been exhibited, Dill believed, in two flagrant instances. First, when Jaksch came to Canada in the early 1950's, he made no effort to distinguish between those former refugees who had remained true to socialism and those who had abandoned it. When asked in 1949 to censure Wanka for his heresy, Jaksch balked. Then in 1962 on another visit to Canada Jaksch happily met with both Wanka and with Weisbach, considering them both allies. When Jaksch subsequently visited Tupper, Dill and his CCF friends refused to attend the reception dinner in Jaksch's honor.[38]

Second, Dill claimed Jaksch's political behavior in Europe was even more pernicious. What most distressed Dill about Jaksch and many of the Sudeten German Socialist rank and file in Europe was their apparent willingness to make peace with the former enemies, the Nazis. Specifically, Dill particularly opposed the reconciliation in West Germany of former Henlein people with Sudeten socialists in the socalled expellee (Vertriebene) groups. The issue which brought the two former opposing factions together was their common fate of having been driven from their ancestral homes in the Sudetenland. Several organizations were formed in West Germany in the immediate post-war years to represent these displaced persons — the Sudeten German Council and Sudeten German National Union were representative. These organizations refused to recognize as justified or even accept as fact the loss of the traditional German position in the Sudetenland and they vigorously lobbied for restoration of their lands, property and rights.[39]

Dill did not see things this way. He who had always been an outspoken opponent of German Nationalism, rejected outright the nationalistic demands of the expellees. To Dill the Sudeten Germans had to accept their fate. The crimes of the Nazis and their supporters in Czechoslovakia had been so egregious that expulsion represented just retribution. Dill, who had been driven from his homeland by the Nazis, could not bury the past. Over the years, he wrote numerous letters from Canada demanding action against those he considered guilty of Nazi crimes. Now he would not forget what had been done to him and his associates in Europe. In a letter from early 1966, Dill explained his position to his friend Reilich. He opposed Jaksch and the others, Dill told Reilich, because „Close cooperation with Nazi criminals, journalistic efforts at playing down the deeds of the Nazi culprits and attempts to depict the Henlein people

38 Hans Dill to Franz Koegler, 13 Oct., 1962, FES, Sopade, Emigration, Mappe 34.

39 See Radomir Luza, The Transfer of the Sudeten Germans: a Study in Czech-German Relations, New York, 1964.

as unfortunate dupes worthy of our sympathy has horrified me."[40] Specifically, Dill urged that Jaksch's efforts on behalf of the expellees be vigorously opposed. The language of his attacks on Jaksch reflected not only the intensity of his negative feelings but also the depth of his bitterness. ,,Sudeten Germans must", Dill emphasized, ,,reject the volkish power seeking [of the Vertriebene] and cease keeping company with a cockroach [Jaksch]."[41]

Dill's increasing disillusionment in 1966 was accompanied by worsening health. Told by his physician in the summer of 1966 that he was too ill to spend another winter in British Columbia, Dill finally resolved to return to Germany.[42] This time he did go, settling in Taunus near Frankfurt in the early fall of 1966. He was then 79 years old. Although he tried to keep up with the politics of the day (he was deeply distressed in late 1966, for example, with the neo-Nazi NDP's success in Hesse), the body's failings now were too much of a hindrance. To his high blood pressure which had been a chronic problem in Canada throughout his last years there were now added a host of other maladies. His eyes went bad; his kidneys and prostate gland began acting up; he suffered a stroke. By 1971, in the 84th year of his life, Dill found living to be a great burden. ,,In five months [June, 1971]," he wrote Reilich, ,,I will be 84 years old. I would never have believed that growing old would be accompanied by such difficulties and changes as those I have experienced and must continue to suffer. Especially uncomfortable are the grey stars in both my eyes. My vision is so adversely affected [by the stars] that reading and writing have become a torment. My right side is so paralyzed that writing with my right hand is no longer possible. I am happy if I can sign my name. Typing is torturous as well since the grey stars inhibit my sight so that I often strike the wrong keys [. . .]. The only good thing is that I am taken well care of by my niece."[43] Dill died two years later in July, 1973.

Such a conclusion to Dill's life seems anticlimatic. Indeed, Dill's political career which spanned two continents and three Socialist parties really had ended well before his return to Germany in 1966. Throughout his years in Canada Dill had held fast to his version of Socialism. Although he had identified with and voted for Tommy Douglas' Party, his real loyalties lay in Bonn and the land of his birth. In Canada he had always remained something of a continental Marxist, a European intellectual, a spokesman for the proletariat, a visionary whose commitments transcended national boundaries. As late as 1962 he was lamenting the fact that German unity in the 19th century came from Bismarck rather than Liebknecht or Bebel. Thus Dill's return to Germany should have brought him the peace of active involvement in the cause he loved but it came too late. He could take some consolation in the fact that a resurrected German Social Democratic Party had made its breakthrough about the time he returned to Germany. Nevertheless, it was sad for Dill that the SPD under Willy Brandt, another exile, would lead a left of center government at precisely the time Dill was back in Germany and failing. The telegram which Willy Brandt, Helmut Schmidt, and Herbert Wehner sent Dill on the occasion of his 85th birthday summed up the tragedy of his political life. That telegram thanked Dill for all the trouble and sacrifice he had endured for the Party and Germany. It concluded with these ironic words: ,,The difficult journey into immigration has not been forgotten."[44] Indeed, Dill could think of little else to his dying day.

40 Hans Dill to Frank Reilich, 18 Jan., 1966, FES, Sopade, Emigration, Mappe 34.
41 Hans Dill to Franz Koegler, 6 May, 1966, FES, Sopade, Emigration, Mappe 34.
42 Hans Dill to Franz Koegler, 24 Aug., 1966, FES, Sopade, Emigration, Mappe 34.
43 Hans Dill to Frank Reilich, 14 Jan., 1971, FES, Sopade, Emigration, Mappe 34.
44 Willy Brandt, Helmut Schmidt, Herbert Wehner telegram to Hans Dill, 25 June, 1972, FES.

HISTORISCHE ALKOHOLFORSCHUNG — TRENDS UND PERSPEKTIVEN. ZUM INTERNATIONALEN KONGRESS ÜBER DIE SOZIALGESCHICHTE DES ALKOHOLS

Von Hasso Spode

Die Geschichte des Alkohols — womit sich in Deutschland wohl gerade eine mittlere Arbeitstagung bestreiten ließe — vermag in der Neuen Welt einen veritablen Kongreß zu fesseln. Der vom 13. bis 15.5.1993 in London, Ontario, Kanada abgehaltene ,,International Congress on the Social History of Alcohol" war bereits der zweite seiner Art.[1] Indirekt bedingt durch die traditionelle Stärke der Mäßigkeitsbewegungen ist Alkohol-Geschichte in Nordamerika ein zwar kleines, aber durchaus anerkanntes Forschungsfeld geworden. Allenfalls Großbritannien und dessen ehemaligen Kolonien sowie Skandinavien — also Länder, die ebenfalls ein sehr kritisches Verhältnis zur Trunkenheit entwickelten — weisen ein vergleichbares Interesse an der Geschichte des Alkohols auf.

Der erste Kongreß zu diesem Thema fand 1984 in Berkeley statt. Er markierte einen Durchbruch in der Etablierung der Historischen Alkoholforschung. Die Entwicklung dorthin läßt sich grob folgendermaßen skizzieren: Nach dem Desaster der Prohibition war das Thema ,,Alkohol/Temperenz" in Nordamerika für Jahrzehnte mit dem Odium des bigotten Puritanismus behaftet und wurde von den Wissenschaften nur mit spitzen Fingern angefaßt. Lediglich einige Soziologen und Alkoholforscher nahmen sich der Rolle des Alkohols in der Vergangenheit an, insbesondere — mit viel kritischem Impetus — des ,,symbolischen Kreuzzugs" gegen den Alkohol in Nordamerika.[2] In der Bundesrepublik, mit ihrem ganz anderen Erfahrungshorizont, blieb das Thema mit Ausnahme vereinzelter volkskundlich-medizinhistorischer und populärer Betrachtungen über Freud' und Leid' der Trunkenheit fast gänzlich unbeachtet; der reiche Bestand von Werken der älteren Kulturgeschichte geriet in Vergessenheit: In den USA hatte Alkohol-Geschichte vielleicht eine zu ernste, negative Konnotation, in Deutschland eine zu unernste — jeweils mit dem Resultat der Ausblendung aus dem Kanon historischer Forschung.

Der Umschwung kam Ende der 60er Jahre. Vor allem zwei Entwicklungen waren hierfür ausschlaggebend: Zum einen der von Marxismus und Modernisierungstheorie beflügelte Erfolg der sozialgeschichtlichen Perspektive. Anstelle der ,,Haupt- und Staatsaktionen" gerieten strukturelle Determinanten der Lebenslagen in den Blick: Klassenbildung, -verhältnisse und -kämpfe, ökonomische und politische Mechanismen und Chancenverteilungen, soziale Bewegungen und Interessenpolitik, wobei Herrschaft und Widerstand nicht nur systemisch, sondern zunehmend auch in ihren alltagsweltlichen Dimensionen untersucht wurden. Zum anderen — im Bereich der Alltags- und Mentalitätsgeschichte in teilweiser Idealkonkurrenz — waren es Methoden und Fragen der Anthropologie und der anthropologisch orientierten Kultur- und Wissenssoziologie, die in die Geschichtswissenschaft eindrangen und ihr ganz neue Untersuchungsfelder erschlossen: ,,unbewußte" Machtstrukturen, Beziehungs- und Diskursmuster, ,,körpernahe" Verhaltensbereiche. Beide Entwicklungen führten nahezu zwangsläufig auf das Thema ,,Alkohol". Man entsann sich, daß die Temperenzbewegungen

1 Organisatorische Leitung: Jack S. Blocker Jr. (Huron College); Veranstalter: Alcohol and Temperance History Group (ATHG); Ort: London/Ontario, CAN.

2 Richard Hofstadter, Selden D. Bacon, Mark Keller, Joseph Gusfield, Howard S. Becker u.a.; erstaunlich wenig Einfluß auf die Beschäftigung mit Alkohol-Geschichte hatte das provokante Oeuvre von Thomas Szasz.

des 19. Jahrhunderts in vielen Teilen der Welt die größten und erfolgreichsten sozialen Bewegungen überhaupt gewesen waren, und daß sie oft die Arbeiterkultur und -organisationen scharf bekämpften, teils aber auch gerade von unterprivilegierten Bevölkerungsgruppen getragen wurden. Man entsann sich ferner, daß Alkohol ein enorm verbreitetes Rausch-, Genuß- und Nahrungsmittel war und ist, dessen Gebrauch in verschiedenen Zeiten, Kulturen und Settings sehr verschiedene Aufgaben erfüllte, Bedeutungen transportierte und Probleme schuf — ein Schlüsselphänomen für ,,Herrschaft" und ,,Mentalität" und für deren Zusammenspiel.

Wie man dies für die Sozialgeschichte nutzbar macht, hatte wegweisend Brian Harrison gezeigt.[3] Es folgten Pionierarbeiten über die USA und andere Länder.[4] Interessierte Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, vornehmlich aus der Sozialgeschichte, gründeten die ,,Alcohol and Temperance History Group" (ATHG), die seit 1980 die ,,Social History of Alcohol Review" (SHAR) herausgibt; die anfangs als ,,multidisciplinary newsletter" fungierende Zeitschrift enthält wertvolle Länderbibliographien und Archivberichte und informiert laufend über Neuerscheinungen zur Geschichte und ihren Nachbardisziplinen.[5] Vor allem in den USA schwoll die Zahl der Aufsätze und Monographien stark an. Neben (bisweilen nun auch apologetischen) Darstellungen zur Alkoholpolitik (insbesondere über Temperenz-Organisationen und/oder regionalgeschichtliche Untersuchungen über den Kampf gegen den Alkohol),[6] sowie eher wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten (Brauindustrie etc.), standen vor allem Fragen im Vordergrund, die den Komplex ,,Alkohol und Unterschichten/Arbeiterschaft" betrafen: Trinkkultur, Organisationen, politische Frontstellungen — zahlreiche Berührungspunkte zur Geschichte der Arbeiterbewegung resp. zur Geschichte der Volkskultur. Ein ganz neuer Themenkreis war die — häufig von Foucault inspirierte — Betrachtung der Diskurse über den Alkohol.[7] Dieses Spektrum prägte auch den Kongreß in Berkeley.[8] Die

3 Drink and the Victorians. The Temperance Question in England 1815–1872, Pittsburgh 1971; eine weitere frühe Arbeit: James H. Timberlake, Prohibition and Progressive Movement 1900–1920, New York 1970.

4 Als Auswahl seien an Monographien genannt: Jack S. Blocker, Retreat from Reform: The Prohibition Movement in the United States 1890–1913, Westport 1976; Norman Clark, Deliver Us from Evil: An Interpretation of American Prohibition, New York 1976; William J. Rorabaugh, The Alcoholic Republic: An American Tradition, New York 1979; Ian Tyrell, Sobering Up: From Temperance to Prohibition in Antebellum America 1800–1860, Westport 1979; James S. Roberts, Drink, Temperance and the Working Class in 19th-Century Germany, Diss. Iowa 1979; Ruth Bordin, Women and Temperance. The Quest for Power and Liberty 1873–1900, Philadelphia 1981; Barbara Epstein, The Politics of Domsticity: Women, Evangelism and Temperance in 19th-Century America, Middletown 1981; Mark Lender und James K. Houston, Drinking in America. A History, New York 1982; Peter Clark, The English Alehouse. A Social History 1200–1830, London 1983; Hermann W. Fahrenkrug, Alkohol, Individuum und Gesellschaft. Zur Soziologiegeschichte des Alkoholproblems in den USA, Frankfurt a.M. 1984. Auch Ethnologie und Anthropologie nahmen sich verstärkt des Themas an: vgl. Dwight B. Heath und A.M. Cooper, Alcohol Use and World Cultures: A Comprehensive Bibliography of Anthropological Sources, Toronto 1981 (hierin ist nicht die sich ethnologisch verstehende Geschichte ,,von unten" enthalten, die sich ebenfalls mit dem Komplex ,,Volkskultur/Alkohol" befaßt hat, wie Peter Bailey, Gareth Stedman Jones, Hans Medick u.a.); siehe auch die unerreicht breit gefächerte Aufsatzsammlung: Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich. Hrsg. von Gisela Völger und Karin von Welck, Köln 1981.

5 Zu beziehen über D. W. Gutzke, SW Missouri State Univ., 901 South Nat. Av., Springfield, MO 65804–0089, USA. Auch in Periodika der Suchtforschung, wie dem British Journal of Addiction, finden sich gute historische Abhandlungen.

6 Wegen dieses Schwerpunkts hat sich der etwas unglückliche Begriff ,,Alcohol and Temperance History" durchgesetzt; für den deutschen Sprachraum sei — entsprechend dem interdisziplinären Charakter dieses Forschungsfelds — ,,Historische Alkoholforschung" vorgeschlagen.

7 Ein großes Echo — auch in der medizinischen Alkoholforschung — fand der Essay von Harry G. Levine, The Discovery of Addiction: Changing Concepts of Habitual Drunkenness in America, in Jour. Stud. Alcohol, vol. 39 (1978), S.143–174.

8 Abdruck der Abstracts: The social history of alcohol: drinking and culture in modern society. Hrsg. von Susanna Barrows et al., Berkeley 1987; ein Teil der Vorträge nun in: Drinking: behavior and belief in modern history. Hrsg. von Susanna Barrows und Robin Room, Berkeley 1991.

Fokussierung auf das Trinkverhalten der Unterschichten wurde dort auch kritisch vermerkt: Sie wiederhole lediglich die alten Zuschreibungen und übergehe den hohen Konsum in Mittel- und Oberschichten. So berechtigt dieser Einwand auch war, so unbestreitbar ist es andererseits, daß die zeitgenössische Problemperzeption eine wichtige Vorgabe für die historische Forschung sein mußte, und daß es in vielen Ländern primär die noch junge Arbeiterschaft war, deren Trinkkultur sich nachhaltig wandelte.

In dem knappen Jahrzehnt, das seitdem bis zum zweiten Kongreß zur Sozialgeschichte des Alkohols vergangen ist, bewegte sich die Forschung zwar im Grundsatz in den vorgegebenen Bahnen, doch es sind deutliche Akzentverschiebungen zu registrieren. Die Dominanz von ,,Arbeitern/Unterschichten" ist einer noch breiteren Streuung der Themen und Fragestellungen gewichen — auf dem diesjährigen Kongreß war dieses Thema recht wenig vertreten. Fortschritte sind für viele Bereiche und Länder zu verzeichnen, nicht zuletzt für Deutschland.[9] Wir wissen mehr über die sozial-integrativen Funktionen des Trinkens und die Orte des Trinkens, den Wandel der Trinkmuster, die repressiven, aber auch die emanzipatorischen Intentionen und Effekte der Alkoholpolitik, die Binnenstrukturen der Temperenz-Organisationen, die medizinischen Diskurse und Praktiken, die Rolle von Klasse, Geschlecht und kultureller/nationaler Tradition. Freilich sind die weißen Flecke auf der Landkarte der Geschichte des Alkohols noch riesig: Zeitlich/geographisch betrifft dies insbesondere vormoderne Epochen, koloniale Gesellschaften und etliche europäische Länder; dünn gesät sind auch Langzeitstudien und die immer wieder eingeforderten internationalen Vergleiche (umso bedauerlicher, daß im Gegensatz zum Berkeley-Kongreß nur wenige Gäste aus Übersee eingeladen werden konnten). Methodisch ist zum einen in vielen Ländern ein Mangel an zuverlässigen und/oder differenzierten Verbrauchsdaten zu beklagen,[10] zum anderen — und grundsätzlicher — bleiben trotz mancher Querverbindungen die Kenntnisse über die Kenntnisse anderer mit dem Alkohol befaßter Wissenschaften zu gering: Epidemiologie und andere medizinische Fächer müssen — quasi quellenkritisch gefiltert — stärker nutzbar gemacht werden; und Ernährung und Alkohol müssen stärker im Zusammenhang gesehen werden.

Der Kongreß in Kanada zeigte aus meiner Sicht vor allem zwei zukunftsweisende Tendenzen: die wachsende Bedeutung der Komplexe ,,Frauen und Alkohol" und ,,normative Macht der Diskurse über Trunkenheit/Alkoholismus". Die trotz beachtlicher Studien für einige Länder, Schichten und Zeiten noch sehr bruchstückhaften Kenntnisse über die Trinkkultur von

9 K. Austin Kerr, Organized for Prohibition: A New History of the Anti-Saloon League, New Haven 1985; Elisabeth Malcolm, Ireland Sober, Ireland Free: Drink and Temperance in 19th-Century Ireland, Dublin 1986; Alkohol im Volksleben. Hrsg. von Andreas C. Bimmer und Siegfried Becker, Marburg 1987; Thomas Brennan, Public Drinking and Popular Culture in 18th-Century Paris, Princeton 1988; Patricia E. Prestwich, Drink and the Politics of Social Reform: Antialcoholism in France since 1870, Palo Alto 1988; Jack S. Blocker, American Temperance Movements: Cycles of Reform, Boston 1989; David W. Gutzke, Protecting the Pub: Brewers and Publicans against Temperance, New Hampshire 1989; Ulrich Wyrwa, Branntewein und ‚echtes' Bier. Die Trinkkultur der Hamburger Arbeiter im 19. Jahrhundert, Hamburg 1990; Boris Segal, The Drunken Society. Alcohol and Alcoholism in the Soviet Union, New York 1990; Ian Tyrell, Woman's World, Woman's Empire: The WCTU in International Perspective 1880–1930, Chapel Hill 1991; Hasso Spode, Alkohol und Zivilisation. Berauschung, Ernüchterung und Tischsitten in Deutschland bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, Berlin 1991; ders., Die Macht der Trunkenheit, Opladen 1993 [im Druck]; über Deutschland im 19./20. Jahrhundert sind noch zwei vielversprechende Arbeiten in Vorbereitung (Heinrich Tappe und Geoffrey J. Giles). Vgl. auch die Bibliographie ,,B 770" des ,,Center of Alcohol Studies" (englischsprachige Literatur ab 1982 mit Schwerpunkt USA); Bezugsadresse: RUCAS, Piscataway, NJ 08855–0969, USA; siehe auch die Themenhefte von Drogalkohol, Jg.10 (1986), H.3, und Travers Jg.1 (1993), H.1 [im Druck].

10 Dies gilt freilich auch für die Alkoholforschung. Für die USA versprechen nun Gregory Austin und Ron Roizen mit einem groß angelegten Projekt Abhilfe (siehe Referatsliste).

Frauen, die Selbst- und Fremdwahrnehmung weiblicher Trunkenheit und die Geschlechterdifferenzen und -konflikte bezüglich Alkohol sind zu erweitern, um dessen Rolle in den verschiedenen Kulturen ermessen zu können. Um diesem Ziel näher zu kommen, wird man auch verstärkt die Mechanismen untersuchen, die die Wahrnehmung strukturieren: Das Konzept der ,,gesellschaftlichen Konstruktion" der Trunkenheit im allgemeinen und der Krankheit Alkoholismus im besonderen ist bereits erfolgreich angewandt worden; es war Thema zweier Kongreß-Sektionen und erweist sich zunehmend als eine fruchtbare Herangehensweise, die es erlaubt, kulturelle Selbstverständlichkeiten nachhaltig zu erschüttern (dies nicht nur in der Klinischen Medizin, sondern auch in Teilen der Historie). Hierbei wird man vor allem auf die schwierigen Zusammenhänge zwischen Herrschaft (nicht zuletzt qua Professionalisierung), Mentalität und Affektlage abstellen.

Die Historische Alkoholforschung war von Anbeginn weit stärker interdisziplinär angelegt als manches andere Feld der Geschichtswissenschaft. Die Offenheit für Fragen, Methoden und Deutungsmuster der Soziologie, Anthropologie und Ethnologie kommt nun besonders dem letztlich wissenssoziologischen Konzept der ,,gesellschaftlichen Konstruktion" zugute, das auch weit in die Medizingeschichte und -soziologie hineinreicht; eine erfreuliche Entwicklung nicht zuletzt deshalb, weil sich hier eine Konvergenz zu (minoritären) Tendenzen innerhalb der Suchtforschung zeigt.[11] Generell kann der erklärte Pluralismus dem Ideal, der ,,Totalität" des Phänomens Alkohol näher zu kommen, nur gut tun. Wie sich freilich die nach Ländern und Disziplinen bisweilen frappierenden Widersprüche der Forschungsergebnisse erklären lassen, dazu bedarf es noch so manchen Nachdenkens — am besten bei einem Glas Wein.

SEKTIONEN UND REFERATE:

0. Keynote Adresses

TYRELL, I. (Kensington, AUS) und GILES, G. (Gainesville, Fla.).

1. Drinking in Pre-industrial Societies:

POPE, P. (St. Johns, CAN), Fish into Wine: The Demand for Alcohol in 17th-Century Newfoundland.

WARNER, J. (Berkeley, Cal.), Life and Times of ‚Mother Gin' 1720–1751: Images of Mothers and Alcohol on the Eve of the Industrial Revolution.

BROOKS, B. (Galveston, Texas), Alcohol, Behaviour, Gender, and Social Group in 18th-Century American Gentlemen's Clubs.

2. Gender and Alcohol Use

TLUSTY, B. (College Park, Md.), Gender and Alcohol Use in Early Modern Augsburg.

CAMPELL, R. (Vancouver, CAN), Women and Public Drinking in British Columbia, 1925–1945.

3. American Temperance Reform

LANGLEY, H. (Arlington, Va.), A Forgotten Battleground: The U.S.Navy, 1798–1862.

HAMM, R. (Albany, NY), Means and Ends in the American Temperance Movement, 1880–1920.

11 Wahrscheinlich wirkt die historisch-wissenssoziologische Debatte in diesem Fall auf die medizinisch-naturwissenschaftliche ein; siehe z.B. Herbert Fingarette, Heavy Drinking. The Myth of Alcoholism as a Disease, Berkeley 1988.

4. Alcoholism as Cultural Construct

PRESTWICH, P. (Edmonton, Alta.), Drinkers, Drunkards, and Degenerates: The Alcoholic Population of a Parisian Asylum, 1867–1914.

HAINE, S. (Washington, DC), Mentality and Comportment in Parisian Drinking, 1860–1914.

ROIZEN, R. (Berkeley, Cal.), Early Resistance to the Alcoholism Paradigm at Yale's Laboratory of Applied Physiology, 1940–1944.

5. Alcohol, Imperialism, and Cultural Expansion

AMBLER, C. (El Paso, Tex.) Alcohol in Imperial Discourse.

TYRELL, I. (Kensington, AUS), American Cultural Expansion and the New Hegemony in the 1920's: The Case of the Export of Prohibition.

6. Symbolic Dimensions of Temperance Reform

HAMM, R. (Albany, NY), Lincoln in the Prohibitionists' Mind.

BRETHERTON, G. (Montclair, NJ), The Battle between Carnival and Lent: Temperance and Repeal in Ireland, 1829–1845.

7. Women and Temperance Reform

MALLECK, D. (Kingston, CAN), ‚Sisters, Conduct Yourselves Appropriately': Early Development of the WCTU in Ontario, 1878–1895.

FULTON, C. (London, CAN), A Force Amasses Against Prohibition: A Comparision of WONPR Membership at National and State Levels.

8. Rethinking the Historic Role of the Public Drinking Establishment

HAINE, S. (Washington, DC), From Drinkseller to Social Entrepreneur: The Parisian Working Class Café Owner, 1789–1914.

GUTZKE, D. (Springfield, Mo.), Trust Your Pub: Sociability as Social Control, 1895–1914.

9. Alcohol Research, Temperance Reform, and Public Policy

WOIAK, J. (Toronto, CAN), Cooperation and Conflict between Medical Scientists and Temperance Reformers in Britain.

BERRIDGE, V. (London, GB), The Relationship between Research and Policy: Case Studies from the Post-War History of Drugs, Alcohol and Smoking.

10. Temperance Reform and Children

GARNER, N. (Lawrence, Kans.), Moulding and Making the Next Generation of Men: The Kansas WCTU and the LTL, 1890–1935.

GILES, G. (Gainesville, Fla.), ‚I Like Water Better': A Comparative Study of Temperance Books for Children in Britain, France, and Germany.

11. ‚The Boozing Devil': Drunkenness and Campaigns against Drinking Bouts in Early Modern Germany

TLUSTY, B. (College Park, Md.), Defining ‚Drunk' in Early Modern Germany.

SPODE, H. (Berlin, D), The First Attempt toward Soberness: The ‚Boozing Devil' in 16th-Century Germany.

12. Drunkenness as a Cultural Construct

FOUQUET, P. (Versailles, F), Ambiguités de la notion d'ivresse.

SHLAPENTOK, D. (South Bend, Ind.), Drunkeness in the Context of Political Culture: The Case of the Russian Revolution.

13. Alternative Approaches to Drinking Problems in Modern Societies

SMITH, M. (Waterloo, CAN), Health Reform and Temperance Issues in the NW US, 1830–1880.

ERIKSON, S. (Kopenhagen, DK), Thisted Abstinence Society as a Local Self-Help Organisation.

BAUMOHL, J. and TRACY, S. (Bryn Mawr, Penn./New Brunswig, NJ), Inebriates, Jails, and State Hospitals: Massachusetts and California, 1893–1920.

14. Drinking and Prohibition in Colonial Societies

CLARK, T. (Tomball, Tex.), Prohibition in Puerto Rico, 1917–1933.

BALLENDORF, D. and REMENGESAU, F. (Mangilao, Guam), Colonial Policy, Social Development, and Alcohol Consumption in Micronesia.

AKYEAMPONG, E. (Charlottesville, Va.), The State and Liquor Revenues: Promoting ‚Economic Development' in Ghana, 1919–1992.

15. Temperance Reform in Cananda

NOEL, J. (Mississauga, CAN), Temperance Campaigns and Alcohol Consumption: 19th-Century Canada.

MAXIM, P. (London, CAN), Ethno-religious Diversity and Local Option in Ontario, 1906–1914.

16. Fraternalism and Temperance Reform

ANSTEAD, C. (London, CAN), Orange Lodges, Temperance Lodges, and Respectability in Victorian Ontario.

FAHEY, D. (Oxford, Ohio), Racism and Moral Reform: Conflict over Black Membership in the Good Templar Order after the American Civil War.

17. Alcohol in Gender and Class Relations

GUTZKE, D. (Springfield, Mo.), Gender, Class, and Public Drinking in Britain, 1914–1939.

18. Government Policy and Indian Drinking

UNRAU, W. (Wichita, Kans.), Indian Prohibition and Tribal Desorganisation, 1802–1862.

ABBOTT, K. (Amherst, Mass.), Liqour, Law, and American Indians in the Early 20th Century.

19. Re-estimating U.S. National Consumption Statistics

AUSTIN, G. and ROIZEN, R. (Los Alamitos, Cal./Berkeley, Cal.), Estimating Alcohol Consumption in American History.

WLADIMIR ILJITSCH LENIN — THEORIE UND PRAXIS IN HISTORISCHER PERSPEKTIVE. INTERNATIONALES WISSENSCHAFTLICHES SYMPOSIUM IN ZUSAMMENARBEIT MIT DER BERGISCHEN UNIVERSITÄT — GESAMTHOCHSCHULE WUPPERTAL VOM 15. BIS 18. MÄRZ 1993

Von Wladislaw Hedeler

30 Teilnehmer aus China, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Israel, dem ehemaligen Jugoslawien, Rußland, Schweden und den Vereinigten Staaten, darunter Wissenschaftler, die sich bereits von den Konferenzen über Nikolai Bucharin (1988)[1] und Leo Trotzki (1990)[2] her kannten, trafen sich im März 1993 in Wuppertal, um über die Leistungen und Grenzen des Theoretikers und Politikers W. I. Lenin zu diskutieren. Dabei standen drei nacheinander behandelte Themenkreise im Mittelpunkt der Debatte:[3]

1. W. I. Lenin zu Fragen der internationalen Arbeiterbewegung;
2. Das Verhältnis von Theorie und Politik vor und nach dem Oktober 1917;
3. W. I. Lenins Rezeption des Werkes von Karl Marx.

Zahlreiche Redner griffen in der sachlich und konstruktiv geführten Diskussion zum **ersten Schwerpunkt** Fragen auf, die auch schon auf den vorangegangenen Konferenzen debattiert worden waren. Diesmal bildeten die aktuellen Krisenprozesse in den ehemals ,,sozialistischen" Staaten den Hintergrund für eine weitgehend nüchterne Diskussion über die von Wladimir Iljitsch Lenin und seinen Mitstreitern erhofften Perspektiven der Weltrevolution, die den Unterdrückten und Ausgebeuteten den Weg zu einer besseren und gerechteren Welt eröffnen sollte.

Hierbei ging es den Disputanten Song HONGXUN (Beijing), William HANSEN (New York), Alexander KAN (Uppsala), Reinhard KÖßLER (Münster), Jutta PETERSDORF (Berlin), Wolfgang RUGE (Potsdam), Gert SCHÄFER (Hannover), Elke SCHERSTJANNOI (Berlin), Swetlana SEREBRJAKOWA (Moskau), Boris STARKOW (St. Petersburg) und Vitali STARZEW (St. Petersburg) um reale Alternativen, berechtigte Hoffnungen und zeitbedingte Irrtümer. Aber auch von Illusionen, die auf fehlerhaften theoretischen Konzeptionen fußten, war die Rede. Immer häufiger wurde in diesem Zusammenhang die Frage nach dem Verhältnis von Theorie und Politik aufgeworfen.

Am ersten und zweiten Tag kamen die Disputanten, vor allem William Hansen und Monty JOHNSTONE (London), immer wieder auf die von W. Hansen aufgeworfene Frage, wieviele Lenins es eigentlich gäbe, zurück. Vor allem mit Blick auf das Verhältnis von Demokratie und Diktatur ließe sich, so die einleitend formulierte These, ,,für jede Situation ein anderer Lenin" finden. Nicht die Alternative, sondern die beiden Lenins sind das eigentliche Problem. Es gilt, die jeweiligen Elemente festzuhalten und zu analysieren. Matitiahu MEYZEL (Tel Aviv)

1 Vgl. ,,Liebling der Partei": Bucharin — Theoretiker des Sozialismus. Beiträge zum internationalen Bucharin-Symposium, Wuppertal 1988. Hrsg. von Theodor Bergmann und Gert Schäfer. — Hamburg: VSA-Verlag 1989.

2 Kerstin Herbst, Leon Trotzki — Kritiker und Verteidiger der Sowjetgesellschaft. Internationales wissenschaftliches Symposium in Zusammenarbeit mit der Bergischen Universität — Gesamthochschule Wuppertal vom 26. bis 29. März 1990, in: IWK, Jg.26 (1990), Nr.3. S.389–394. Ein Protokollband ist in Vorbereitung: Leo Trotzki — Kritiker und Verteidiger der Sowjetgesellschaft. Beiträge zum internationalen Trotzki-Symposium, Wuppertal 1990. Hrsg. von Theodor Bergmann und Gert Schäfer. — Mainz: Decaton-Verlag 1993.

3 Das Protokoll der Konferenz soll ebenfalls im Decaton-Verlag erscheinen.

polemisierte mit Nachdruck gegen diese Problemsicht. Das, was Lenin auszeichnet, sei gerade die Befähigung zur schnellen Änderung der Auffassungen. In diesem Sinne könne nur von einem, eben dem historischen Lenin, gesprochen werden. Für ihn sei das eigentliche Problem der bereits zu Lenins Lebzeiten und unter Lenins aktiver Beteiligung deformierte Demokratiebegriff und die hieraus abgeleitete Praxis der Kontrolle der Partei über die von unten praktizierte Demokratie. Gert Schäfer griff dieses Thema in seinem Beitrag auf. Wie die meisten Redner widersprach er der von Wolfgang Ruge vorgetragenen verkürzten Ableitung des Stalinschen Totalitarismus aus Lenins Werk. Hier müsse vor allem Lenins Bestimmung von Öffentlichkeit, Demokratie, Bürokratie und Politik als Klassenpolitik weiter untersucht werden. Wolfgang-Fritz HAUG (Berlin) und Uli SCHÖLER (Bonn) spitzten diese Fragestellung zu.
Zu den im Anschluß an den Beitrag von Vitali Starzew diskutierten und besonders umstrittenen Themen gehörte die Neue Ökonomische Politik und die Frage, ob W. I. Lenin sein Sozialismuskonzept im Zusammenhang mit der Diskussion über das Genossenschaftswesen geändert habe. V. Starzew bestritt, daß W. I. Lenin seine in den Jahren des Kriegskommunismus formulierten Auffassungen revidiert habe. Diese These stieß bei vielen Teilnehmern auf Widerspruch.
In der Diskussion zum **zweiten Schwerpunkt** sprachen Bernhard BAYERLEIN (Aachen), Jens BECKER (Frankfurt a.M.), Marjan BRITOVSEK (Ljubljana), Pierre BROUÉ (St. Martin d'Hères), Fridrich FIRSOW (Moskau), Harald JENTSCH (Leipzig), Monty Johnstone, Mario KEßLER (Berlin), Avgust LESNIK (Ljubljana), Matitiahu Mayzel und Alexander WATLIN (Moskau). Eine eher beiläufig aufgeworfene Frage war die nach den Auffassungen von W. I. Lenins Zeitgenossen. Wie auf den vorangegangenen Konferenzen über Nikolai Bucharin und Leo Trotzki spielten auch diesmal — sieht man vom Beitrag Uli Schölers (Bonn) ab — die Auffassungen der Opponenten wie der Kampfgefährten W. I. Lenins nur eine untergeordnete Rolle. Auf dem Symposium konnten keine mit den Analysen über die sozialdemokratischen Kritiker Lenins vergleichbaren Forschungsergebnisse zur marxistischen Theorieentwicklung in Rußland vorgestellt werden.
Mit der Konferenz ist ein weiterer Schritt in Richtung auf die Historisierung W. I. Lenins und seines Werkes erfolgt. Darauf aufbauend gilt es, auch das ,,Umfeld" dieses Politikers und Theoretikers einzubeziehen. Leider haben die aus Rußland angereisten Kollegen nur wenig (und auch das erst auf Anfrage in der Diskussion) zur Erläuterung und Vorstellung der unlängst aufgefundenen bzw. freigegebenen Lenin-Dokumente beigetragen. Im Zusammenhang mit der Frage nach dem ,,authentischen Lenin" wurde nicht nur die Rezeption, sondern auch die vom Institut für Marxismus-Leninismus Moskau verfolgte Veröffentlichungspraxis des Werkes W. I. Lenins diskutiert. Fridrich Firsow informierte an Hand von die KPD betreffenden — aus der Ausgabe der Werke W. I. Lenins getilgten — Passagen über die vom ZK der KPdSU ausgeübte Zensur. Der Briefwechsel mit den ,,Unpersonen" und der Umgang mit dem neuaufgefundenen und von Dmitri Wolkogonow blockierten Nachlaß ist ein Kapitel für sich. Auch am letzten Tag — in Kenntnis des selektiv präsentierten Frühwerkes — spielte dieser Sachverhalt in den Beiträgen von Monika RUNGE (Leipzig), Wolfgang KÜTTLER und Wladislaw HEDELER (beide Berlin) erneut eine Rolle. Solange keine textkritische Edition des Gesamtwerkes vorliegt oder ein Zugang zu den nichtveröffentlichten Quellen in den Archiven möglich ist, müssen viele Thesen als Arbeitshypothesen — nicht mehr und nicht weniger — gehandhabt werden. Es gibt offensichtlich mehr zu überwinden, als nur die Sprachbarriere.

Daß dies jedoch eine lohnende Aufgabe ist, zeigte die Diskussion zum **dritten Schwerpunkt**, an der sich Wolfgang-Fritz Haug, Wladislaw Hedeler, Wolfgang Küttler, Monika Runge, Uli Schöler, beteiligten und die weitgehend von Philosophen und Historikern aus den neuen Bundesländern der BRD getragen wurde. Das ist kein Zufall. Die vor und nach der Wende im Osten Deutschlands geführte Stalinismusdebatte hatte eine Eigenlogik. Wissenschaftler, die nicht beim ,,Phänomen" Stalinismus stehenbleiben wollten, sondern zwischen zeitbedingten und erkenntnistheoretischen Wurzeln, zwischen Illusionen und offensichtlichen Verfälschungen der Theorie unterschieden, bezogen in ihre Untersuchungen nicht nur Josef Stalin, sondern auch W. I. Lenin und Karl Marx ein. — Damit war die Diskussion, die mit der Frage nach den Perspektiven sozialistischer Politik begann, über die Untersuchung des Aufbaus des Sozialismus in einem Land zu ihrem Ausgangspunkt vorgedrungen: der Aufdeckung ihrer theoretischen Quellen.

Es versteht sich von selbst, daß es im Verlauf der Konferenz nur gelang, ein Zwischenergebnis zu fixieren. Das Engels-Jubiläum 1995 sowie der — nunmehr schon traditionelle — Veranstaltungsort Wuppertal sind geradezu eine Herausforderung an das von Theodor BERGMANN (Stuttgart) und Gert Schäfer geleitete Organisationskomitee, die Diskussion nicht abzubrechen, sondern weiterzuführen.

ANHANG

Liste der vorgelegten Referate

BAYERLEIN, Bernhard (Aachen): Zur neueren Rezeption der Geschichte des Leninismus und der Komintern.

BECKER, Jens und Thomas ZÖLLER, (Frankfurt a.M.): Lenin und die sozialen Bewegungen 1917.

BRIE, Michael (Berlin): Lenins Sozialismustheorie — Positionen in der Gewerkschaftsdiskussion 1920/1921.*

BRITOVSEK, Marjan (Ljubljana): Die 1. sowjetische Verfassung und die RSFSR.

BROUÉ, Pierre (St. Martin d'Hères): Lenin und die Komintern:

DANILOW, Viktor (Moskau): Die Bauern in Lenins Theorie und Praxis.

FINKBEINER, Martin (Berlin): Lenin und der europäische Sozialismus.*

FIRSOW, Fridrich (Moskau): Lenins Idee einer Weltpartei und die Struktur der Komintern.

HANSEN, William (New York): Leninismus, Sozialismus, Demokratie.

HAUG, Wolfgang-Fritz (Berlin): Philosophie und Praxis bei Lenin.

HEDELER, Wladislaw (Berlin): Uljanows Aneignung des Marxismus bis 1902.

JENTSCH, Harald (Leipzig): Lenins ambivalenter Kampf gegen Sektierertum und Offensivtheorie 1919–1921 am Beispiel der KPD.

JOHNSTONE, Monty (London): Die Veränderung von Lenins Position zu Sozialismus und Mehrheitsherrschaft.

KAN, Alexander (Uppsala): Lenins skandinavische Rezeption. (Zur frühen skandinavischen Lenin-Kritik).

KEßLER, Mario (Berlin): Parteiorganisation und nationale Frage. Lenin und der jüdische Arbeiterbund.

KÖßLER, Reinhardt (Münster): Zwischen evolutionärem Determinismus und Voluntarismus: Lenins ,,theoretische Tat" 1917.

KÜTTLER, Wolfgang: (Berlin): Lenin und die Marxsche Formationstheorie.

LESNIK, Avgust (Ljubljana): Die Differenzierungen in der KP Jugoslawiens unter dem Einfluß der 21 Aufnahmebedingungen in die Komintern.
MAYZEL, Matitiahu (Tel Aviv): Lenin und das Militär.
PETERSDORF, Jutta: (Berlin): Lenin und die Intelligenz.
RUGE, Wolfgang (Potsdam): Theorie und Praxis — Zweck und Mittel — Triumph und Fiasko.
RUNGE, Monika (Leipzig): Die Kapital-Lektüre des jungen Lenin.
SCHÄFER, Gert (Hannover): Lenin über Bürokratie und Bürokratisierung.
SCHERSTJANNOI, Elke (Berlin): Soll jede Köchin mitregieren? Politische Emanzipation und Staat in Lenins Konzept der Kontrolle „von unten" und „von oben".
SCHÖLER, Uli (Bonn): Bauer, Kautsky, Levi über Lenin.
SEREBRJAKOWA, Swetlana (Moskau): Lenins Persönlichkeit. Anmerkungen zur Biographie.
SONG Hongxun (Beijing): Lenins Sozialismuskonzeption und die gegenwärtige Welt.
STARKOW, Boris (St. Petersburg): Zum Rückgriff auf Lenin in antistalinistischen Manifesten der Opposition in der UdSSR.
STARZEW, Vitali (St. Petersburg): Lenin über den Sozialismus 1922–1923.
STEINER, Helmut (Berlin): Lenin und die Soziologie.*
WATLIN, Alexander (Moskau): Lenins Hoffnung auf die Weltrevolution. Zwischen Zimmerwald und Komintern.

(Die Autoren der mit einem * gekennzeichneten Beiträge nahmen an der Konferenz nicht teil.)

DEUTSCH-POLNISCHES HISTORIKER-SYMPOSIUM ZUR ARBEITER- UND GEWERKSCHAFTSBEWEGUNG IN DEN PREUßISCHEN OSTPROVINZEN (1871-1933) IN MAINZ

Von Reinhard Krämer

„Es sieht so aus, als ob Schlesien nur mit Bauern, Dichtern, Musikern und Mystikern bewohnt gewesen wäre. Arbeiter dagegen scheinen kaum existiert zu haben." Diese 1984 von Johannes Binkowski formulierte Kritik hat bis heute nichts an Aktualität eingebüßt. Daher ist es erfreulich, daß das Mainzer Ludwig Petry-Institut nunmehr die Aufgabe übernommen hat, dieses schmerzliche Desiderat der ostdeutschen Forschung aufzuarbeiten. Vom 29. bis 31. März 1993 veranstaltete das vor einigen Jahren gegründete Institut an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz ein internationales Symposium zur Geschichte der Arbeiterbewegung in den preußischen Ostprovinzen von der Reichsgründung bis zum Ende der Weimarer Republik. Daran nahmen neben Wissenschaftlern aus den alten und neuen Bundesländern vor allem polnische und tschechische Experten teil.
Der Vorsitzende des Trägervereins des Ludwig Petry-Instituts, Eckart KLEIN, der Vizepräsident der Johannes Gutenberg-Universität, Jörg FRIEDRICH, der Dekan des Fachbereichs Geschichtswissenschaft, Hermann AMENT, ein Vertreter des Ministeriums für Arbeit, Soziales, Familie und Gesundheit und der Wissenschaftliche Direktor des Ludwig Petry-Instituts, Josef Joachim MENZEL, eröffneten die Veranstaltung, die durch eine Mittelbewilligung der Volkswagenstiftung ermöglicht wurde. J. J. Menzel gab zunächst einen Überblick zur

historischen Entwicklung der preußischen Ostprovinzen nach dem Wiener Kongreß. Wichtige Einblicke in die wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Rahmenbedingungen des Aufstiegs der Arbeiterbewegung im Osten des Deutschen Reiches vermittelte Konrad FUCHS (Mainz) in seinem Vortrag. Den Bogen zur europäischen Arbeiterbewegung spannte Erwin OBERLÄNDER (Mainz), der über das Thema ,,Internationale Gewerkschaftsbewegung und europäische Friedensordnung in den Jahren 1919–1950" referierte.

Irena SROKA und Wiesław LESIUK (Oppeln) sowie Dan GAWRECKI (Troppau) stellten die neueren polnischen Forschungen zur Arbeiterbewegung in den preußischen Ostprovinzen und die tschechischen Forschungen zur Geschichte der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung in Preußisch- und Österreichisch-Schlesien vor. Die drei Referenten berichteten, daß in Polen und der heutigen Tschechei seit dem Fall des Eisernen Vorhangs im Jahre 1989 kaum mehr Studien zur Arbeiterbewegung in den preußischen Ostprovinzen entstanden sind.

Über die wechselhaften Beziehungen zwischen deutscher und polnischer Arbeiterbewegung in den Jahren 1871–1933 referierte Feliks TYCH (Warschau). Tych teilte den Untersuchungszeitraum in drei Phasen ein. Die erste Phase, die er vom Anfang der siebziger bis zum Ausgang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ansetzte, sei vom Desinteresse bestimmt, das die polnische gegenüber der deutschen Arbeiterbewegung gezeigt habe. Die zweite Phase (1890–1918) sei durch eine Intensivierung der Kontakte zwischen SPD und Polnischer Sozialistischer Partei (PPS) gekennzeichnet. In der dritten Phase (1918–1933) hätten sich dann die ohnehin kontroversen Beziehungen weiter verschlechtert. Die Problematik der Teilung Oberschlesiens hätte tiefe Schatten auf das Verhältnis der beiden Parteien geworfen.

Andrzej BROZEK (Krakau), Werner THIMM (Havixbeck), Joachim ROGALL (Mainz) und Reinhard KRÄMER (Mainz) zeichneten in ihren Referaten die historische Entwicklung der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung in Pommern, Ostpreußen, Posen und Schlesien nach. Die Tatsache, daß Ostpreußen, Pommern und Posen von der Landarbeiterschaft dominiert waren, diese aber bis zum Jahre 1919 kein Koalitionsrecht besaß, hat entscheidend zum verzögerten Aufstieg der Arbeiterbewegung in diesen preußischen Provinzen beigetragen. Erst nach der Jahrhundertwende verzeichneten die Gewerkschaften einen allmählichen Anstieg ihrer Mitgliederzahlen, der bis zum Kriegsbeginn anhielt.

Anders die Entwicklung in Schlesien: Während die Arbeiterbewegung in Niederschlesien durchaus schnell Fuß fassen und stark werden konnte, blieb ihr der rasche Aufstieg in Oberschlesien aufgrund der dortigen besonderen Situation verwehrt. Ein Konglomerat aus ethnischen und konfessionellen Problemen, mit denen sich beispielsweise der Pionier der deutschen Sozialdemokratie in Oberschlesien, August Winter, konfrontiert sah, verzögerten den Durchbruch der Arbeiter- und Gewerkschafts- zur Massenbewegung bis nach dem Ersten Weltkrieg.

In den im Anschluß an die Referate äußerst engagiert geführten Diskussionen wurde immer wieder der Vergleich der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung im deutschen Osten mit derjenigen in der Mitte und im Westen des Deutschen Reiches gezogen. So qualifizierten die Tagungsteilnehmer Klaus TENFELDE (Bielefeld) und Gerhard A. RITTER (München) die ostdeutsche Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung mit Ausnahme Niederschlesiens und seiner Arbeiterzentren Breslau (Geburtsstadt Lassalles und langjährige Wirkungsstätte des späteren Reichstagspräsidenten Paul Löbe), Görlitz oder Waldenburg als ,,verspätet". Diese Einschätzung traf auf allgemeine Zustimmung und dürfte der dem heutigen Betrachter sehr kompliziert erscheinenden historischen Entwicklung in den preußischen Ostprovinzen noch am ehesten gerecht werden.

Ziel der Tagung war es, nach den politischen Umwälzungen im Osten und den dadurch eröffneten neuen Möglichkeiten den gegenwärtigen Forschungsstand zu ermitteln und nach Wegen und Perspektiven für künftige gemeinsame Forschungen polnischer, tschechischer und deutscher Wissenschaftler zu suchen. Hierbei wurde deutlich, daß außerordentlich große Forschungslücken hinsichtlich der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung in den preußischen Ostprovinzen existieren. Andererseits fehlen noch immer die notwendigen Kenntnisse, um diese Lücken schließen zu können.

Die überaus fruchtbaren Diskussionen mündeten in dem Wunsch, die gewonnenen Ergebnisse wegen ihrer Bedeutung und Wichtigkeit der interessierten deutschen und polnischen Öffentlichkeit in einem Tagungsband zweisprachig zugänglich zu machen. Darüber hinaus ist eine deutsch-polnische Bibliographie geplant, die die bisherigen Ergebnisse der Forschung zur Geschichte der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung in den ehemaligen preußischen Ostprovinzen zusammenfaßt. Eine Weiterführung der auf dieser Tagung geknüpften wissenschaftlichen Kontakte wird angestrebt. So soll aus der geplanten künftigen Zusammenarbeit der deutschen, polnischen und tschechischen Experten ein gemeinsames Forschungsprogramm erwachsen.

ANHANG

Liste der vorgetragenen Referate

BROZEK, Andrej (Krakau): Grundzüge der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung in Pommern bis 1933.

FUCHS, Konrad (Mainz): Grundzüge der Wirtschafts- und Sozialgeschichte in den preußischen Ostprovinzen (1871–1933).

GAWRECKI, Dan (Troppau): Tschechische Forschungen zur Geschichte der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung in Preußisch- und Österreichisch-Schlesien (1871–1933).

KRÄMER, Reinhard (Mainz): Grundzüge der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung in Schlesien, dargestellt anhand ausgewählter Biographien bedeutender Arbeiterführer.

LESIUK, Wiesław (Oppeln): Forschungen des „Schlesischen Instituts" in Oppeln zur oberschlesischen Arbeiterbewegung vor 1933.

MENZEL, Josef Joachim (Mainz): Die preußischen Ostprovinzen. Einleitende Bemerkungen.

OBERLÄNDER, Erwin (Mainz): Internationale Gewerkschaftsbewegung und europäische Friedensordnung 1919–1950.

ROGALL, Joachim (Mainz): Zur Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung in Posen bis zum Jahre 1919.

SROKA, Irena (Kattowitz): Neuere polnische Forschungen zur Arbeiterbewegung in den preußischen Ostprovinzen.

THIMM, Werner (Havixbeck): Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung in Ostpreußen.

TYCH, Feliks (Warschau): Die Beziehungen zwischen deutscher und polnischer Arbeiterbewegung in den Jahren 1871–1933.

HERRSCHAFT UND ALLTAG. FORSCHUNGSPROBLEME DER SOZIALGESCHICHTE 1933 BIS 1945

Von Frank Dingel

Unter diesem recht allgemein gehaltenen Thema wurden auf der wissenschaftlichen Konferenz, veranstaltet von der ,,Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung e.V." und dem ,,Projekt Widerstand und Verweigerung im Saarland 1935–1945" am 11. Mai 1993 in Berlin, zwei Fragen aufgeworfen und kontrovers diskutiert:

1. Wie war der Unterdrückungsapparat — und hier insbesondere die Geheime Staatspolizei — im ,,Dritten Reich" beschaffen?
2. Wie ist das gesellschaftliche Potential von Anpassung und Widerstand in dieser Zeit zu beschreiben und zu beurteilen?

Die ,,Berliner Gesellschaft" hatte bei der Auswahl der Referenten eine glückliche Hand. Mit Gerhard PAUL (Berlin), Alf LÜDTKE (Göttingen) und Karl-Heinz ROTH (Hamburg) konnte sie profilierte Vertreter sehr unterschiedlicher Ansätze gewinnen, die untereinander genug Reibungsflächen boten. Karl-Heinz Roth kritisierte zwar zu Recht, daß er und seine beiden Kollegen ein reines ,,West-Podium" darstellten, die Meinungsunterschiede zwischen ihnen machten aber deutlich, daß es hier nicht um ,,Ost"- oder ,,West-Wissenschaft" ging, sondern um inhaltliche Fragen.

Die Rolle des ,,agent provocateur" war offenbar Gerhard Paul zugedacht, der in seinem Referat ,,Probleme und Perspektiven einer Sozialgeschichte des Terrors im Saarland 1933–1945" massiv in Frage stellte, daß die Gestapo ,,allwissend, allmächtig und allgegenwärtig" gewesen sei. Die ,,Entzauberung" der Gestapo war jedoch keineswegs die Marotte eines in seine Pointe verliebten Forscherteams — Paul hatte sein Referat, das demnächst in der ,,Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" erscheinen wird, zusammen mit Klaus-Michael MALLMANN (Saarbrücken) ausgearbeitet —, sondern Ausdruck einer wissenschaftlichen Grundeinstellung, nämlich an die Stelle bloßen Meinens konkretes Wissen zu setzen. In der Tat hatten wir bislang alle eine mehr oder weniger klare Vorstellung von der Gestapo, die aber von dem Bild geprägt war, das die Gestapo von sich selbst geschaffen hatte und das von den Gestapo-Gegnern bereitwillig übernommen worden war. Beide hatten ein Interesse daran, die Institution als allmächtig erscheinen zu lassen. Die Furcht vor der Gestapo nahm der Gestapo viel von ihrer ,,Arbeit" ab, weil diese Furcht sozialkonformes Verhalten auch dann erzwang, wenn es gar nicht nötig gewesen wäre, und für den Widerstand kaschierte der übermächtige Gegner die eigenen Fehler und nährte die Illusion, daß die Ablehnung des NS-Regimes in der Bevölkerung weitaus größer war als nach außen in Erscheinung treten konnte.

Der Befund, den Gerhard Paul aufgrund der Forschungen einer von der Volkswagen-Stiftung geförderten Projektgruppe zu ,,Widerstand und Verweigerung im Saarland 1935–1945" nun präsentieren konnte, war demgegenüber banal und deprimierend zugleich. Banal insofern, als auch die Gestapo — fast wäre man versucht zu sagen: wie jede andere Behörde auch — an Unterbesetzung, Unterausstattung und unzureichender Qualifikation der Mitarbeiter litt. So habe es z.B. drei Jahre gedauert, bis die Stapo-Stelle Saarbrücken von Berlin eine Telefonüberwachungsanlage bewilligt bekam. Deprimierend hingegen ist die Erkenntnis, daß der terroristische Zugriff der Gestapo in vielen Fällen erst durch die Denunziationsfreudigkeit der Bevölkerung möglich wurde. Paul sah sich durch die Forschungen von Robert Gellately bestätigt, der u.a. herausgefunden hatte, daß im Bereich der Stapo-Stelle Würzburg 57 % aller

Fälle von ,,Rassenschande" und ,,freundschaftlichen Beziehungen zu Juden" auf Anzeigen aus der Bevölkerung zurückgingen und nur ein Fall auf eigene Beobachtungen der Gestapo. Weitere Informationsquellen waren staatliche und Parteidienststellen, andere ,,Kontrollorgane", usw.[1] Für das Saargebiet kann mit noch eindrucksvolleren Zahlen aufgewartet werden: In 87,5 % aller überlieferten Heimtückefälle wurde die Stapo-Stelle Saarbrücken durch Anzeigen von Wirtshausgästen, Gastwirten, Arbeitskollegen, Straßenpassanten und Familienangehörigen tätig.[2] Der Terror verwandelt sich somit von einem polizeilichen in ein gesellschaftliches Phänomen, und diese Verwandlung markiert genau die Ursache dafür, daß die seit 1945 versuchte ,,Bewältigung" der faschistischen Periode so schwierig ist. Das Problem ist nämlich nicht der Terror an sich, sondern der konsensuale Rahmen, in dem sich dieser Terror vollziehen konnte. Die NS-Diktatur unterscheidet sich möglicherweise von anderen Diktaturen dadurch, daß es sich nicht um die Unterdrückung einer Mehrheit durch eine Minderheit, sondern um die Unterdrückung und — soweit sie rassistisch begründet war, auch der Ausrottung — von Minderheiten durch die Mehrheit handelte.

Der auf der Konferenz versammelte Sachverstand hatte durchaus Mühe, sich mit dieser neuen Sicht auf die Gestapo anzufreunden. Man dürfe doch nicht, hieß es z.B., eine Regionalstudie, sei es Saarbrücken, sei es Würzburg, überbewerten. Man wehrte sich instinktiv dagegen, durch Aufzeigen bürokratischer Unzulänglichkeiten die Gestapo verharmlost zu sehen. Es gelang allerdings nicht, dieses Unbehagen auf den argumentativen Punkt zu bringen. Ausgangspunkt für eine Kritik hätte Pauls provokante Formulierung sein können, Kompetenzwirrwarr und Überbürokratisierung hätten zu einem ,,Maßnahmenverhinderungsstaat" geführt. Diese Zuspitzung hat nur einen Sinn, wenn man die empirische Realität staatspolizeilichen Handelns an den Normen mißt, die sich Heydrich und Himmler selbst gesetzt haben. Sie verliert jede Aussagekraft, wenn man Polizei im ,,Dritten Reich" mit einer rechtsstaatlich verfaßten Polizei vergleicht. Eine überbürokratisierte und personell unterausgestattete Polizei im ,,Dritten Reich" ist eben nicht dasselbe wie eine ebenso verwaltungslahme Polizei vor 1933 oder nach 1945. Der entscheidende Unterschied liegt in den, von Paul in seinem Referat vernachlässigten juristischen und institutionellen Sachverhalten: die Tatsache, daß die Gestapo ,,Schutzhaft" verhängen konnte ohne Zwischenschaltung irgendeiner richterlichen Instanz, das Recht, die Dauer der ,,Schutzhaft" nach eigenem Gutdünken zu bemessen, die ausdrückliche Abschaffung der Verwaltungsgerichte als Kontrollinstanz für staatspolizeiliches Handeln, die Ermächtigung zu ,,verschärfter Vernehmung", d.h. Folter, all dies sind die Voraussetzungen dafür, daß die Gestapo schon Terror verbreiten konnte, ohne überhaupt aktiv werden zu müssen. Auch das Argument, daß die Begrenztheit der Wirkungsmöglichkeiten der Gestapo aus ihrem häufigen Nichtvorhandensein auf dem flachen Lande erhelle, wo die Gendarmerie die Aufgaben der Gestapo hätte übernehmen müssen, verkennt, daß die aus der Weimarer Republik übernommene Trennung von politischer, Kriminal- und Schutzpolizei tendenziell in Richtung eines ,,Staatsschutzkorps" überwunden werden sollte. Die institutionelle Entwicklung — 1936 Zusammenfassung von Kripo und Gestapo zur Sicherheitspolizei, 1939 Schaffung des Reichssicherheitshauptamtes durch Hinzufügen des SD,

1 Vgl. Robert Gellately: The Gestapo and German Society. Enforcing Racial Policy 1933–1945, Oxford 1990, S.162.

2 Vgl. Klaus-Michael Mallmann und Gerhard Paul, Herrschaft und Alltag. Eine Industrierevier im Dritten Reich. Unter Mitarbeit von Hans-Henning Krämer (= Widerstand und Verweigerung im Saarland 1935–1945, Bd.2), Bonn 1991, S.244.

Koordination der gesamten Polizei durch Himmlers Höhere SS- und Polizeiführer — macht dieses Ziel ganz deutlich. Es war eine Entwicklung hin zur ,,zentralen Kommandolösung", der der ehemalige Chef des Bundeskriminalamtes, Horst Herold, noch 1983 nachtrauerte.[3]

Das Verdienst von Gerhard Paul, Klaus-Michael Mallmann und den anderen Projektmitarbeitern besteht vor allem darin, die Polizeigeschichte in die Gesellschaftsgeschichte zurückgeholt zu haben. Wenn, wie Paul behauptet, die Gestapo sich überwiegend ,,reaktiv" verhielt und sich vor der Denunziationenflut manchmal gar nicht retten konnte, dann stellt sich die Frage: Was war das für eine Gesellschaft? Auch hier hatte Gerhard Paul, der, wie man sieht, die Hauptlast der Konferenz zu tragen hatte, einige Thesen entwickelt. In seinem Referat ,,Möglichkeiten und Grenzen der regionalen NS-Propaganda im Kontext der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung" stellte er insbesondere den Nationalismus im Saargebiet als integrativen Faktor und die Politik des Gauleiters Bürckel heraus, der, dem sozialrevolutionären Flügel der NSDAP verpflichtet, für wahrnehmbare Verbesserungen in der Alltagsgestaltung der arbeitenden Bevölkerung sorgte. Entscheidend hierbei war, daß der egalitären Propaganda der Nazis positive Erfahrungen im Alltag entsprachen, mochten diese Verbesserungen nun bedeutend sein oder nicht. Der integrative Sog von Propaganda und KdF-Politik erfaßte natürlich nicht alle gleichmäßig. Am meisten immun zeigten sich die Kommunisten, an die allerdings auch als letzte gedacht wurde, wenn es um die Eingliederung in den Arbeitsmarkt ging, und die die höchsten Opferzahlen unter den politisch Verfolgten zu beklagen hatten.

Für das politisch-soziale Profil des Saargebiets im Faschismus gilt allerdings stärker als bei der Frage der Polizeiverwaltung der Einwand, daß regionalhistorische Erkenntnisse nicht so ohne weiteres verallgemeinerbar sind. Abstimmungskampf, NS-Versprechen vor 1935, internationale Aufmerksamkeit, die Person Bürckels, all dies sind Faktoren, die für einen spezifisch saarländischen Aspekt verantwortlich sind.

Auf Allgemeingültigkeit wollte hingegen Alf Lüdtke mit seinem eher soziologisch angelegten Referat: ,,Herrschaft als soziale Praxis" hinaus. In der Sache knüpfte er an die zuvor diskutierten Probleme an: Was bei Paul konkret als Beziehung zwischen Bevölkerung und Gestapo erörtert worden war, erschien nun, auf abstrakter Ebene zwar, aber gleichwohl brisant, als Frage nach der ,,Eigenaktivität bei der Produktion von Herrschaft". Lüdtke bekannte seine Skepsis vor scheinbar eindeutigen Alternativen, Täter oder Opfer, Herrscher oder Beherrschte. Zwang schließe Konsens nicht aus, die Frage ist also, was den Konsens begründet. Lüdtke nannte zwei: den ,,Zwang der Symbole" und die ,,professionelle Orientierung". In der Weimarer Republik bediente sich die antimilitaristische SPD militärischer Symbole bei ihren Demonstrationsaufzügen. Das, was man ablehnt, beherrscht noch Köpfe und Gefühle. Wesentlicher scheint mir allerdings die andere Kategorie zu sein, die ,,professionelle Orientierung": Das, was man tut, macht man ordentlich. Ideolgischer Bezugspunkt, auf den sich der Arbeiter beziehen kann, sind die ,,Ehre der Handarbeit" und die ,,deutsche Qualitätsarbeit". Auf die ist man stolz, auch wenn man auf alles drum herum nicht mehr stolz sein kann oder will. Der Stolz auf deutsche Wertarbeit läßt sich verfolgen bis in Feldpostbriefe von Wehrmachtsangehörigen in Rußland. Die fatalen Konsequenzen liegen auf der Hand: Das Mittun im Einzelnen zementiert die Herrschaftsverhältnisse im Ganzen.

3 Vgl. sein Vorwort zu: Bernd Wehner, Dem Täter auf der Spur. Die Geschichte der deutschen Kriminalpolizei, Bergisch-Gladbach 1983, S.8.

Für Karl-He[redacted]koth, den letzten Referenten, war das alles starker Tobak. Er insistierte auf dem Primat der Klassengesellschaft gegenüber der ,,Volksgemeinschaft", oder anders formuliert: Die Klassengesellschaft ist das Reale, die ,,Volksgemeinschaft" eine ideologische Überformung zur Stabilisierung kapitalistischer Ausbeutungsverhältnisse. Insofern beharrte er gegenüber Lüdtkes ,,Grautönen" auf einer klaren Struktur. ,,Sozialgeschichte und Sozialpolitik des deutschen Faschismus", so sein Thema, ist die Geschichte eines ,,Klassenkampfes von oben", der ,,substitutive Korporativismus", d.h. die Ersetzung von Interessenorganisationen wie z.B. die der Gewerkschaften durch die faschistische ,,Deutsche Arbeitsfront", das Einfrieren der Löhne, eingeschränkte Arbeitsplatzmobilität usw.: vorweggenommene Kriegssozialpolitik. Gegen diesen Klassenkampf ,,von oben" wehrt man sich unten: 1935 bis 1937 habe es 250 Kurzstreiks gegeben.

Über die Frage, wie diese Streiks einzuschätzen seien, entspann sich eine Diskussion, die, man möchte fast sagen, naturgemäß zu keinem Ergebnis führte. Die relativ geringe Anzahl der Streiks kann, unter Diktaturbedingungen, kaum als Beleg für eine Integration der Arbeiterklasse in den Faschismus dienen, andererseits wird man die Streikenden nicht zum Kern der eigentlichen Arbeiterbewegung stilisieren können, zumal wenn die näheren Umstände der Streiks im unklaren bleiben.

Auffällig war, daß in allen Referaten und auch in fast allen Diskussionsbeiträgen das Problem des Rassismus ausgespart blieb. Damit verzichtete man auf ein wesentliches Erklärungsmoment für Herrschaftsstabilisierung im ,,Dritten Reich". Rassistische Agitation relativierte Klassenschranken. Der deutsche Arbeiter empfand sich nicht nur als Widerpart des Kapitals, sondern auch als ,,Herrenmensch", und in dieser Hinsicht war er sich mit seinem ,,Betriebsführer" durchaus einig. Vorteilsnahme durch Ausnutzen des rassistischen Kalküls schuf die ,,Grauzone", in der sich die Konturen von ,,Herrschern" und ,,Beherrschten" verwischten. Diese Grauzone galt für die rassistisch Verfolgten nicht. Zwischen Mördern und Opfern gab es keine Vermittlung.

Die DDR als Geschichte. Ein Tagungsbericht

Von Peter Hübner

Unter dem Thema ,,Die DDR als Geschichte" hatte der Potsdamer Forschungsschwerpunkt Zeithistorische Studien in der Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben mbH zu einer wissenschaftlichen Konferenz eingeladen, die vom 6. bis zum 8. Juni 1993 in der brandenburgischen Landeshauptstadt stattfand.

Der Veranstalter selbst stellte sich als Produkt jüngster deutscher Zeitgeschichte vor: Der Forschungsschwerpunkt Zeithistorische Studien geht auf eine Empfehlung des Wissenschaftsrates zurück. Ende 1991 hatte dieser die Bildung von sieben geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschungsschwerpunkten angeregt, um einer Reihe von positiv evaluierten Projekten und Forschern aus der aufgelösten Akademie der Wissenschaften der DDR die Möglichkeit zu weiterer wissenschaftlicher Arbeit zu geben. Unter dem Dach einer ,,Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben mbH" mit Sitz in München und von der Max-Planck-Gesellschaft (MPG) wirksam gefördert, hat der Forschungsschwerpunkt ,,Zeithistorische

Studien" dank der Unterstützung durch die brandenburgische Landesregierung und insbesondere durch das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg seine Zelte in Potsdam aufschlagen können. Unter der kommissarischen Leitung von Jürgen KOCKA (Berlin und Potsdam) entwickelte sich die neue — noch provisorische — Einrichtung nicht zuletzt durch das Hinzukommen jüngerer Forscher aus dem Westen Deutschlands wie auch durch zahlreiche Gastvorträge und Diskussionsrunden und in Nähe der Potsdamer Universität zu einem Ort, an dem die vom Wissenschaftsrat angestrebte ,,Durchmischung" praktisch erfahrbar wird.

Bei der Eröffnung der Konferenz wies Jürgen Kocka auf deren doppelte Zielsetzung hin: Zum einen wurden von ihr Aussagen zum Ort der DDR in der deutschen und europäischen Geschichte erwartet, zum anderen sollte sie den Mitarbeitern des Forschungsschwerpunktes Gelegenheit geben, ihre Projekte vorzustellen. Kocka betonte auch, daß die Potsdamer Forschungsstätte im Rahmen eines Versuches zu sehen sei, der deutschen Vereinigungskrise die Chance abzugewinnen, in Abstimmung mit den Hochschulen neue Strukturen in der Wissenschaftslandschaft zu erproben. Dabei bleibe die Finanzierung auf längere Sicht ein noch zu lösendes Problem. — Zu den wesentlichen Anliegen des Forschungsschwerpunktes gehören — theorieorientiert und quellennah — komparative Fragestellungen an die Geschichte von SBZ und DDR, vergleichende Projektionen auf die Geschichte des Dritten Reiches, der Bundesrepublik Deutschland, auf West- und Osteuropa. Das Aufklärungspotential der historischen Wissenschaften könne bei der Lösung der deutschen Wiedervereinigungsprobleme behilflich sein. Gerade in seiner ,,Ost-West"-Zusammensetzung verfüge der Forschungsschwerpunkt hierfür über günstige Voraussetzungen. Kocka sprach schließlich allen, die das Zustandekommen der Tagung unterstützt hatten, Dank aus.

In einem Grußwort ging Franz E. WEINERT, Vizepräsident der MPG, auf deren Rolle bei der Bildung der Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben mbH und die Funktion der sieben sozial- und geisteswissenschaftlichen Forschungsschwerpunkte in den neuen Bundesländern ein. Die MPG werde in Kürze Empfehlungen zur weiteren Strukturierung und Entwicklung der Schwerpunkte an den Wissenschaftsrat geben. Einer Bund-Länder-Gemeinschafts-Finanzierung käme künftig entscheidende Bedeutung zu.

Der brandenburgische Ministerpräsident Manfred STOLPE sprach zum Thema ,,Zeitgeschichte als politische Verantwortung" und unterstrich, daß die Hinterlassenschaft der DDR alle Deutschen betreffe, wie auch die Vergangenheitsbewältigung eine gesamtdeutsche Aufgabe sei. Sein persönlicher Fehler sei es gewesen, die Stabilität der DDR zu überschätzen; doch kein Fehler wäre es, auch unter den Bedingungen einer Diktatur Erleichterungen für die Menschen angestrebt zu haben. Stolpe sprach der MPG Dank für ihre Bemühungen um den Potsdamer Forschungsschwerpunkt aus und sagte diesem die weitere Unterstützung der Landesregierung zu.

Hinrich ENDERLEIN, Minister für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg, fragte nach dem Beitrag der Geisteswissenschaften zur Strukturierung der Wissenschaften in den neuen Bundesländern. Wichtig seien interdisziplinäre Forschungen an Zentren in der Nähe der Universitäten. Auch er appellierte an die politisch Verantwortlichen, eine Bund-Länder-Finanzierung solcher Zentren zu ermöglichen.

Deutschland sei angesichts seiner derzeitigen Probleme im Begriff, die Bedeutung der historischen Wende von 1989/90 aus dem Blick zu verlieren, leitete Wolfgang J. MOMMSEN (z.Z. München) den Hauptvortrag des Eröffnungstages ,,Der Ort der DDR in der deutschen

Geschichte" ein. Die Befürworter einer DDR-Eigenstaatlichkeit seien von der Geschichte überholt worden, und die Deutschen hätten jetzt die Chance, einen demokratischen Nationalstaat zu vollenden. Zwar gelte die jetzige Bundesrepublik als Nachfolgerin des Deutschen Reiches, sie sei aber eine Neubildung durch demokratische Entscheidung. Insgesamt müßten sich die Deutschen die Einheit erst verdienen.

Ausführlich behandelte Mommsen die historischen Vorbedingungen der DDR und des SED-Regimes, wobei er die Rolle der UdSSR und des kommunistischen Potentials in Deutschland differenziert gewichtete. Zu den Prämissen zählte er die nach 1945 verbliebene Wirtschaftskraft, das Versagen der Intellektuellen gegenüber der Diktatur und auch die Kooperation der Kirchen. Die SED habe eine negative Elitenauslese praktiziert. Daneben stünden aber, bedingt auch durch traditionelle und mentale Dispositionen, erhebliche Aufbauleistungen. Schließlich sei aber aus systemimmanenten Gründen der wirtschaftliche Zusammenbruch vorprogrammiert gewesen.

Die spezifische geistige Situation nach Kriegsende erkläre eine relativ große Resonanz der SED-Politik, begünstigt durch das weitgehende Fehlen einer demokratischen Tradition. Doch geriet die Geschichte der DDR zur Tragödie eines kritischen marxistischen Denkens, gekennzeichnet durch intellektuelle Dürftigkeit und Rückgriffe auf eine preußisch-nationale Tradition. Die dogmatische Unnachgiebigkeit der SED sei auch durch die Existenz der Bundesrepublik begründet gewesen.

Nicht allein Terror wäre als Grund anzuführen, weshalb die Herrschaft der SED so spät zusammenbrach. Dazu trugen u.a. auch die Hofierung von Künstlern und Wissenschaftlern, die ambivalente Haltung der evangelischen Kirchen bei, obgleich auch aus diesen Richtungen Kritik gekommen sei. Zudem sei die Opposition klein und schwach gewesen. Auch die westdeutsche Gesellschaft habe kein Interesse an Unruhe in der DDR gehabt; ihr sei es um Realpolitik gegangen und Verantwortungsethik sei in Pragmatismus umgeschlagen, wo Gesinnungsethik gefragt war.

In den vergangenen Jahren habe sich in Westdeutschland eine qualitativ neue nationale Identität herausgebildet, die sich im Zeichen einer „Verwestlichung" vom alten nationalen Denken emanzipierte. Die DDR sei in dieser Hinsicht „deutscher" geblieben. Auch unter diesem Gesichtspunkt sei heute eine geistige Zusammenführung der Deutschen erforderlich. Insgesamt jedoch wiege die Gesamtgeschichte Deutschlands die 40 Jahre der Teilung auf.

In einer Anmerkung zu diesem Vortrag schlug M. Rainer LEPSIUS (Heidelberg) vor, die Eliten in Ost und West nicht an moralischen Kriterien zu messen und die im Vortrag behandelten Probleme nicht nur aus der Perspektive der deutschen Geschichte zu sehen. Wolfgang J. Mommsen bestätigte die Notwendigkeit einer universalgeschichtlichen Sicht, meinte aber, daß das Verhältnis von Wissenschaft und Moral gerade im Falle der DDR nicht ganz so einfach sei.

In einer abendlichen Podiumsrunde diskutierten Arnulf BARING, Jochen CERNY (beide Berlin), Monika KAISER (Potsdam), Armin MITTER (Berlin) und Ilse SPITTMANN (Köln), moderiert durch Lutz NIETHAMMER (Jena) zum Thema „Der 17. Juni. 40 Jahre danach". Im Mittelpunkt des Gesprächs standen Fragen nach Ursachen und Verlauf des Geschehens um den 17. Juni 1953, nach der Relation äußerer und innerer Faktoren, nach den größeren, die DDR übergreifenden politischen Zusammenhängen wie auch nach dem Platz des 17. Juni in der geschichtlichen Tradition des vereinten Deutschland. Deutlich wurde, daß besonders für die Vorgeschichte des 17. Juni noch erhebliche Forschungsdesiderata bestehen,

daß aber auch ältere westdeutsche Darstellungen und Wertungen durch neuerschlossene Quellen Bestätigung fanden. Mitter trug die dann kontrovers diskutierte These vor, beim 17. Juni habe es sich um eine gescheiterte Revolution gehandelt. Sich gegen manche Einseitigkeiten und Schwarz-Weiß-Malerei wendend, plädierten besonders A. Baring und I. Spittmann für nuanciertes Argumentieren und differenziertes Werten bei der weiteren Untersuchung des Themenkreises 17. Juni 1953. Ob die Bewegung ein direkter Vorläufer des Herbstes von 1989 gewesen sei und ob man auf den 17. Juni als Feiertag zurückkommen solle, wie Baring meinte, blieb freilich offen.

Vorträge, die Präsentation von Thesen zu den am Forschungsschwerpunkt Zeithistorische Studien bearbeiteten Projekten sowie Kommentare bildeten am zweiten und dritten Konferenztag eine relativ eigene Struktur. J. Kocka eröffnete diesen Teil mit einer Reihe von Fragen an die Geschichte der DDR: Wie weit reicht der Diktaturbegriff? Was heißt Sozialgeschichte der DDR? Reichen die vorhandenen sozialgeschichtlichen Kategorien zu deren Erschließung aus? Wie war die Gewichtung innerer und äußerer Faktoren der DDR-Entwicklung? Was können Historiker zu einem aufgeklärten Umgang mit dieser Geschichte beitragen? Welche Rolle spielen Vergleiche bei ihrer Erforschung? Immer wieder griff die folgende Diskussion auf solche Fragen zurück.

Mary FULBROOK (London) sprach in der von Gerhard A. RITTER (München) geleiteten ersten Sektion zum Thema „Herrschaft, Gehorsam und Verweigerung. Die DDR als Diktatur". Sie konstatierte eine gewisse Effizienz der SED-Herrschaft, doch auch die in der Anfangs- und Endphase der DDR erkennbaren internen Auseinandersetzungen der Eliten. Insgesamt sei die Haltung der technisch-wissenschaftlichen Eliten durch deren Kompromißbereitschaft charakterisiert, was Vergleiche mit dem Dritten Reich nahelege. Gehorsam war in der DDR nicht ungebrochen, wenngleich in der Hoffnung auf Konsum und im Wechselspiel von „Anpassung und Meckern" Realität. Dem Regime dürfe der Gehorsam der Funktionäre wichtiger gewesen sein als der der Bevölkerung. Im Verhältnis zur selteneren offenen Verweigerung habe es in der DDR eine verbreitete passive Ablehnung des Kommunismus gegeben. Der Totalitarismus-Begriff erkläre jedoch nicht alles. Peter HÜBNER stellte gemeinsam mit Petra CLEMENS und Nikola KNOTH (alle Potsdam) ausgearbeitete und auf Fulbrooks Referat bezogene Thesen zur Struktur- und Erfahrungsgeschichte der Arbeiterschaft in der Niederlausitz vor. Leonore ANSORG referierte von ihr und Sonja HÄDER (beide Potsdam) formulierte Thesen zur politischen Instrumentalisierung von Schule und „Pionier"-Organisation in der SBZ und der frühen DDR. In ihren Kommentaren gingen M. R. Lepsius und Joachim PETZOLD (Potsdam) besonders auf die soziale Mobilität in der DDR ein. Lepsius sprach sich für eine Desaggregierung der zu untersuchenden Phänomene aus, wobei er die Aufmerksamkeit vor allem auf die Funktionseliten lenkte. Dezidiert wandte er sich gegen Einflüsse eines externen Moralisierungsdrucks auf die Wissenschaft. — In der anschließenden regen Diskussion standen Fragen nach den Eigenheiten sozialer Aufstiegsmobilität, nach der Existenz und Wirkung von Nischen und Spielräumen in der DDR-Gesellschaft, nach den Mentalitäten der geschichtlichen Akteure, nach dem Maß von „Aufmüpfigkeit" und nach der Legitimität moralischer Wertungen in der Geschichtswissenschaft im Mittelpunkt.

Die zweite, von Konrad JARAUSCH (Chapel Hill) moderierte Sektion behandelte sozial-ökonomische Aspekte, zu denen Charles MAIER (Cambridge/Mass.) referierte. In seinem Vortrag „Vom Plan zur Pleite. Der Verfall des Sozialismus in Deutschland" ging er davon aus, daß das SED-Regime an einer politischen Krise starb. Dagegen sei die wirtschaftliche Krise

von eher ,,rätselhafter" Art gewesen. Eine unzureichende Konkurrenzfähigkeit habe mit der einseitigen Exportorientierung auf die UdSSR im Zusammenhang gestanden. Cocom-Liste und Devisenmangel hätten die Situation noch verschärft. Nach Aufgabe von Reformansätzen in den 60er Jahren sei an einer fordistischen Arbeitsweise festgehalten worden, und seit Mitte der 70er Jahre wäre die zunehmende Verschuldung ein Warnzeichen gewesen. Ob die forcierte Entwicklung der CAD-Technologie einen Ausweg geöffnet hätte, bleibe zweifelhaft. Außerdem sei dieses Konzept um ein Jahrzehnt zu spät gekommen. Mit ihrem Beharren auf dogmatischen Positionen habe die SED-Führung das Verhängnis heraufbeschworen. Allerdings sei zu fragen, ob im Ergebnis dieser verfehlten Politik in den neuen Bundesländern unbedingt eine erhebliche Deindustrialisierung eintreten müsse. Jörg ROESLER trug von ihm, Bernhard CIESLA und Arndt BAUERKÄMPER (alle Potsdam) ausgearbeitete Thesen zum Verhältnis von Innovation und Beharrung in der DDR-Wirtschaft vor. Kommentierend bemerkte Bernd FAULENBACH (Recklinghausen), daß sich wirtschaftliche Reformversuche an den Machtinteressen der SED brachen. Zu untersuchen seien noch die Verschränkungen der DDR mit der UdSSR und dem RGW sowie auch die Wirkungen der westlichen Embargopolitik einerseits und des innerdeutschen Handels andererseits. Man könne dabei nicht vom Ende der DDR abstrahieren, müsse aber deren Geschichte historisieren. Strukturelles Scheitern sei der Normalfall der Weltgeschichte, meinte Michael GEYER (Chicago) und zog Vergleichslinien zur industriellen Entwicklung in Österreich und Südkorea, die Beispiele für erfolgreiche Reindustrialisierung geboten hätten. Das wichtigste Problem sei die Abschreibung, die in der DDR durch staatliche Kontrolle der Wirtschaft behindert wurde. — Die Diskussion zeigte, daß die Liberalisierung zentraler Planwirtschaften zur Systemtransformation führen muß. Reformen zögen weitere Reformen nach sich, betonte Ch. Maier. Die Preisproblematik und die realen Chancen von Reformversuchen in der DDR waren weitere Hauptpunkte der Debatte.

In der von Christoph KLEßMANN (Potsdam) geleiteten dritten Sektion sprach Frédéric HARTWEG (Paris) zur Kirchenpolitik der SED in der DDR 1945 bis 1967. Die evangelischen Kirchen in der SBZ und DDR hätten nach 1945 an ordnungspolitischen Vorstellungen aus der Weimarer Republik angeknüpft. In den Kirchenleitungen seien Anerkennung der Behörden und Ablehnung der kommunistischen Ideologie anzutreffen gewesen. SMAD und KPD/SED hätten vor allem aus taktischen Erwägungen zunächst weltanschauliche Toleranz proklamiert, ohne daß dem die Machtpraxis entsprach. Nach der Ausrichtung der SED am sowjetischen Modell dominierten Versuche, kirchlichen Einfluß auf das öffentliche Leben zurückzudrängen. Seit Mitte 1953 alternierten bei der Staatspartei Gesprächsbereitschaft mit autoritärem Vorgehen. Um die Trennung der DDR-Kirchen von der EKD voranzutreiben, bemühte sich die SED um Loyalitätserklärungen der Kirchenleitungen und versuchte durch die Reduktion von Kirchenpolitik auf Kaderpolitik kirchliche Personalentscheidungen zu beeinflussen. — Jürgen DANYEL kommentierte seine gemeinsam mit Olaf GROEHLER und Mario KEßLER (alle Potsdam) ausgearbeiteten Thesen zum Verhältnis der DDR-Gesellschaft gegenüber der nationalsozialistischen Vergangenheit.

Zur ,,verhinderten Literaturgesellschaft" der DDR trug Martina LANGERMANN Thesen vor, die sie mit Simone BARCK und Siegfried LOKATIS (alle Potsdam) über Instrumente, ,,Kampfkonzepte" und Widerstände bei der Verstaatlichung literarischer Öffentlichkeit verfaßt hatte. — Hartmut ZWAHR (Leipzig) und Peter STEINBACH (Berlin) problematisierten in ihren Kommentaren besonders den Begriff des Antifaschismus, seine legitimatorische Operationalisierung und gingen der Frage nach, wie sich in der DDR autonome Räume

konstituieren konnten. Steinbach verwies außerdem auf die Notwendigkeit, Klarheit über die verwendeten Kategorien zu schaffen und ihre Anwendbarkeit auf die Geschichte der DDR zu prüfen. In der Diskussion erfolgten Hinweise auf die Relativität solcher Autonomie, auf die Hintergründe des Entkirchlichungsprozesses und auf die Funktion des Antifaschismus als eine hochgradig moralisierte ,,politische Religion".

In der letzten Sektion, die Etienne FRANÇOIS (Berlin) leitete, stellten Jochen LAUFER und Michael LEMKE (beide Potsdam) Thesen über Determinanten und deutschlandpolitische Handlungsspielräume der SBZ/DDR im Kontext des Ost-West-Konfliktes 1945 — 1963 zur Diskussion. Laufer konstatierte eine Interessenidentität von SMA und KPD/SED. Die deutsche Teilung habe sowjetischem Interesse entsprochen und die DDR sei ein gewollter Staat gewesen. Lemke meinte, 1950/51 größere deutschlandpolitische Handlungsspielräume zu erkennen. Die SED-Führung hätte allerdings ab 1951 einen Separatstaat bevorzugt. Alle wesentlichen politischen Entscheidungen seien in der DDR mit Blick auf Westdeutschland getroffen worden. — Im Kommentar schlug Ludolf HERBST (Berlin) vor, bei der Bestimmung des Verhältnisses zwischen UdSSR und DDR von einem Interessenclearing auszugehen, das Spielräume schuf. In der Außenpolitik habe es zwischen beiden Staaten eine Rollenverteilung gegeben. Problematisch seien in den 60er Jahren Konfliktfälle im Außenhandel geworden, weil die zugunsten der UdSSR ausfallenden terms of trade die DDR zu Preisnachlässen zwangen. Insgesamt sei der sowjetischen Deutschlandpolitik ein voluntaristisches Element eigen gewesen. — In der Diskussion wurde gefragt ob sich die Konstituierung der DDR durch den Interessenbegriff hinreichend erklären lasse. Anfangs sei die DDR einfach abhängig gewesen. Unsicherheiten der SED-Führung angesichts der uneinheitlichen sowjetischen Politik müßten genauer untersucht werden. Wichtig sei es außerdem, UdSSR und DDR nicht als geschlossenes System zu betrachten. Näher zu bestimmen wäre auch die Substanz politischer Selbstverständnisse im Kalten Krieg.

Am Abend des zweiten Konferenztages trug der Direktor des Bundesarchivs, Friedrich-P. KAHLENBERG, anläßlich eines Essens, zu dem Minister Enderlein Teilnehmer der Konferenz eingeladen hatte, interessante Überlegungen zur Quellengrundlage der DDR-Geschichte und zur Tätigkeit des Bundesarchivs vor.

,,Sackgasse aus dem Sonderweg? Zum Ort der DDR in der deutschen und europäischen Geschichte" lautete das Thema der Abschlußveranstaltung. Unter der Gesprächsleitung von J. Kocka diskutierten Anselm DOERING-MANTEUFFEL (Tübingen), Rainer ECKERT (Berlin), Hans MOMMSEN (Bochum), Jens REICH, Hermann RUDOLPH, Gesine SCHWAN (alle Berlin) und Wolfgang THIERSE (Bonn). Einleitend bemerkte Kocka, je mehr und näher man DDR-Geschichte betrachte, desto mehr Schattierungen kämen hervor. Sie sei keine monolithische Struktur gewesen. Es habe sich ein Unterschied zwischen politischer Programmatik und Realität ausgeprägt. Kocka resümierte die vorangegangenen Diskussionen, verwies auf eine gegenwärtig zu beobachtende Fragmentierung des Diskurses zur Geschichte von SBZ und DDR; er fragte nach Möglichkeiten, diesen Diskurs künftig zu organisieren und nach der Notwendigkeit einer Historisierung von DDR-Geschichte. Im Podium knüpfte die Diskussion an diese Fragen an, wobei es besonders darum ging, inwieweit es sinnvoll sei, das Problem der deutschen Identität eingehender zu thematisieren. Weiter ging es um Kockas Frage, ob im vereinten Deutschland ein neuer Sonderweg drohe oder locke. H. Mommsen betonte, daß es im Osten eine größere Prädisposition für den Sonderweg gegeben habe. H. Rudolph hob die Bedeutung des Arrangements in der DDR-Gesellschaft hervor und wünschte, daß die

Geschichte des Alltags unter der Herrschaftsgeschichte zum Vorschein komme. R. Eckert meinte zur Frage, wer die Geschichte der DDR erforschen dürfe und solle, daß jene, die sie bewußt verfälscht hätten, nicht dafür geeignet seien. Kocka verwies auf Spannungsverhältnisse zwischen Biographie, Wissenschaft und persönlicher Betroffenheit von Historikern, die in der DDR tätig waren. Kontrovers wurde über die Funktionen von Lebenserfahrung und Subjektivität in der Geschichtswissenschaft diskutiert. Fragen und Bemerkungen aus dem weiteren Teilnehmerkreis bezogen sich darauf. So bemerkte Ch. Maier, man müsse konkurrierende Geschichten akzeptieren; Chr. Kleßmann forderte eine Verstärkung alltagshistorischer Forschungen; K. Jarausch warnte vor einer deutschen Selbstbezogenheit des Diskurses; G. A. Ritter verlangte ,,mehr verstehen, differenzierter und vorsichtiger urteilen".
J. Kocka schloß die Diskussion mit der Feststellung, daß das Thema der Konferenz nicht in eine ,,behaglichen Geschichte" münden werde. Nicht um ein postmodernes Nebeneinander gehe es, sondern mehrere Geschichten müßten sich aneinander reiben. Deutsche Selbstbezogenheit sei dabei fehl am Platze. — Zu einem solchen Verständnis dürfte die Konferenz in Konsens und Kontroverse recht erfolgreich beigetragen haben.

DER 17. JUNI 1953 IN DER DEUTSCHEN GESCHICHTE. EIN TAGUNGSBERICHT

Von Siegfried Weichlein

Der 17. Juni 1953 nahm und nimmt wie kaum ein anderer Tag einen prominenten Platz in der kollektiven Erinnerung in Deutschland-Ost und -West ein. Im Westen durch einen offiziellen Gedenktag wohlfeil geadelt, entfaltete er als Menetekel seine größere subversive Wirkung im ersten Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem Boden. Erich Mielke selbst schlug schon endzeitgestimmt am 31. August 1989, als die Ausreisewelle über Ungarn ihrem Höhepunkt zustrebte, den Bogen zurück. ,,Ist es so, daß morgen der 17. Juni ausbricht?" Seine Historiographen fand der 17. Juni 1953 indessen im Westen, während in der DDR-Geschichtsschreibung die Formel vom faschistischen Putsch gebetsmühlenhaft wiederholt wurde. Nach der Öffnung der DDR-Archive 1990 erhielt die Forschung zum 17. Juni 1953 erstmals Zugang zu maßgeblichen Quellen, ohne daß sich indessen eine tiefgreifende Neubewertung abzeichnet. An Überblicksdarstellungen herrscht nach den Arbeiten von Arnulf Baring, Torsten Diedrich und Manfred Hagen kein Mangel. Besonders zur Entstehungsgeschichte der konfliktträchtigen Normenerhöhung liegen jedoch noch keine befriedigenden Antworten vor. Auch die nationalpolitische Dimension des Aufstandes in der DDR und die inneren Ursachen des Scheiterns sind noch nicht hinreichend geklärt. Über die verbesserte Quellenlage ist die Geschichtswissenschaft nun in der Lage, ein regional und nach Sachaspekten differenziertes Bild zu zeichnen. Die Initiatoren der IV. wissenschaftlichen Arbeitstagung des Unabhängigen Historikerverbandes (UHV) zum ,,‚17. Juni 1953' in der deutschen Geschichte" am 5. Juni 1993 in der Berliner Humboldt-Universität hatten sich zum Ziel gesetzt, historische Tiefenschärfe in das Bild der Juniereignisse 1953 zu bringen. Der zurückhaltende Titel der Arbeitstagung bot dabei Raum für Differenzierungen bisheriger Befunde und eine angemessene begrifflich-analytische Durchdringung des reichen empirischen Materials.

1. Am 17. Juni 1953 demonstrierten Arbeiter vor allem aus den großen Staatsbetrieben, Bauern, kleine Mittelständler und andere Verlierer der Wende zum planmäßigen Aufbau des Sozialismus. Warum also marschierten die Intellektuellen nicht mit, warum blieb es an den Universitäten still? Wie wirkte sich der 17. Juni 1953 auf die Hochschulen der DDR aus? In seinem Vortrag ,,Der 17. Juni 1953 und die Universitäten der DDR" zeichnete Ilko-Sascha KOWALCZUK (Berlin) die Versuche der SED seit 1946 nach, Universitäten und Studentenschaft ihre Selbständigkeit zu nehmen, sie auf die offizielle Parteilinie festzulegen und politisch abweichende oder gar widerständige Gruppen zu marginalisieren. Etappenziel der SED war es, die Mehrheit der Studentenschaft in der SED zu organisieren, was ihr 1951/52 gelang. Die fortgesetzte Indoktrination der Studentenschaft wurde ergänzt durch eine restriktive Zulassungspolitik. Durch die bevorzugte Immatrikulation von Arbeiter- und Bauernkindern — faktisch oftmals von Funktionärskindern —, durch Arbeiter- und Bauernstudium und entsprechende Fakultäten sollte der offiziellen Selbstdeutung der DDR auch an den Universitäten mit Nachdruck Geltung verschafft und der bürgerlichen Intelligenz das soziale Rückgrat gebrochen werden. Duldete die politische Generallinie der Partei an den Hochschulen und Universitäten auch keinerlei Zweifel, so kann die Durchsetzung dieser Linie doch nicht als ein linearer Prozeß beschrieben werden. Zum einen gelang es der SED nicht, Universitäten und Studentenschaft eindeutig von anderen Einflüssen abzuschotten. Zum anderen kam man nicht darum herum, die zur Niveausicherung nötige alte bürgerliche Intelligenz an das System zu binden. Ein wichtiges Mittel hierzu stellten die Einzelverträge und ein relativ großzügiges soziales Privilegiensystem dar. Bis zum Januar 1952 wurden 14.780 Einzelverträge vornehmlich mit Vertretern der in der Wirtschaft tätigen Intelligenz abgeschlossen. Zu den umfangreichen Privilegien, mit denen die Anpassung an das System beschleunigt werden sollte, gehörten günstige Kredite für Eigenheime, niedrige Steuern und übertragbare Pensionsansprüche, aber auch politisch so dysfunktionale Versprechen wie der erleichterte Hochschulzugang für die Kinder und spezielle Erholungsheime. Der SED war kein Preis zu hoch, um sich das Wohlverhalten der Intelligenz zu erkaufen.

Diese Adaptionsprozesse wie auch der gestiegene Einfluß der SED unter den Studenten zahlten sich im Juni 1953 für die Partei aus. Der größte Teil der Studenten und Dozenten verhielt sich loyal zu SED und Regierung, ohne sich indessen aktiv an der Niederschlagung des Aufstandes zu beteiligen. Daneben zeichneten sich drei weitere Einstellungsmuster zu den Juniereignissen an den Hochschulen ab: Eine Gruppe parteilicher Wissenschaftler und Studenten schloß sich der offiziellen Deutung an und ergriff aktiv in Propagandaeinsätzen Partei. Andere hielten sich dagegen mit Stellungnahmen zurück und äußerten Kritik an der SED nur im kleinen Kreise. Nur wenige beteiligten sich am Aufstand aus bewußten politischen Gründen. Gegen sie ging die Justiz später besonders hart vor.

Der Juni 1953 hatte den tiefen Graben zwischen Intelligenz und Arbeiterschaft sichtbar gemacht. Die polizeiliche Repression nach dem 17. Juni machte indessen auch vor den Universitäten nicht halt. Die Personalisierung der Ursachendebatte um den 17. Juni führte auch hier zur Suche nach ,,Agenten, Saboteuren und politischen Gegnern", ohne daß man recht fündig wurde. Dafür taten sich Wissenschaftler bei der parteilichen Analyse des 17. Juni 1953 hervor. Der Leipziger Historiker Ernst Engelberg bezichtigte nicht nur die ,,sich faschisierenden Adenauer- und Eisenhowerstaaten" der Inszenierung eines faschistischen Putsches, eine Einschätzung, der sich der Germanist Hans Mayer und der Publizistikwissenschaftler Wilhelm Eildermann anschlossen. Engelberg stellte auch einen schier unglaublichen historischen

Zusammenhang zwischen dem November 1938 und dem Juni 1953 her. ,,Wir müssen zeigen, daß in dem Wahnsinn Methode steckt, daß zwischen der Kristallnacht des November 1938 und dem 17. Juni keine bloß äußerliche Parallele besteht."

Teile der DDR-Intelligenz zogen jedoch andere Lehren aus dem Aufstand der Arbeiter und Bauern gegen das System. Nach dem Juni 1953 kam es zu einer intellektuellen Opposition auf dem Boden des Systems. Sie nahm den kritischen Impuls des 17. Juni auf und wandte ihn ihrerseits für den Aufbau eines demokratischen Sozialismus an. Dieses intellektuelle systemimmanent-kritische Milieu etablierte sich im wesentlichen außerhalb der Universitäten. Der keineswegs bürgerliche sondern systemimmanente Charakter der intellektuellen Opposition und ihre Auswanderung aus den Universitäten verweisen auf andere Spannungslinien in der Geschichte der DDR-Intelligenz als die von der Hochschulpolitik der SED dramatisierten. Die Phase der intellektuellen Opposition für das sozialistische Gesellschaftssystem blieb indes selbst Episode und endete in den Säuberungen 1956/57. Ob es sich dabei um einen von den ,,Intellektuellen getragenen 17. Juni" und mithin um eine historische Parallele zum blutig niedergeschlagenen Arbeiteraufstand handelte, muß indessen wegen der unterschiedlichen politischen Motive und sozialen Ausgangsdispositionen fraglich bleiben.

2. Die Zeit nach dem 17. Juni 1953 war nicht nur gekennzeichnet durch offenere Diskussionen und eine kritische Intelligenz aus dem System heraus, sie gilt auch als eine vergleichsweise liberale Phase in der Justizpolitik der DDR. Hier zeigten sich erste Anstrengungen des Regimes, neben repressiven polizeistaatlichen Elementen Momente der Integration zum Tragen kommen zu lassen. Falco WERKENTIN (Berlin) interpretierte die ,,DDR-Justiz im Jahre 1953 zwischen ‚Neuem Kurs' und politischer Repression." Die SED verwandte Recht und Rechtspolitik als ein ,,Hauptinstrument zur Schaffung der Grundlagen des Aufbaus des Sozialismus" im Rahmen einer ,,Revolution von oben". Die massiven Gesetzesverschärfungen des Jahres 1952 sollten einen gesellschaftlichen Wertewandel erzwingen, der seinerseits einer Steigerung der Industrieproduktion zugute kommen sollte. Widersetzlichkeiten und nur geringfügige Angriffe auf das Volkseigentum wurden mit drastischen Mitteln geahndet. Die Verschärfung des justitiellen Terrors ließ die Zahl der Strafgefangenen bis zum Juni 1953 auf ca. 60.000 ansteigen — im Vergleich saßen zur gleichen Zeit in der sehr viel bevölkerungsreicheren Bundesrepublik (ohne das Saarland) nur 40.000 Gefangene in Strafhaft. Es war nicht zuletzt diese Härte des Justizapparates der DDR, die den Unmut in der Bevölkerung schüren half. Der Mißerfolg gesteigerter Repression im Wirtschaftssektor zwang die SED-Führung nach Stalins Tod auf Moskauer Anweisung hin zum ,,Neuen Kurs." Was die Moskauer Genossen in ihrer ansonsten schonungslosen Analyse nicht angesprochen hatten, sollte zum zündenden Funken in der hochgespannten innenpolitischen Lage der DDR werden: die Normenerhöhung. Zwar wurde unter den ,,Maßnahmen zur Gesundung der politischen Lage in der DDR" eine Vielzahl von Verhaftungen und Urteilen revidiert. Innerhalb von zwei Tagen verließen bis zum 13. Juni 1953, also im unmittelbaren Vorfeld des 17. Juni, allein 4.000 Häftlinge die Gefängnisse. Die fehlende politische Koordination zwischen der Justiz- und der Wirtschaftspolitik hinterließ in der Bevölkerung jedoch den Eindruck der Schwäche und des herannahenden Endes der SED-Herrschaft.

Die Justizpolitik der SED nach dem 17. Juni 1953 spiegelte ebenfalls Momente der Repression und der Integration. Die strafpolitische Reaktion auf den 17. Juni mußte mithin beides: Sie mußte die innenpolitische Lage entspannen und von jeder Wiederholung des 17. Juni

abschrecken. Aus diesem Dilemma kam die SED nur heraus, wenn es ihr gelang, im repressiven Zugriff auf die Akteure des Aufstandes zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen und politischen Strömungen zu differenzieren. Der vor dem 17. Juni eingeleitete Kurs der strafpolitischen Milderung wurde weiterverfolgt. Bis zum 17. Juli 1953 kamen ca. 24.000, bis zum Januar 1954 insgesamt etwa 30.000 Strafgefangene frei. Doch füllten sich die Haftanstalten nach dem 17. Juni umgehend mit neu Verhafteten. Alleine bis zum 22. Juni 1953 wurden im Zusammenhang mit dem 17. Juni 6.057 Personen von der DDR-Polizei festgenommen. Bis zum 1. August stieg die Zahl auf ca. 13.000 Gefangene. Die politischen Vorgaben für die anschließenden Prozesse deuten auf einen vorsichtigeren Umgang mit der Stimmung im Volk als vor dem 17. Juni hin. Das ZK der SED hielt am 21. Juni 1953 die Gerichte an, ,,mit größter Sorgfalt zu unterscheiden zwischen den ehrlichen, um ihre Interessen besorgten Werktätigen, die zeitweise den Provokateuren Gehör schenkten, und den Provokateuren selber." Der Eindruck von Repressalien sollte unbedingt vermieden werden. Für die Durchführung hatte ein Operativstab zu sorgen. Die wichtigsten Entscheidungen zog das Politbüro selbst an sich. Besonders das Aufspüren von westlichen Provokateuren und Agenten aus Westberlin und Rädelsführern mit faschistischer Vergangenheit hatte zum Ziel, entlastend auf die Arbeiterschaft zu wirken. Nach beiden Gruppen wurde mit der größten Energie gefahndet.

Die strafpolitische Bilanz des 17. Juni war, verglichen mit der Zeit vor dem 17. Juni 1953 und der Justizpraxis ab Mitte 1954, sowohl der Zahl der Betroffenen wie auch der Härte der Urteile nach vergleichsweise zurückhaltend. Wenn die Justizpraxis mit ihren Verurteilungen auch hinter den Befürchtungen zurückblieb, so bedeutete dies noch keine Liberalisierung in der Justizpolitik der SED. Vielmehr waren es ausschließlich rechtsfremde und außerrechtliche Zweckmäßigkeitskalküle der Herrschaftssicherung, die die SED zu einem differenzierten Vorgehen bewogen. ,,Fortan achtete sie darauf, in ihrer Konfliktpolitik mit der Gesellschaft nicht mehr alle gesellschaftlichen Gruppen zur selben Zeit gegen sich aufzubringen, sondern sie nach und nach in die Knie zu zwingen."

3. Besonders dem RIAS kam in der SED-Propaganda die Rolle des Provokateurs für die Juniereignisse 1953 zu. Die seit 1953 immer wieder von der offiziellen DDR-Historiographie geäußerte Ansicht, der 17. Juni sei von westlichen Medien und hier insbesondere vom RIAS in der ,,Frontstadt Berlin" gesteuert worden, wurde von Manfred REXIN, der der Lage in ,,Westberlin am 16. und 17. Juni 1953" nachging, nachdrücklich und zum wiederholten Male widerlegt. Er beleuchtete die Rolle des RIAS im Spannungsfeld eines Verstärkers der Stimmung in der DDR-Bevölkerung und der Status- und Stabilitätsinteressen der Westmächte und der Bundesregierung. Den schon bisher bekannten Rücksichtnahmen des RIAS auf die Deeskalationspolitik der Westmächte fügte Rexin ein pikantes Detail hinzu: Im unmittelbaren Vorfeld des 17. Juni 1953 kam es zu einer Überprüfung des RIAS durch den US-Senator Joseph MacCarthy und sein Senatskomitee gegen unamerikanische Betätigungen. ,,Dem RIAS-Mann Gordon Ewing wurde vorgeworfen, er habe im Anschluß an die Nachricht mit der Meldung von Stalins Tod in der Nacht des 5. März 1953 Trauermusik spielen lassen." Nicht nur ergab die Suche nach Kommunisten im RIAS keinerlei Anhaltspunkte, auch konnte die angebliche Trauermusik bald einer rationalen Erklärung zugeführt werden: Eine Solidaritätsbekundung der westdeutschen Kollegen Ewings mit ihrem Chef folgte auf dem Fuße.

In einem seltsamen Mißverhältnis zur Dramatik des Ostberliner Geschehens stand die fast völlige Abwesenheit Westberliner Politiker und Gewerkschaftsfunktionäre vom Schauplatz

des Geschehens. Dieser Umstand kam dem Interesse der westlichen Alliierten entgegen, jedwedes Risiko der Lageverschärfung zu vermeiden. So konnte der Regierende Bürgermeister Ernst Reuter z.B. nicht am 17. Juni von Wien nach Berlin fliegen und kehrte erst am 18. Juni in seine Stadt zurück. Aber nicht nur die Westmächte und die Bundesregierung hielten sich in den entscheidenden Stunden bewußt zurück, auch die Westberliner Bevölkerung scheint nach Manfred Rexins Ausführungen überraschend schnell zur Normalität zurückgefunden zu haben.

4. Zu den tatsächlichen Ursachen des 17. Juni 1953 gehörte dagegen die forcierte Militarisierung der DDR seit der zweiten SED-Parteikonferenz 1952. Darauf wies der Militärhistoriker Torsten DIEDRICH (Potsdam) in seinen Ausführungen zur ,,Kasernierten Volkspolizei am 17. Juni 1953" hin. Zum ,,planmäßigen Aufbau des Sozialismus" zählten nicht nur gesellschafts- und wirtschaftspolitische Maßnahmen, sondern auch ein beschleunigter Aufbau des militärischen Apparates. Daneben mußte die DDR weiterhin Reparationsleistungen an die Sowjetunion abführen. Dieses gesellschaftliche Umbauprojekt konnte nur um den Preis von Kürzungen im sozialen Bereich, in der staatlichen Verwaltung und der Wirtschaft, durch Steuererhöhungen und letztlich durch ein Absinken des Lebensstandards in Angriff genommen werden. Diese Faktoren verstärkten die politische Opposition zum ,,Pankower Regime."
Die militärische Komponente im planvollen Aufbau des Sozialismus bildete der Aufbau der Kasernierten Volkspolizei (KVP), einer Vorstufe der Nationalen Volksarmee (NVA) als Reaktion auf die westlichen Pläne einer ,,Europäischen Verteidigungsgemeinschaft" (EVG). Ihre Angehörigen wurden durch vielfältige Maßnahmen aus dem Alltagsleben der Normalbevölkerung herausgelöst und auf politische Hörigkeit gegenüber der Staatsführung eingeschworen. Trotzdem konnte die DDR-Führung nur nach Rücksprache mit der Sowjetischen Kontrollkommission in Karlshorst über die KVP verfügen und blieb so auf Moskauer Order angewiesen. Die SED-Führung wie auch die sowjetischen Militärbehörden hegten indessen ein tiefes Mißtrauen gegen die politische Zuverlässigkeit der KVP, war sie doch für den inneren Einsatz weder ausgebildet noch gerüstet.
Die Juniereignisse zeitigten aus der Sicht der SED dennoch die ersten Früchte ihrer militärischen Aufbauarbeit. Neben und oftmals auch vor den sowjetischen Truppen half die KVP den Aufstand niederzuschlagen. Zwar konnte die KVP am 17. Juni in den Zentren der Unruhen, in Ostberlin, Halle, Bitterfeld, Leipzig, Magdeburg, Görlitz/Niesky und Dresden nicht die erhoffte Ruhe und Ordnung wiederherstellen, nachdem die Schutzpolizisten jede Kontrolle verloren hatten. Unter den Bedingungen des Ausnahmezustandes und des Schießbefehls gelang ihnen dies jedoch am Tag darauf, als sich die sowjetische Armee wieder zurückzog. Der sowjetische Militäreinsatz verlief dabei insgesamt und im Vergleich zum Ungarnaufstand 1956 eher zurückhaltend. Mehr als auf den Schußwaffengebrauch setzten die Sowjets auf die einschüchternde Wirkung der Panzer und des Ausnahmezustandes. Dennoch: Von den aktenmäßig nachweisbaren 51 Todesopfern des 17. Juni erlagen 33 ihren Schußverletzungen. Der Gebrauch der Schußwaffe war auch die Hauptursache für die große Zahl an Verletzten. Insgesamt wurden 400 Demonstranten und 368 Polizisten verletzt.
Der Einsatz der KVP trug wesentlich zur militärischen Niederschlagung der Junidemonstrationen bei. Die Einsatzmoral der KVP gegen die eigene Bevölkerung war relativ hoch. Ihre systematisch betriebene ideologische Indoktrination sicherte innere und äußere Feindbilder ab. Zur Homogenisierung der KVP trug das Freiwilligenprinzip bei, was durch die weit über dem DDR-Durchschnitt liegende soziale und materielle Absicherung noch verstärkt wurde.

Indoktrination, Homogenisierung und Privilegierung ließen die KVP zum gefügigen Instrument der SED-Führung werden. Ihre Bedeutung wurde durch den 17. Juni bestätigt. Auf die Niederschlagung folgte der planmäßige Ausbau der KVP, die ,,innere Mobilmachung des SED-Staates gegen die Bevölkerung."

5. Die Folgewirkungen des 17. Juni 1953 im Bewußtsein der DDR untersuchte Stefan WOLLE (Berlin) entlang des Dreischrittes ,,Trauma, Hoffnung, Menetekel." Der Ausbau der KVP, motorisierter Schnellkommandos, einer vollmotorisierten ,,inneren Truppe" u.a.m. sollten die SED vor ähnlichen unliebsamen Erfahrungen schützen bzw. ,,den Aufbau des Sozialismus gegen faschistische Umstürzler absichern." Zu diesen Sicherheitsvorkehrungen gehörte auch das ,,Ministerium für Staatssicherheit", das sich mit seinem Spitzelsystem über das ganze Land legte, jede Kleinigkeit registrierte und ahndete, die auf Widersetzlichkeit schließen ließ. Gerade in den Obsessionen der Staatssicherheit wirkte der 17. Juni bis in die Schlußphase der DDR nach. Das politische System wie auch die Staatssicherheit bezogen ihre selbstlegitimierende Notration zu einem großen Teil aus der verfälschenden Interpretation des 17. Juni 1953. Fand sich keine positive Rechtfertigung, so mußte die potentielle Gefährdung der Staatsmacht als Begründung für staatssichernde Maßnahmen herhalten. Das MfS blieb somit vielleicht mehr als manche andere gesellschaftliche Organisation der DDR dem 17. Juni auf gleichsam verquere Weise verbunden. Methodisch bedeutet dies für den Historiker, Vorsicht zu üben im Umgang mit den Stasi-Quellen: ,,Je größer die Bedrohung war, desto größer war naturgemäß auch der Stellenwert des Ministeriums für Staatssicherheit." Erich Mielke wurde daher auf seine Frage nach einem neuen 17. Juni im Sommer 1989 zur Antwort gegeben: ,,Der wird nicht stattfinden, dafür sind wir ja auch da."

6. Die Wirkungsgeschichte des 17. Juni erstreckte sich indes nicht nur auf die DDR-Staatsführung, ihre Sicherheitsorgane und die kollektive Erinnerung der DDR-Bevölkerung. Im Westen Deutschlands war der 17. Juni gesetzlicher Feiertag. Als öffentlicher Gedenkanlaß erinnerte er nicht nur alljährlich an die Ereignisse des Jahres 1953. Er erzwang Jahr für Jahr Stellungnahmen zum nationalen Problem, zur deutschen Frage, zur Wiedervereinigung. Dem nationalen Problem der Deutschen in der alten Bundesrepublik ging Heinrich A. WINKLER (Berlin) unter dem Titel ,,Mit der Teilung leben" nach.

Zur kurzfristigen historischen Nachwirkung des 17. Juni 1953 gehörte die westdeutsche Bundestagswahl vom 6. September 1953, die von der CDU/CSU deutlich gewonnen wurde. Konrad Adenauers Wahlsieg stellte den ,,eigentlichen Beginn der Kanzlerdemokratie" (Hans-Peter Schwarz) dar und legitimierte seine Politik der Westintegration. Zu den politischen Folgen dieses Wahlsieges gehörte die Westintegration der alten Bundesrepublik in einem Ausmaß, wie sie in einem wiedervereinigten Deutschland 1953 schwerlich vorstellbar gewesen wäre. Eine Vereinigung von Bundesrepublik und DDR als Folge der Stalinnote 1952 oder des Volksaufstandes vom 17. Juni 1953 hätte die deutsche Ostgrenze wieder auf die politische Tagesordnung gesetzt. Daß auch in der DDR-Bevölkerung die Oder/Neiße-Grenze noch keineswegs anerkannt war, zeigten etwa die Reaktionen auf die Unruhen in Polen 1956. Das MfS dokumentierte zahlreiche Äußerungen, die den polnisch-russischen Gegensatz geschürt sehen wollten und dadurch ein Interesse an den ehemaligen Ostgebieten zu erkennen gaben. Adenauers Skepsis gegenüber der Wiederherstellung des deutschen Nationalstaates und seine Politik der Westintegration müssen auch vor dem Hintergrund starker nationalistischer Gefühle unter den Vertriebenen gesehen werden. In Winklers Worten: ,,Deutschland war, solange es seine Ostgrenze nicht akzeptierte, nicht reif für die Wiederherstellung seiner

staatlichen Einheit." Überhaupt beleuchtete die Bundestagswahl des Jahres 1953 die seit der Weimarer Republik eingetretenen Veränderungen im parteipolitischen Koordinatensystem: Erstmals betrieb die gemäßigte Rechte eine Politik der Westintegration und des europäischen Zusammenschlusses, während die gemäßigte Linke den Vorrang der Wiedervereinigung betonte.

Mittelfristig verstärkte sich die Abkehr von einer aktiven Wiedervereinigungspolitik eher noch. Die sechziger Jahre brachten nicht nur die Zementierung der deutschen Teilung. Im Westen Deutschlands vollzog sich ein tiefgreifender Wandel in den Wertorientierungen und politischen Einstellungsmustern. Hinter der fortschreitenden Supranationalisierung trat die Wiederherstellung der staatlichen Einheit zurück. Der Mauerbau 1961 setzte ein politisches Umdenken in Gang, das darin gipfelte, menschliche Erleichterungen für die DDR-Bevölkerung durch eine faktische Anerkennung der DDR zu erreichen. In der westdeutschen politischen Publizistik gewann darüber hinaus die Forderung an Boden, ein eigenes, ausschließlich auf die Bundesrepublik bezogenes Nationalbewußtsein zu entwickeln. Zwar behielt die nationale Parole vor allem nach dem Machtwechsel 1969 ihren politischen Stellenwert, doch ihre Reichweite blieb beschränkt.

Langfristig trat die Freiheitsfrage an die Stelle der staatlichen Einheit. Die jährlichen Berichte zur Lage der Nation gipfelten nach dem Machtwechsel von 1982 wiederholt in der Formel, ,,die Freiheit bleibe der Kern der Deutschen Frage, und die Einheit der Nation solle und müsse sich zu allererst in der Freiheit der Menschen erfüllen." Die Wiedervereinigung wurde zwar nicht gänzlich ausgeschlossen, rückte aber an den Rand des politischen Vorstellungsvermögens. Teile der jüngeren Nachkriegsgeneration empfanden die DDR als Ausland. Vor diesem Hintergrund spiegelten die alljährlichen Feiern zum 17. Juni den wiedervereinigungspolitischen Pegelstand wider. Spätestens ab 1973 nahm die Verlegenheit im Umgang mit den Gedenkfeiern am 17. Juni zu, als die Bundesrepublik offizielle Beziehungen zur DDR aufgenommen hatte und sich allmählich eine ,,deutsche Verantwortungsgemeinschaft" herausgebildet hatte.

Winkler schloß mit der These, daß der Vorrang der Freiheit vor der Einheit, eine Konstante der bundesdeutschen Politik, die ,,westliche" Lösung der deutschen Frage im Jahre 1990 ermöglicht habe. Mittlerweile sei jedoch die Kehrseite des bundesdeutschen ,,Wir-Gefühls", eine Mentalität der Besitzstandswahrung, zu einer gesamtdeutschen Hypothek geworden. Diese Mentalität müsse zugunsten nationaler Solidarität überwunden werden, die die alte Bundesrepublik immer wieder und besonders feierlich am ,,Tag der deutschen Einheit" beschworen habe.

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG UND ANGRENZENDER GEBIETE (95)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik ,,Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete" werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern diese Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter einschlägiger Projekte — die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert — um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auf Wunsch werden Ihnen weitere Fragebogen von der Redaktion übersandt. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter — unter Angabe von deren Anschrift — ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur nach Vorlage des Eragebogens bei dem Bearbeiter erfolgt.

Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationale und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.

Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jedes Jahr vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der ,,Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften" weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns vom jeweiligen Bearbeiter übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Angaben, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

0 Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)
1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird
2.1 Bearbeiter, Vor- und Zuname, Anschrift (Leiter unterstrichen)
2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des Betreuers
4 Stand der Forschungsarbeit
5 Laufzeit des Projekts
6 Art der Arbeit
7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
8 Kostenträger
9 (Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)
10.1 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
10.2 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
11 Inhaltliche Ziele der Arbeit
12 (Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung
13 Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.
14 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
19 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem sogenannten Projektfriedhof ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 1.6.1993

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. GESCHICHTSWISSENSCHAFT, HILFSMITTEL

0 93–050
1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung
2.1 BURAZEROVIC, Manfred; Pfalzgräfinstr. 5, W–4300 Essen 14
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 7/90, Abschluß: 4/93
6 Geförderte Forschung; Eigenprojekt der Universität Bochum
8 Ministerium für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen
9 Bestandsverzeichnis der anarchistischen Broschüren im Bestand der Bibliothek des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung (IGA)
10.1 1864–1993
10.2 Europa; Nord- und Südamerika
11 Das Bestandsverzeichnis enthält Kurzbiographien der Autoren bzw. Kurzkommentare zu den Verlagen und umfangreiche Annotationen zu den einzelnen Broschüren; das Verzeichnis soll die, in Quantität und Qualität, bedeutende Sammlung des IGA vorstellen und zu weitergehenden Studien anregen
12 Veröffentlichung geplant zum Jahreswechsel 1993/94 im Klartext-Verlag Essen
16 Max-Nettlau-A des IISG-Amsterdam; zeitgenössische Presse; einschlägige Literatur

0 93–051
1 Historische Kommission zu Berlin, Kirchweg 33, D–14129 Berlin; Tel. 030/816001-0
2.1 HEDELER, Wladislaw, Dr.; Rolandstr. 50, O–1110 Berlin; Tel. 030/4817582
4 Geplant
5 Abschluß: 10/93
6 Eigenprojekt des Bearb.; Literaturbericht
7 IWK-Redaktion, Historische Kommission zu Berlin, Kirchweg 33, D–14129 Berlin; Tel. 030/816001-32 oder -41
9 Neues Material zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in russischen Archiven
10.1 1917–1945
10.2 Deutschland/Rußland
14 Auswertung von Archivalien
16 Archivalien; Zeitungen

0 93–052
1 Stadt Köln, NS-Dokumentationszentrum, Appellhofplatz 23–25, W–5000 Köln 1
2.1 DÖRDELMANN, Katrin, Dr.
4 Laufend
5 Beginn: 5/92, Abschluß: 4/94
6 Quellenverzeichnis und Interviews
8 Stadt Köln, NS-Dokumentationszentrum
9 Frauen im nationalsozialistischen Köln
10.1 1933–1945
10.2 Köln
11 Frauengeschichte; Nationalsozialismus
12 Eventuell Unterrichtsmappe
14 U.a. Interviews
16 Strafprozeßakten aller Kölner Gerichte

B. QUELLENVERÖFFENTLICHUNGEN, NEUDRUCKE, ÜBERSETZUNGEN

0 93–053
1 Biographische Forschungen und Sozialgeschichte e.V., Landsberger Allee 183, O–1156 Berlin; Tel. 030/9721871
2.1 FRIEDRICH, Thomas, Landsberger Allee 183, O–1156 Berlin; JACKOB, Kerstin, Boxhagener Str. 54, O–1095 Berlin; ERLER, Petra, Frankfurter Allee 76, O–1035 Berlin
4 Laufend
5 Beginn: 3/90
6 Eigenprojekt des Biographische Forschungen und Sozialgeschichte e.V.; Edition
8 Biographische Forschungen und Sozialgeschichte e.V.; Bearb.
9 Die SED und der Konflikt Stalin-Tito
10.1 1948 bis Anfang der 50er Jahre
10.2 SBZ/DDR
11 Veröffentlichung von Materialien der Parteiführung und von Landesorganisationen der SED zur Entstehung, zum Verlauf sowie zu den Auswirkungen des Konflikts Stalin-Tito auf die innere Entwicklung der SED und auf die zwischenstaatlichen Beziehungen DDR-Jugoslawien

C. SOZIALISTISCHE THEORETIKER, BEITRÄGE ZUR IDEENGESCHICHTE

—

D. BIOGRAPHISCHE BEITRÄGE

0 93–054
2.1 BRUNNER, Detlev, Dr.; Emser Str. 20, W-1000 Berlin 44; Tel. 030/6266269
4 Abgeschlossen
6 Aufsatz
8 Bearb.
9 Fritz Lamm — Exil in Kuba
10.1 1942/1948
10.2 Kuba
11 Am Beispiel Fritz Lamms (1911–1977) wird die Lage der Flüchtlinge vor dem Nationalsozialismus in Kuba in den 1940er Jahren dargestellt: Lebensbedingungen, innenpolitische Verhältnisse, die Asylpolitik Kubas, politische Aktivitäten der Emigranten sowie die Exildiskussion über die Zukunft Deutschlands und der Arbeiterbewegung
12 Veröffentlichung in: Widerstand und Emigration. Hrsg. von Helga Grebing und Christl Wickert, erscheint 1993 im Klartext-Verlag, Essen
16 Archivalien (AdsD/FES; Nachlaß Lamm, Frankfurt a.M.); Zeitungen; Zeitschriften

E. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG

I. Allgemeine Darstellungen Darstellungen über größere Zeiträume

—

II. Darstellungen in zeitlicher Folge

a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes

—

b) 1890–1914

—

c) Weltkrieg und Revolution

—

d) Weimarer Republik

0 93–055
1 Univ. Mannheim, Gewerkschaftsprojekt, D-68131 Mannheim
2.1 RUCK, Michael, Dr.
4 Abgeschlossen
6 Aufsatz
8 Univ. Mannheim
9 Vom Scheitern der Sozialpartnerschaft nach dem Ersten Weltkrieg. Die deutsche Außenhandelskontrolle 1919–1923
10.1 1919–1923
10.2 Deutschland
11 Weimarer Republik; Gewerkschaften; Unternehmer; Wirtschaftspolitik
12 Veröffentlichung in: Sozialismus und Kommunismus im Wandel. Hermann Weber zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Klaus Schönhoven und Dietrich Staritz, Köln: Bund-Verlag 1993, S. 153–173

0 93–056
1 Univ. Hamburg, FB 6 — Erziehungswissenschaft, Institut für die Didaktik der Sprache (17), Von-Melle-Park 8, W-2000 Hamburg 13; Tel. 040/4123–2115
2.1 DOHRMANN, Olaf; Große Brunnenstr. 53, W-2000 Hamburg 50; Tel. 040/3901273
2.2 Prof. Dr. Bodo Lecke
4 Laufend
5 Beginn: 8/91, Abschluß: 4/94
6 Diss.
8 Graduiertenförderung der Univ. Hamburg
9 Der § 218 in Literatur und Unterricht. Modelle für eine interdisziplinär angelegte Literaturdidaktik
10.1 Schwerpunkt Weimarer Republik, bes. 1928–1931
10.2 Deutschland
11 Erarbeitung von Unterrichtsmodellen zur literarischen Bearbeitung der § 218-Problematik mit allgemeiner pädagogischer Bestandsaufnahme, sozial- und ideologiegeschichtlicher Kontextualisierung, literaturgeschichtlichem Überblick und Praxisbeispielen; im Unterschied zu den vorliegenden, v.a. abbildtheoretisch orientierten Forschungen zum Thema sollen die spezifischen Leistungen literarischer Be-/Verarbeitung untersucht und die geschlechtsspezifischen Zugriffsweisen in literarischen Texten von F. Wolf, C. Credé, I. Langner, F. Krey, V. Baum, I. Keun, J. M. Frank, M. Leitner, B. Brecht, E. Kästner, K. Tucholsky, E. Weinert, K. Bolte u.a. analysiert werden
13 Dohrmann, O.: Justizkritik und Sexualaufklärung. Franz Kreys „Maria und der Paragraph" als literarische Bearbeitung der § 218-Problematik in der Weimarer Republik. Staatsex., Univ. Hamburg 1990
14 Bes. literaturwissenschaftliche Analyse und didaktische Modellbildung
16 Literarische Texte, LiteraturAe, Zeitungen der Arbeiter- und Frauenbewegung; kriminologische, strafrechts- und medizinhistorische Quellen und Forschungsarbeiten

e) 1933–1945

—

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

—

g) B R D

—

h) D D R

—

III. Regionale und lokale Darstellungen

a) Regional

0 93–057
1 Univ. Bonn, Institut für Städtebau, Bodenordnung und Kulturtechnik, LS für Bodenordnung und Bodenwirtschaft, Mecklenheimer Allee 172, W–5300 Bonn 1
2.1 WEISS, Erich, Prof. Dr.-Ing.; ROSSBAND, Silvia
2.2 Prof. Dr.-Ing. Erich Weiß
4 Laufend
5 Abschluß: 7/93
6 Dipl.; Aufsatz
8 Univ. Bonn; Bearb.
9 Arbeiterrentengüter
10.1 1890–1930
10.2 Heutige Reg.-Bez. Köln und Düsseldorf
11 Allgemeine Erfassung vorhandener Arbeiterrentengüter und Dokumentation ihres heutigen Zustandes
12 Veröffentlichung geplant
16 Ae; Archivalien; Interviews

b) Lokal

0 93–058
2.1 BEHRENS-COBET, Heidi; Semperstr. 3, W–4300 Essen 1
2.2 Prof. Dr. Klaus Klemm, Univ.-GHS-Essen; Prof. Dr. Dieter Langewiesche, Univ. Tübingen
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 90, Abschluß: 93
6 Diss.
8 Bearb.
9 Abschiede vom Proletariat? Lebenslagen und Bildungsgeschichten ehemaliger Mitglieder der Essener SAJ
10.1 Schwerpunkt: Weimarer Zeit
10.2 Stadt Essen
11 Frage nach der Bedeutung von Bildung bzw. von ,,kulturellem Kapital" in den Biographien ehemaliger SAJler/innen; die Untersuchung setzt sich von gängigen Verbürgerlichungsthesen ab, ist vielmehr einerseits den Sozialisationsbedingungen der 20er und 30er Jahre, dem Anregungspotential der SAJ und andererseits den eigensinnigen Aufstiegs- und Entfaltungsmotiven dieser als ,,bildungswütig" etikettierten Jugendlichen bis in die Gegenwart nachgegangen
14 Lebensgeschichtliche Interviews sowie traditionelle Methoden
16 Essener sozialdemokratische Presse 1919–1933, Zeitschriften der SAJ; gedruckte Quellen der 20er Jahre, Schulakten u.a.; mündliche Quellen

0 93–059
2.1 RATZ, Ursula, Dr.; Waldstr. 16, W–6460 Gelnhausen-Meerholz; Tel. 06668/203 bzw. 06051/68228
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/93, Abschluß: 7/93
6 Eigenprojekt der Bearb.; Aufsatz mit Bilddokumentation
8 Bearb.
9 Wilhelm Morton und die Frankfurter Kriegsfürsorge 1914–1916
10.1 1914–1916
10.2 Frankfurt a.M.
11 Untersuchung des Verhältnisses zwischen öffentlicher und privater Fürsorge; über die wegweisende Bedeutung der Frankfurter Kriegsfürsorge für die Wohlfahrtspflege der Nachkriegszeit
13 Ratz, U.: Bürgerliche Sozialreformer und Gewerkschaften im Ersten Weltkrieg (im Erscheinen) [S.a. Proj.-Nrn. 82–401 (1/86) und 85–130]
16 Historisches A der Metallgesellschaft AG, Frankfurt a.M.; StadtA Frankfurt a.M.; StadtA Nürnberg

0 93–060
1 Hauptschule am Eppmannsweg, Städtische Gemeinschaftsschule, Eppmannsweg 34, W–4650 Gelsenkirchen-Buer
2.1 Klasse 10 B; Tutor: Helmut NIEMEIER, Birkenkamp 55, W–4650 Gelsenkirchen-Erle
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 2/93
6 Eigenprojekt der Hauptschule am Eppmannsweg, Gelsenkirchen-Buer
7 Wettbewerb Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten durch die Körber-Stiftung, Hamburg
8 Hauptschule am Eppmannsweg, Gelsenkirchen-Buer
9 Ausländische Zwangsarbeiter in Gelsenkirchen-Hassel während des Zweiten Weltkrieges

10.1 1939–1945
10.2 Gelsenkirchen-Hassel
11 Untersuchung der Herkunft, des Einsatzes, der Behandlung und des Verbleibs von ausländischen Zwangsarbeitern in Gelsenkirchen-Hassel; Bemühungen um die Errichtung einer Mahntafel zum Gedenken an die Zwangsarbeiter
12 Veröffentlichung u.U. durch den Verein für Orts- und Heimatkunde Gelsenkirchen-Buer
13 **Sie sollen nicht vergessen sein! Ausländische Zwangsarbeiter in Gelsenkirchen-Hassel während des 2. Weltkrieges.** Ein Geschichts- und Politikprojekt von Schülerinnen und Schülern der Klasse 10 B der Hauptschule am Eppmannsweg in Gelsenkirchen-Hassel. Broschüre, 74, A28 S.
14 Auswertung von Archivalien und Zeitzeugeninterviews
16 StadtA Gelsenkirchen, BergbauA Bochum

0 **93–061**
1 Columbia Univ. (NYC), Dept. of History, Fayerweather Hall, New York, N.Y. 10027, USA
2.1 DOBSON, Sean, M.A.; Straße des 18. Oktober 31/841; O–7010 Leipzig
2.2 Prof. Dr. Fritz Stern, Columbia Univ.
4 Laufend
5 Beginn: 5/92, Abschluß: 5/95
6 Diss.; Monographie
8 Columbia Univ.; DAAD, Kennedyallee 50, W–5300 Bonn 2
9 **The Politics of Class in Leipzig, 1914–1920**
10.1 1914–1920, besonders 1918–1920
10.2 Raum Leipzig
11 Klärung und Darstellung des Radikalisierungsprozesses im Krieg und des eigenartigen Verlaufs der Revolution in Leipzig; besonders wird den Fragen nachgegangen: Wer hat die Revolution gemacht (wenn Arbeiter beteiligt waren — aus welchen Berufen und Sparten, haben Frauen teilgenommen)? Wie war das Verhältnis zwischen den Führern und der Basis sowie zwischen Staat und Arbeiterschaft im Krieg? Wie sahen politische Tätigkeit und Tüchtigkeit der oberen Schichten in der Revolution aus? Welche Qualität hatte die Führerschaft der Revolutionäre? Welche Bestrebungen hatte die Basis?
12 Veröffentlichung geplant
13 **Dobson, S.: Prospectus for the Dissertation.** Columbia Univ. 1992. 21 S. (masch.)
14 Chronologisch-politische Darstellung mit tieferen sozialen Untersuchungen
16 Ae; statistische Materialien; Zeitungen

F. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER ARBEITERBEWEGUNG ANDERER GEBIETE

Polen

0 **93–062**
1 Szkoła Główna Handlowa (Warsaw School of Economics), Katedra Socjologii, ul. Wiśniowa 41 p. 47, 48, PL–02–520 Warszawa; Tel. 495307, 492117 w. 16
2.1 POLAKOWSKA-KUJAWA, Jolanta, Prof. Dr.; ul. Czerniakowska 99/101 m. 34, PL–00–718 Warszawa; Tel. 418464
4 Laufend
5 Beginn: 90, Abschluß: 94
6 Geförderte Forschung; Eigenprojekt der Szkoła Główna Handlowa; Festschriftbeitrag
7 Szkoła Główna Handlowa
8 Bearb.; Szkoła Główna Handlowa
9 **Politische Perspektiven der polnischen Sozialdemokratie im Spiegel des ökonomischen und politischen Bewußtseins der Bevölkerung**
10.1 1989–1993
10.2 Polen
11 Behandelt das ökonomische und politische Bewußtsein der polnischen Gesellschaft und die Perspektiven der politischen Parteien in Polen, die Bedeutung der praktischen Erfahrungen für das politische Bewußtsein sowie die ökonomische Krise und die politischen Konflikte
12 **Polakowska-Kujawa, J.: Politische Perspektiven der polnischen Sozialdemokratie im Spiegel des ökonomischen und politischen Bewußtseins der Bevölkerung,** in: Sozialismus und Kommunismus im Wandel. Hermann Weber zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Klaus Schönhoven und Dietrich Staritz. Köln: Bund-Verlag 1993

Rußland/Sowjetunion

0 **93–063**
1 FU Berlin, Osteuropa-Institut, Abt. Osteuropäische Geschichte
2.1 WEHNER, Markus; Soldiner Str. 112, W–1000 Berlin 65; Tel. 030/4938310
2.2 Prof. Dr. Hans-Joachim Torke
4 Laufend
5 Beginn: 10/92, Abschluß: 10/95
6 Diss.
8 DAAD (10 Monate Moskau)
9 **Bauernpolitik im proletarischen Staat. Die politische Einstellung zur Bauernfrage in den Organen der Kommunistischen Partei und der Regierung der Sowjetunion 1917/21–1927**
10.1 1917/21–1927
10.2 Sowjetrußland, Sowjetunion
12 **Wehner, M.: Licom k derevne: Sovetskaja vlast' i krest'janskij vopros 1924–1925 gg.,** in: Otečestvennaja Istorija, Moskau (erscheint Ende 1993/Anfang 1994)

13 **Wehner, M.: Licom k derevne: A. I. Rykov und die sowjetische Agrarpolitik 1924–1925.** M.A., FU Berlin 1992
14 Die Darstellung beruht hauptsächlich auf Dokumenten Moskauer Ae
16 Ae: RCChIDNI, GARF, RGAÈ; zeitgenössische Periodika

G. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER INTERNATIONALE UND ZUR GESCHICHTE DER ARBEITERBEWEGUNG MEHRERER LÄNDER

0 **93–064**
1 Univ. Göttingen, Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte, Platz der Göttinger Sieben 5, W–3400 Göttingen
2.1 TÖNNIS, Katinka; Hermann-Rein-Str. 8 b/ 64; W–3400 Göttingen; Tel. 0551/35698
2.2 Prof. Dr. Gunther Mai
4 Laufend
5 Beginn: 4/93, Abschluß: 10/93
6 M.A.
8 Bearb.
9 **Völkerverständigung durch Reparationen? Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund und der Wiederaufbau in Frankreich 1921**
10.1 1917–1922
10.2 Deutschland und Nordfrankreich
11 Ersatz von Bargeldzahlungen durch Sachleistungen (deutsches Material und Arbeitskräfte für den Wiederaufbau) im Rahmen des Reparationsproblems nach dem Ersten Weltkrieg; Zusammenarbeit des ADGB mit der französischen Gewerkschaft CGT beim Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Gebiete Nordfrankreichs; war das Engagement des ADGB außenpolitisch (Völkerverständigung oder Fortführung der Kriegszielpolitik) oder innenpolitisch (Bekämpfung der Arbeitslosigkeit) motiviert?
16 Historische Kommission zu Berlin, Sektion Arbeiterbewegung, Gewerkschaftliche Restakten des August-Bebel-Instituts; Korrespondenzblatt des ADGB u.a.

0 **93–065**
1 Humboldt-Univ. Berlin, Institut für Geschichtswissenschaften, Bereich Allgemeine Geschichte, Postfach 1297, Unter den Linden 6, O–1086 Berlin; Tel. 030/2093–2223
2.1 WERNICKE, Günter, Dr.; Lindenstr. 71, O–1421 Marwitz
4 Laufend
5 Beginn: 9/90, Abschluß: 94
6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie; Aufsatz
8 Humboldt-Univ. Berlin; Bearb.
9 **Alternative zum Stalinismus. Zur Geschichte der Vierten Internationale**
10.1 1938–1993
10.2 International
11 Ziel ist die Darstellung der historischen Entwicklung, Herausarbeitung der Zäsuren, Modifikationen in der Haltung der kommunistischen Bewegung seit den 20er Jahren, Aktivitäten und Schwerpunkt in der Bündnispolitik in der Arbeiterbewegung und Haltung zu Schnittpunkten der historischen Entwicklung seit den 20er Jahren; Zwischenergebnisse in Form von Aufsätzen zur Entwicklung in einzelnen Ländern, u.a. Deutschland, Großbritannien und den USA sowie zur Entwicklung einzelner Richtungen der IV. Internationale
12 Veröffentlichung geplant
14 Historisch-chronologische Darstellung
16 Trotzkistische Periodika und Dokumente der Weltberatungen der einzelnen Richtungen seit den 20er Jahren; Archivalien in der BRD, im IISG Amsterdam und in US-amerikanischen Aen

0 **93–066**
1 Humboldt-Univ. Berlin, Institut für Geschichtswissenschaften, Bereich Allgemeine Geschichte, Postfach 1297, Unter den Linden 6, O–1086 Berlin; Tel. 030/2093–2223
2.1 WERNICKE, Günter, Dr.; Lindenstr. 71, O–1421 Marwitz
2.2 Prof. Dr. Hella Kaeselitz; Doz. Dr. sc. Norbert Maddoch
4 Laufend
5 Beginn: 8/82, Abschluß (der Diss.): 6/86
6 Diss.; Monographie
8 Humboldt-Univ. Berlin; Bearb.
9 **Einfluß und Wirken trotzkistischer Gruppierungen in der Arbeiterbewegung Großbritanniens und der USA vom Ende der sechziger bis zur Mitte der achtziger Jahre**
10.1 Ca. 1965–1985
10.2 USA, Großbritannien
12 **Wernicke, G.: Influence and Activities of Trotskyist Groupings in the Labor Movement in Great Britain and the US from the mid-sixties until the mid-eighties.** Veröffentlichung geplant bei Mellen Research University Press, USA. — Aufsätze in den Universitätsschriften von Halle, Leipzig und Dresden von 1987 bis 1988
13 Diss., Humboldt-Univ. Berlin 1986
14 Historisch-chronologische Darstellung von Aktionsschwerpunkten
16 Trotzkistische Primärquellen in der BRD, den USA und den GUS (Periodika, Sekundärliteratur; nach 1989: Akten des ehemaligen ZPA der SED, des IISG Amsterdam, Literatur der Bibliotheken in Berlin-West

0 **93–067**
1 Univ. Halle-Wittenberg, FB Geschichte, Philosophie und Sozialwissenschaften, Institut für Geschichte, Abt. Mittlere und Neuere Geschichte, Heinrich-und-Thomas-Mann-Str. 22, O–4010 Halle/S.; Tel. 26249
2.1 KIRCHEISEN, Inge, Prof. Dr.

4 Abgeschlossen
6 Eigenprojekt der Bearb.
9 Das Jahr 1956 in der internationalen Politik
10.1 1956
10.2 International
11 Internationaler Sammelband mit Beiträgen aus Deutschland, Rußland, Polen, Ungarn, Österreich, Italien und den USA über den XX. Parteitag der KPdSU, die Entwicklungen in der kommunistischen und sozialdemokratischen Bewegung, die Suezkrise und die Niederschlagung des ungarischen Aufstandes
12 Veröffentlichung voraussichtlich im Herbst 1993 im Bouvier Verlag, Bonn und Berlin
16 Archivalien; Zeitungen

II. NACHTRÄGE

0 1382
1 Univ. Marburg
2.1 BALZER, Friedrich-Martin, Dr.
2.2 Prof. Dr. Wolfgang Abendroth
4 Abgeschlossen
6 Diss.; Edition
9 Erwin Eckert und der Bund der religiösen Sozialisten Deutschlands (1925–1931)
10.1 1925–1931
10.2 Deutschland
12 Ärgernis und Zeichen. Erwin Eckert — Sozialistischer Revolutionär aus christlichem Glauben. Hrsg. von F.-M. Balzer. Bonn: Pahl-Rugenstein 1993. 389 S. — [S.a. Proj.-Nr. 1382 (2/79)]
13 Diss., Univ. Marburg 1972 (2/93)

0 81–269
1 FU Berlin, FB 15, Politische Wissenschaft, Otto-Suhr-Institut, Ihnestr. 21, W–1000 Berlin 33
2.1 KANDEL, Johannes, Dr.; c/o Gustav-Heinemann-Akademie der Friedrich-Ebert-Stiftung in Freudenberg/Westfalen
2.2 Prof. Dr. Gesine Schwan
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 82, Abschluß: 89
6 Diss.
8 Bearb.
9 Christlicher Sozialkonservatismus und Sozialdemokratie in den Anfängen des Deutschen Kaiserreiches 1871–1890 am Beispiel der Sozialismusanalyse des Pfarrers Rudolf Todt (1839–1887)
10.1 1871–1890
10.2 Berlin-Brandenburg
12 Kandel, J.: Protestantischer Sozialkonservatismus am Ende des 19. Jahrhunderts. Pfarrer Rudolf Todts Auseinandersetzung mit dem Sozialismus im Widerstreit der kirchlichen und politischen Lager (= Reihe: Politik und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 32). Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1993. 375 S.
13 Kandel, J.: Christlicher Sozialkonservatismus zwischen Konservatismus und Sozialismus. Diss., FU Berlin 1989 (2/93)

0 84–024, 92–065
2.1 BUSCHAK, Willy, Dr.; 119, rue Victor Allard, B–1180 Uccle
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 84, Abschluß: 92
6 Eigenprojekt des Bearb.; Publikation
9 Gewerkschaftlicher Widerstand gegen den Nationalsozialismus
10.1 Ca. 1933–1945
10.2 Deutschland
12 Buschak, W.: „Arbeit im kleinsten Zirkel". Gewerkschaften im Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Hamburg: Ergebnisse-Verlag 1993. 309 S. (2/93)

0 85–096
1 TU Berlin, FB 8, Architektur, Institut für Wohnungsbau und Stadtteilplanung, FG Planungs- und Bauökonomie, Sekr. A 37, Straße des 17. Juni 152, W–1000 Berlin 12; Tel. 030/314–4805
2.1 NOVY, Klaus, Prof. Dr.
4 Abgeschlossen
6 Geförderte Forschung; Monographie; Ausstellung, Buchkatalog
8 Österreichisches Bundesministerium für Bauten und Technik, Wien
9 Genossenschaftliche Zusammenarbeit im Siedlungswesen
10.1 Ende des 19. Jahrhunderts bis 1934
10.2 Wien
11 Geschichte und Entwicklung der Wiener Genossenschaftssiedlungen
12 Novy, Klaus und Wolfgang Förster: Einfach bauen. Genossenschaftliche Selbsthilfe nach der Jahrhundertwende. Zur Rekonstruktion der Wiener Siedlerbewegung. Wien: Picus Verlag 1991. 198 S. (2/93)

0 86–091
1 Univ. Bremen, FB 8, Achterstraße, W–2800 Bremen 33
2.1 DRAGOWSKI, Jürgen, Dr.; Ladestr. 130, W–2800 Bremen 1; Tel. 0421/546806
2.2 Prof. Dr. Hans-Josef Steinberg
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 6/86, Abschluß: 90
6 Diss.
8 Doktoranden-Stipendium der Univ. Bremen
9 Die Geschichte der Büchergilde Gutenberg in der Weimarer Republik
10.1 1924–1933
10.2 Deutschland
12 Dragowski, J.: Die Geschichte der Büchergilde Gutenberg in der Weimarer Republik 1924–1933 (= Schriften des Fritz-Hüser-Instituts für Deutsche und Ausländische Arbeiterliteratur der Stadt Dortmund; Reihe 2: Forschungen zur Arbeiterliteratur, Bd. 2). Essen: Klartext-Verlag 1992. 244 S.
13 Diss., Univ. Bremen 1990 (2/93)

0 **86–114**
1 Historische Kommission zu Berlin, Kirchweg 33, D–14129 Berlin; Tel. 030/816001-33
2.1 LÖSCHE, Peter, Prof. Dr.; u.a.
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 85, Abschluß: 93
6 Geförderte Forschung
8 DFG
9 **Politische, kulturelle und wirtschaftliche Organisationen der Katholiken und Sozialdemokraten in der Weimarer Republik**
10.1 1918–1933
10.2 Deutschland
12 **Heimann, Siegfried und Franz Walter: Religiöse Sozialisten und Freidenker in der Weimarer Republik. Solidargemeinschaft und Milieu: Sozialistische Kultur- und Freizeitorganisationen in der Weimarer Republik, Bd. 4.** Im Auftrage der Historische Kommission zu Berlin hrsg. und eingel. von Peter Lösche (= Reihe: Politik und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 31). Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1993. 388 S. (2/93)

0 **87–030**
1 TU Berlin, FB 1, Institut für Geschichtswissenschaften, Ernst-Reuter-Platz 7, W–1000 Berlin 10
2.1 EIFERT, Christiane, Dr.; c/o FU Berlin, FB Geschichtswissenschaften, Habelschwerdter Allee 45, W–1000 Berlin 33
2.2 Prof. Dr. Karin Hausen
4 Abgeschlossen
6 Diss.
9 **Geschichte der Arbeiterwohlfahrt**
10.1 1919–1960
10.2 Deutschland, Europa, USA
12 **Eifert, Chr.: Frauenpolitik und Wohlfahrtspflege. Zur Geschichte der sozialdemokratischen „Arbeiterwohlfahrt"** (= Reihe Geschichte und Geschlechter, Bd. 5). Frankfurt a.M. und New York: Campus Verlag 1993. 386 S.
13 **Eifert, Chr.: Frauenpolitik im Wohlfahrtsstaat. Die Arbeiterwohlfahrt 1919–1950.** Diss., TU Berlin 1990 (2/93)

0 **87–083**
1 TU Berlin, FB 1, Institut für Geschichtswissenschaften, Ernst-Reuter-Platz 7, W–1000 Berlin 10
2.1 BRUNNER, Detlev, Dr.; Emser Str. 20, W–1000 Berlin 44; Tel. 030/6266269
2.2 Prof. Dr. Karin Hausen
4 Abgeschlossen
6 Diss.
8 Bearb.; Stipendium der Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf
9 **Bürokratie und Politik des ADGB. Strukturen der ADGB-Zentrale und nationales Engagement des Spitzenverbandes**
10.1 1918/19–1933
10.2 Deutschland
12 **Brunner, D.: Bürokratie und Politik des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes 1918/19 bis 1933** (= Schriftenreihe der Otto-Brenner-Stiftung, Bd. 55). Köln: Bund-Verlag 1992. 524 S.
13 **Brunner, D.: Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund. Bürokratie und Politik des freigewerkschaftlichen Dachverbandes 1918/19 bis 1933.** Diss., TU Berlin 1991 (2/93)

0 **89–063**
2.1 RINTELEN, Karlludwig, Dr.; Alemannenstr. 66, W–1000 Berlin 28; Tel. 030/4014326
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 86, Abschluß: 91
6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie
8 Bearb.
9 **Gustav Bauer — Grundriß einer politischen Biographie**
10.1 1870–1944
10.2 Deutschland
12 **Rintelen, K.: Ein undemokratischer Demokrat: Gustav Bauer. Gewerkschaftsführer — Freund Friedrich Eberts — Reichskanzler. Eine politische Biographie.** Frankfurt a.M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Lang Verlag 1993. IV,292 S. (2/93)

0 **90–109**
1 Univ. Bielefeld, Fak. für Geschichtswissenschaft und Philosophie, Universitätsstraße, W–4800 Bielefeld 1
2.1 STÖVER, Bernd, Dr.; Haferkamp 3, W–4800 Bielefeld 1; Tel. 0521/895265
2.2 Prof. Dr. Christoph Kleßmann
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 7/89, Abschluß: 10/91
6 Diss.
8 Stipendium der Ernst-Straßmann-Stiftung in der FES
9 **Konsenssphären in der deutschen Gesellschaft der NS-Zeit im Spiegel der Berichterstattung des sozialistischen Exils**
10.1 1933–1945
10.2 Deutschland
12 **Stöver, B.: Volksgemeinschaft im Dritten Reich. Die Konsensbereitschaft der Deutschen aus der Sicht sozialistischer Exilberichte.** Düsseldorf: Droste Verlag 1993. 466 S.
13 **Stöver, B.: „Volksgemeinschaft" und Exil. Konsensbereitschaft im „Dritten Reich" im Spiegel sozialistischer Berichte.** Diss., Univ. Bielefeld 1991 (2/93)

0 **91–105**
1 Industriegewerkschaft Metall (IG Metall) für die Bundesrepublik Deutschland, Verwaltungsstelle Mannheim, Hans-Böckler-Straße, W–6800 Mannheim 1
2.1 KAISER, Josef; Trützschlerstr. 22, W–6800 Mannheim 24
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 8/91, Abschluß: 5/93

6 Eigenprojekt der IG Metall, Verwaltungsstelle Mannheim; Edition; Verlagsveröffentlichung
8 IG Metall
9 Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Mannheim 1945–1990
10.1 1945–1990
10.2 Stadt Mannheim, Organisationsgebiet der Verwaltungsstelle Mannheim der IG Metall
12 Jetzt erst recht! Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Mannheim 1945–1990. Hrsg. von der Industriegewerkschaft Metall. Eingeleitet und bearb. von Josef Kaiser (= Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Mannheim, Bd. 2). Mannheim: Edition Quadrat 1993. 584 S.
16 Ae der Mannheimer DGB-Gewerkschaften; A des DGB-Landesbezirks Baden-Württemberg; Stadt-A Mannheim; Ae von Betriebsräten Mannheimer Metallunternehmen; private Sammlungen (2/93)

0 92–025
1 Heimatmuseum Neukölln, Bezirk Neukölln von Berlin, Abt. Volksbildung, Kunstamt, Rathaus, Postfach, W–1000 Berlin 44
2.1 ROGLER, Rudolf; c/o Heimatmuseum Neukölln, Ganghoferstr. 3–5, W–1000 Berlin 44; Tel. 030/6809–2879
4 Laufend
6 Eigenprojekt des Heimatmuseums Neukölln; Monographie
8 Heimatmuseum Neukölln; Arbeitsamt Berlin u.a.
9 Volksbildung in Neukölln. Anspruch und Wirklichkeit am Beispiel der Neuköllner Schulen von den Anfängen bis 1990
10.1 1750–1990
10.2 Berlin-Rixdorf/Neukölln
11 Neukölln als ein Mittelpunkt der Schulreform und Reformpädagogik 1919–1933 und 1945–1980?
12 Schulreform — Kontinuitäten und Brüche. Das Versuchsfeld Berlin-Neukölln. Bd. 1: 1912 bis 1945. Hrsg. von Gerd Radde, Werner Korthaase, Rudolf Rogler und Udo Gößwald im Auftrag des Bezirksamts Neukölln, Abt. Volksbildung, Kunstamt. Opladen: Leske und Budrich 1993. 415 S.
13 Arbeitspapiere (2/93)

0 92–030
1 Historische Kommission zu Berlin, Kirchweg 33, D–14129 Berlin; Tel. 030/816001-0
2.1 PAETAU, Rainer, Dr.; c/o Historische Kommission zu Berlin; Tel. 030/816001–24
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 90, Abschluß: 92
6 Eigenprojekt der Historischen Kommission zu Berlin; Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
8 Bearb.
9 1830 als Zäsur der europäischen und deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts in der DDR-Historiographie
10.1 1789–1870
10.2 Deutschland, Europa
12 Paetau, R.: 1830 als Zäsur für die europäische und deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts in der DDR-Historiographie, in: Historische Zeitschrift, Bd. 256 (1993), S. 323–352
14 Analyse von DDR-Publikationen zur Periodisierungsfrage, zur Revolutionstheorie und zur Geschichtstheorie; Vergleich mit westlichen Forschungen
16 Forschungsberichte; Sekundärliteratur: Einzeldarstellungen, Überblickswerke

0 92–045, 92–046
1 Univ. Göttingen, Seminar für Politikwissenschaft, Platz der Göttinger Sieben 3, W–3400 Göttingen
2.1 WALTER, Franz, Dr.; DÜRR, Tobias; SCHMIDTKE, Klaus; c/o Univ. Göttingen
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 10/90, Abschluß: 12/92
6 Auftragsforschung
7 Friedrich-Ebert-Stiftung, Godesberger Allee 149, W–5300 Bonn 2
8 Friedrich-Ebert-Stiftung
9 Der Zerfall sozialdemokratischer Hochburgen in Sachsen und Thüringen
10.1 1870–1991
10.2 Sachsen, Thüringen
12 Walter, F., T. Dürr und K. Schmidtke: Die SPD in Sachsen und Thüringen zwischen Hochburg und Diaspora. Untersuchungen auf lokaler Ebene vom Kaiserreich bis zur Gegenwart (= Veröffentlichungen des Instituts für Sozialgeschichte e.V.; Braunschweig, Bonn). Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1993. 492 S.

0 92–049
1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung
2.1 MEYER, Frank, M.A.; Ullevålsalléen 8, N–0852 Oslo
2.2 Prof. Dr. Helga Grebing
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 93
6 M.A.
8 Bearb.; Stipendium DAAD/NAVF (Norwegen)
9 Exilpublizistik in Norwegen 1933–1940
10.1 1933–1940
10.2 Norwegen
13 Meyer, F.: Die norwegisch-sprachige Publizistik des deutschen Exils in Norwegen (1933–1940). M.A., Univ. Bochum 1993 (2/93)

0 **92–080**
2.1 LUBITZ, Wolfgang; LUBITZ, Petra; Reichenhaller Str. 65, W-1000 Berlin 33; Tel. 030/8258917
4 Abgeschlossen
6 Eigenprojekt der Bearb.; Bibliographie
8 Bearb.
9 **Trotskyist serials bibliography. With locations and indices**
10.1 1927–1991
10.2 Europa, Nordamerika inkl. Mexiko, Australien, Neuseeland sowie Publikationen aus anderen Ländern sofern in europäischen Sprachen

12 **Trotskyist Serials Bibliography, 1927–1991. With Locations and Indices.** Edit. by Wolfgang Lubitz and Petra Lubitz. Preface by Paolo Cassiola. München, London, New York und Paris: K. G. Saur Verlag 1993. XXVII,475 S.
(2/93)

III. BISHER NICHT GEMELDETE, UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE VERFÜGBAR SIND

Entfällt

NEUE LITERATUR

JAEGER, Friedrich und Jörn RÜSEN: **Geschichte des Historismus. Eine Einführung.** — München: C. H. Beck 1992. VIII, 239 S.

Ursprünglich konzipiert als ,,Studienbrief" zur Einführung in die Geschichte des Historismus für Studenten der Fernuniversität Hagen, versteht sich die vorliegende Studie als ,,Gesamtdarstellung des Historismus". Sie vermittelt Wissen über die methodische und politische Profilierung der deutschen Geschichtswissenschaft vom Ende des 18. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Hinter diesem zeitlich weitgesteckten Analyserahmen wird der Versuch erkennbar, eine Zusammenschau dieses in vielen zerstreuten Einzeldarstellungen ausgebreiteten Problems vorzulegen.

Inhaltlich grenzt sich die Untersuchung von dem bisherigen Ansatz der Historismusforschung ab, die deutsche Historiographie als Weg in die Zerstörung der Vernunft zu interpretieren. Die ,,Geschichte des Historismus" zielt auf die Revision der Interpretamente der kritischen Historismusforschung von Georg G. Iggers und den Vertretern der Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus. Sie zeigten, daß die hermeneutische Konzeption des Historismus, insbesondere das Individualitätsaxiom, vom politischen Selbstverständnis antiaufklärerisch war, und überdies durch die Ausklammerung sozialgeschichtlicher Fragestellungen über kein geeignetes Instrumentarium verfügte, moderne Lebenswelten adäquat zu erforschen.

Für Jaeger und Rüsen darf der Historismus in seiner politischen Ausrichtung weder als Zerstörung der Vernunft denunziert werden, noch ist seine hermeneutische Methode für die Gegenwart obsolet. Sie betreiben im Gegenteil eine eminente Aufwertung von Arbeitsbegriffen wie ,,nationale Identität", ,,Individualitätsprinzip" und ,,hermeneutische Methode". Bemerkenswert an dieser Revision ist, daß sie einerseits die Perspektiven der kritischen Historismusforschung differenziert verarbeitet, aber gewisse Aspekte des Historismus, die bisher von geringerer Bedeutung zu sein schienen, würdigend hervorhebt. Es geht ihnen um eine Akzentverschiebung, die sich im wesentlichen auf drei Thesen stützt: Der Historismus sei zugleich Produkt wie Überwindung der Aufklärung, die Professionalisierung des Historismus als historiographische Fachdisziplin habe eine antihumane, regressive Politisierung der Historie ausgeschlossen und, daraus folgernd, der Historismus sei ein bis heute gültiges Wissenschaftskonzept.

Programmatisch bauen Rüsen und Jaeger die Hypothese auf (Kapitel II.), daß sich der Historismus nicht in starker Konkurrenz gegenüber der naturrechtlich-vernunftbestimmten Aufklärung entwickelte, sondern daß er in zwei Hinsichten ihr Produkt war. Inhaltlich bereitete die englisch-schottische Aufklärung mit der Kenntnis sozialen und gesellschaftlichen Wandels innerhalb der Geschichte und der damit verbundenen Historisierung der Vergangenheit den Historismus als Wissenschaft vor. Freilich bleibt ausgeklammert, was Aufklärung und Historismus getrennt hatte. So bleiben die Gemeinsamkeiten von Historismus und Aufklärung recht abstrakt ausgeführt. Dagegen wird konkret dargestellt, daß die Aufklärung, wie sie in den Werken der Göttinger Schule zum Ausdruck gekommen ist, für die wissenschaftliche Forschung formale Standards setzte: Die Göttinger Schule hatte Geschichte als Lehrfach konstituiert, forschte quellenbezogen und führte das Kriterium intersubjektiver Nachprüfbarkeit ein. Daß die ,,Göttinger Schule" Geschichte unter dem Primat ökonomischer und sozialer Zusammenhänge erforschte, was dem Historismus mit der Ausklammerung sozialgeschichtlicher Fragen unmöglich war, bleibt dabei unerwähnt.

Die Konzentration auf relativ formale Analogien, die Historismus und Aufklärung zusammenhielten, erhält ihr Strukturprinzip durch die These, daß der Historismus die Aufklärung methodisch wie politisch mühelos ,,überwinden" konnte. Schließlich suchten die ,,Gründungsväter des Historismus" angesichts des Scheiterns der Aufklärung eine Alternative: Gegen die als unsicher empfundene Moderne sei das Konzept nationaler Identität gesetzt worden. Anstoß für die Überwindung der Aufklärung gaben einerseits die ,,hereinbrechende Moderne" mit ihren ,,sozialen Folgekosten für breite Bevölkerungsschichten" und andererseits das ,,Scheitern" der französischen Revolution, für das der jakobinische Terror steht (S.23). Die hier vorgenommene Synchronisierung von Aufklärung und Moderne erscheint mir fragwürdig: Vermag ein zentrales Argumentationsmuster, das ohne jede empirische Herleitung bleibt, überhaupt die Überlegenheit des historischen Paradigmas vom Diktum der nationalen Identität gegenüber dem Projekt der Aufklärung zu begründen?

Rüsen und Jaeger setzen gegenüber der kritischen Historismusforschung einen weiteren Kontrapunkt, indem sie für die Kaiserzeit nicht mehr von einer Politisierung der Historie im Sinne autoritärer Staatsfixierung ausgehen, sondern von einem beständigen Prozeß der Professionalisierung. Verstanden wird der Prozeß der ,,Professionalisierung" des Historismus als zunehmende Spezialisierung der Historiker, verbunden mit der Herausbildung einer Fachöffentlichkeit, die zunehmend vom Prinzip der intersubjektiven Nachprüfbarkeit ihrer Forschung geleitet worden sei. Belegt wird diese zentrale These mit einer sprunghaft steigenden Anzahl von wissenschaftlichen Zeitschriften, Quellenpublikationen, Seminar- und Akademiegründungen und dem Ausbau der Hilfswissenschaften. Ob die Qualität wissenschaftlicher Forschung nicht auch unabhängig vom Prozeß der Institutionalisierung ideologieträchtig blieb, zum Beispiel durch organologisch verklärte Staatsvergottung, Personenzentrismus oder irrationalen Nationalismus, und damit zu einer Beeinträchtigung historischer Erkenntnisprozesse beitrug, wird kaum reflektiert. Statt dessen verweisen die Autoren auf die Folge des Prozesses der Professionalisierung als einen ,,in reine Stoffhuberei ausufernden Forschungspositivismus" (S.71), der eine Politisierung der Historie verhindert habe.

Eine weitere Akzentverschiebung folgt mit der Interpretation des Historismus als eine ,,bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in der ganzen Welt vorbildlich" (S.75) dastehende — und darüber hinaus auch im 20. Jahrhundert ,,gesamteuropäische" Wissenschaft (S.80), die ,,grundsätzlich" politisch gemäßigt war (S.81). Ein solches Verständnis steht quer zur gut erforschten Realgeschichte des Historismus und ist ohne Widersprüche nicht zu begründen. In solche verwickeln sich Rüsen und Jaeger unweigerlich, wie besonders am Beispiel der Vertreter der kleindeutschen Schule, Heinrich von Treitschke, Johann Gustav Droysen und Heinrich von Sybel sichtbar wird. Zwar wird dargelegt, daß diese sich vom Liberalismus ‚emanzipiert' und eine Hinwendung zu einer nationalistisch-preußisch verengten Geschichtsdarstellung vollzogen hatten. Aber, wird hinzugefügt, sie schrieben im ,,Selbstbewußtsein einer professionalisierten Elite" Geschichte, was sie ,,zu völliger Objektivität ihrer Erkenntnis" befähigt habe (S.89). Daß die kleindeutsche Schule dennoch verantwortlich ,,für den rapiden Substanzverlust liberalen und demokratischen Denkens" (S.91) gemabht vhrd, wirft zwangsläufig die Frage auf, wie dies angesichts ausgeprägter Professionalität möglich war.

Einen ungleich besseren Einblick geben Rüsen und Jaeger in dhd Produktionsbedingungen und ideologische Zielsetzung des Historismus in der Weimarer Republik. Sie stimmen mit Bernd Faulenbach und Hans Schleier überein, daß die deutsche Historie die Weimarer Republik mit antidemokratischen, autoritären und auch partiell völkisch-rassistischen Staatsvorstellungen delegitimiert habe, und daß die Zunft ,,dem Nationalsozialismus entweder direkt in die Hände" gearbeitet, ,,oder ihm zumindest keinen Widerstand" entgegengesetzt hätte. Dennoch resümieren die Verf., daß Vertreter der nationalstaatlich orientierten Geschichtswissenschaft mit ihrem gemäßigt rechtsstaatlich orientierten Nationalismus dominierten. Eine xenophene, revanchistische Radikalisierung des Nationalismus soll ihnen vor 1933 fremd gewesen sein.

Doch nicht die Untersuchung der Konvergenz zwischen NS-Regime und der ‚Zunft' steht im Mittelpunkt der Studie, sondern ihre ,,Disziplingeschichte" im Nationalsozialismus. Sie beginnt mit der Wiederholung der alten These von Helmut Heiber und Karl Ferdinand Werner, daß es dem NS-Regime weder gelungen sei, ,,nachhaltigen Einfluß" auf die Geschichtswissenschaft zu nehmen, noch ,,neue Forschungsinstitute einzurichten". Das sei schlicht ,,aussichtslos" gewesen. Ob es eine institutionalisierte NS-Geschichtswissenschaft außerhalb des ,,Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschland" von Walter Frank gegeben habe, wird nicht thematisiert, geschweige denn untersucht. Breiter Raum wird dagegen der Analyse der ,,theoriegeschichtliche[n] Zusammenhänge[n]" zwischen NS-Weltanschauung und dem ,,Historismus als Wissenschaftsparadigma" eingeräumt. Allerdings bleiben die völkisch-nationalistischen Ideologeme der Geschichtswissenschaft für die Zeit nach 1933 ausgeklammert.

Die Legitimität einer solchen Eingrenzung wird mit der These begründet, daß trotz aller Überschneidungen zwischen NS-Ideologie und Historismus eine ,,Paradigmenkonkurrenz" bestand (S.97, S.98 u.a.). Exemplifiziert wird dies mit einer idealtypischen Zuspitzung von drei dem Historismus zugewiesenen Ideologemen, die den NS-Paradigmen diamentral entgegengestanden haben sollen: Zwar hätten ,,die Vertreter des Historismus etwa von den Nationen als den Triebfedern des geschichtlichen Wandels" gesprochen, meinten aber ,,weniger Machtprozesse oder gar staatliche Hülsen einer biologisch definierten Rasse [. . .], als vielmehr Kulturträger und geistige Potenzen." (S.103) Insofern bildeten ,,Blut- und Boden-Mystik" eine ,,krasse Ausnahmeerscheinung". Die Historisten hätten vielmehr den Begriff der Nation von der Kultur her bestimmt, unterzogen den Staat mit einer sittlich definierten Ethik und fragten noch unter dem Aspekt der Rechtstaatlichkeit nach der ,,Illegitimität und Legitimität von Herrschaft." (S.104) Lediglich Carl Schmitt habe die politische Theorie in einen konsequenten ,,Machiavellismus" einmünden lassen, der von den Historikern nicht aufgegriffen worden sei (S.104f.). Prägnant formulieren Rüsen und Jaeger das für sie gewichtigste Argument. Sie unterstellen, daß der Historismus von je her ,,Geschichte als Fortschrittsprozeß interpretieren" wollte, insofern hielt er fest an der Vorstellung von Vernunft und kultivierten Formen des Lebens. Das, so meinen die Autoren, habe ,,unmittelbare Konsequenzen für das historische Methodenbewußtsein" und habe stets ,,als dessen Wissenschafts-Apriori" fungiert. Das Resultat war das ,,Beharren des Historismus auf dem Wissenschaftsprinzip" (S.108); es habe verhindert, daß sich die Historisten funktionalisieren ließen (S.109ff), ,,ihr Ethos als professionalisierte Elite lebte von ihrem Bewußtsein, auf methodischen Wegen Richtiges von Falschem, die historische Wahrheit vom ideologischen Schein zu säubern." (S.110) Daß die Historisten dennoch in einigen Bereichen, wie in ihrer antidemokratischen, etatistischen und nationalistischen Position, Berührungspunkte mit dem Nationalsozialismus hatten, wird gleichwohl nicht verschwiegen (S.111).
Begriffe wie ,,Ethos", ,,Professionalität" und der affirmativ gewendete Elitebegriff dominieren als idealtypische Konstanten die Studie. Sie stehen freilich in einem nicht aufgeklärten Mißverhältnis zur Realgeschichte des Historismus. Eine ungebrochen liberale Tradition der Historiographie hat es in der Weimarer Republik nicht gegeben. Selbst Vorzeige-Historisten wie Friedrich Meinecke und Hermann Oncken waren geprägt vom deutschen Beamtenstaat und dessen Zielen. Dies schloß die Treue zu Preußen und zu dessen autoritärem Weg der Nationalstaatsbildung ein. Vorherrschend waren aber die jüngeren rechtskonservativen Historiker wie Hans Rothfels mit seiner antislawischen Mitteleuropaideologie oder Hans Herzfeld mit seinen Sympathien für einen nationalen Sozialismus. Dies war ein fein gesponnenes neokonservatives, auch in Teilen völkisches Programm, das auf eine ‚Revolution von rechts' verwies. Seit langem bekannt, hätte dies in eine umfassende Monographie Eingang finden müssen.
Für die Historie in Weimar sind Auslassungen im Detail — bei genereller Übereinstimmung im Wesentlichen — hinnehmbar, finden aber schnell ihre Grenze, wenn die empirisch nicht einlösbare Arbeitshypothese einer angeblich ungebrochenen liberalen Tradition einiger Historiker auf die ganze ‚Zunft' und zeitlich auf die Dauer der 12jährigen NS-Zeit extrapoliert wird. Von einer vom NS-Regime nicht funktionalisierten und organisatorisch ausgerichteten Geschichtswissenschaft kann vollends keine Rede sein.
Vielmehr bleibt festzuhalten, daß die These von der Professionalisierung der Geschichtswissenschaft mit all ihren Begründungszusammenhängen ethischer Verantwortung und Liberalität gewaltig überstrapaziert wird. Überdies verweisen die Mißverhältnisse von Interpretation und empirischer Herleitung der Thesen auf ungelöste methodische Probleme. Kann überhaupt, angesichts der Methodenvielfalt diverser Schulen innerhalb der Historiographie, von einem einheitlichen Begriff ,,der Historisten" ausgegangen werden, ohne reduktionistisch zu wirken? Sollte der Untersuchungsgegenstand — die Historiker als Elite — nicht personal verdichtet werden? Die auf dem Wege der geschichtstheoretischen Deduktionen gewonnene These der Professionalisierung der Geschichtswissenschaft ist meines Erachtens keine Alternative zu Untersuchungen, die den Zusammenhang von ideologischen Einflüssen auf die Produktion von wissenschaftlicher Forschung ganz konkret aufklären. Bis heute fehlen Untersuchungen, die konsequent die außerwissenschaftlichen Einflüsse aus dem Oeuvre der Historiker herauspräparieren; dazu gehört (partei)politisches Engagement, die Einbindung in politische Strategien von Institutionen, Verbänden und vor allem der informelle Diskurs der Historiker, wie er sich im Briefverkehr etwa vollzogen hat. Dem fügt die Studie aber leider nichts Neues hinzu.

Ingo Haar

SCHÖNWÄLDER, Karen: **Historiker und Politik. Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus** (= Historische Studien, Bd. 9). — Frankfurt a.M. und New York: Campus-Verlag 1992. 440 S.

Endlich hat Karen Schönwälder in ihrer Marburger Dissertation die Geschichte der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich aufgearbeitet. Das Ergebnis ist bahnbrechend. Historiker und NS-Regime, das war eine langjährige Kooperation mit dem Ziel, Deutschlands Kampf um Hegemonie in Europa und Übersee durchzusetzen, ohne sich von ethischen oder politischen Begrenzungen leiten zu lassen. Zeitlich erstreckte sich die Kooperation der Historiker mit dem NS-Regime von Beginn der Diktatur 1933 bis zur Ernüchterung durch die militärischen Niederlagen in den vierziger Jahren. Dabei arbeiteten die Historiker verschiedener Schulen mit diversen Instanzen des Regimes, vom Auswärtigen Amt bis zur SS, eng zusammen, ohne daß das Rassendogma der Nationalsozialisten jemals entscheidendes Kriterium der Regimetreue war (S.18).

Die Brisanz dieses Ergebnisses liegt auf der Hand. Bisherige Forschungen behaupteten, daß die Geschichtswissenschaft im NS-Regime nicht instrumentalisiert werden konnte, weil sie ,,Maßstäbe wissenschaftlicher Objektivität" gewahrt habe, indem sie sich vom NS-Ideologem des Rassenkampfes freizuhalten verstand (Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen, Klaus Schreiner). Doch das gängige Bild einer alles dominierenden Rassenideologie als Gradmesser, um die Beziehungen der Historiker zum NS-Regime einzuschätzen, ist eine Chimäre. Schönwälder beweist auf breiter empirischer Basis, daß Historiker im Dritten Reich keine Außenseiter waren, sondern vielmehr die politische Kultur im Nationalsozialismus wesentlich mitgestalteten. Sie konzentriert sich auf die politischen Stellungnahmen der Historiker zur deutschen Außenpolitik. Ihr Analyserahmen ist chronologisch strukturiert und bezieht sich auf die Errichtung und Stabilisierung der NS-Diktatur (Kap.2), die Jahre der Aufrüstung und der Expansion ohne Krieg ab 1935 (Kap. 4) und die Kriegsjahre mit den Einschnitten September 1939, Mai 1940, Juni 1941 und 1942/43 (Kap.5).

Schon weit vor Beginn der NS-Diktatur hatte sich die Professorenschaft von der Weimarer Republik entfremdet (S.20). Die Bereitschaft, die Demokratie gegenüber dem ab 1932 voranschreitenden Prozeß ihrer Zerstörung zu verteidigen, war gering. Sie begrenzte sich auf den Kreis der Vernunftrepublikaner um Friedrich Meinecke und demokratische Außenseiter. Die Mehrzahl der Historiker, so schließt sich Schönwälder Hans Schleier an, war nationalistisch oder konservativ-revanchistisch. Die Bereitschaft, die Republik zu beseitigen, dokumentiert Schönwälder mit einem 1932 veröffentlichten, bisher unbekannten antidemokratischen Bekenntnis von namhaften Historikern und weiteren 250 Hochschullehrern. So unterstützten Hans Rothfels und Erich Marcks den ,,Putsch in Preußen", wandten sich gegen die ,,Vorherrschaft der Parlamente" und setzten sich für das Papen-Regime ein (S.25).

Die Integrationskraft autoritärer Staatsfixierung gewann ab 1933 an Dynamik. Rasch knickte der liberalkonservative Flügel um Gerhard Ritter und Hermann Oncken nach der ,,Machtergreifung" 1933 ein. Die ,,nationale Revolution", Signum des totalitären Neubeginns, wurde von der jüngeren Generation wie Ernst Anrich, Kurt von Raumer, Rudolf Stadelmann und Rudolf Craemer, aber auch von etablierten Professoren wie Hans Rothfels, Ritter und Oncken eindeutig begrüßt (S.22). Wie schnell die anfängliche Distanz gegenüber der Diktatur zusammenschmolz, belegt Schönwälder mit der Haltung der Historie gegenüber dem ,,Tag von Potsdam". Der Händedruck zwischen Hindenburg und Hitler war das ,,Signal für die rechtskonservative Historikerschaft", das Regime vorbehaltlos zu unterstützen. Dabei dominierte ideologisch die machtstaatliche Komponente der ,,Ideologie des deutschen Weges". Gefeiert wurde der mächtige, zentralistische Nationalstaat, den die Nationalsozialisten mit der Zerschlagung der Länder zu besiegeln schienen. Befürworter eines neuen monistischen, antiföderalen Gesellschaftsaufbaus waren, trotz der Erfahrungen der Zerstörung der Arbeiterbewegung und der Ausgrenzung pazifistischer, demokratischer und jüdischer Dozenten, Hans Herzfeld und Wilhelm Mommsen.

Wie eng die Begrüßung der innenpolitischen Regression ab 1933 mit dem Wunsch der Historiker zusammenhing, Deutschlands ,,Machtentfaltung nach außen" neu zu begründen (S.33), gehört zu den wichtigen Ergebnissen Schönwälders. Sie verweist auf die Forderung der Historischen Reichskommission, die Außenpolitik und Grenzlandpolitik des Deutschen Reiches vermehrt zu untersuchen. Ziel solcher Bemühungen war die Revision von Versailler, also ztnächst did Wiedergewhnnung verlorener Gdbiete. Eine Perspektive, so kann Schönwälder nachweisen, die schon seit dem Historikertag von 1932 in Göttingen anvisiert wurde. Dort hatten schon Hermann Aubin und Hans Rothfels Vorstellungen entwickelt, den ostmitteleuropäischen Raum für das ,,Abendland" zurückzugewinnen. Die Neuformierung der Historiker richtete sich aber auch gegen die westlichen Nachbarstaaten.

Für Schönwälder ist die verbreitete Annahme, die Historiker hätten sich der Illusion hingegeben, daß Hitlers expansiv definierte Außenpolitik auf die Wiederherstellung des Nationalstaates von 1918 begrenzt werden könne, fragwürdig. Dies Bild setzt eine willentliche Zähmung des ,,Dritten Reiches" voraus, für die sich Historiker nicht eingesetzt hatten. Es bildete sich eine neue Form der Geschichtswissenschaft heraus, die den ,,Volkstumskampf" im Westen und Osten radikal lösen wollte. Angestrebt war nicht mehr nur die Rückgewinnung der Gebiete, die vormals zum Deutschen Reich gehört hatten, sondern die Ausdehnung des Reiches auf alle Gebiete, die von Deutschen besiedelt wurden. Dies sei gerechtfertigt worden mit den Ideologem vom ,,Volks- oder Kulturboden". Ein Topos, der die Deutschen als ,,Kulturträger" definierte, die den Osten besiedelt und urbar gemacht hätten. Schönwälder sieht in Hans Rothfels den Urvater der ,,Volkstumsgeschichte". Seit seiner Königsberger Zeit hatte er die ,,Nationalitätenfragen Mittel- und Osteuropas" zu einem zentralen Anliegen gemacht, bekannte sich zur ,,kämpfenden Wissenschaft" und lehnte das ,,Objektivitätspostulat ab (S.53). Die ,,Volksgeschichte", so resümiert Schönwälder im zweiten Kapitel, sei insofern eine ,,Brücke zwischen konservativen und faschistoiden Konzeptionen" gewesen. Dies belegt sie überdies mit der zunehmenden Institutionalisierung der Volksforschung im Rahmen der Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft (NOFG) unter der Leitung des Mittelalterhistorikers Albert Brackmann. Die NOFG war seit 1933 eng verbunden mit dem Auswärtigen Amt und dem Reichsinnenministerium.

Wie stark bereits in den dreißiger Jahren irrationale und antihumane Ideologeme dominierten, belegt Schönwälder mit der Instrumentalisierung der Historie für die Zwecke einer aggressiven Volkstumspolitik. Sie wandte sich gegen Ost und West. Hermann Aubin etwa stilisierte die mittelalterliche Ostsiedlung zum Vorbild einer ,,Wiedergewinnung des Ostens" durch neue ,,germanische Siedlung", während Rudolf Koetzschke, Lamprecht-Schüler, den Einflußbereich der deutschen Siedlungsbewegung von den Ostalpen bis an die Adria, von Schlesien bis zu den Karpaten und von der Ostsee bis zum Kurischen Haff entgrenzte (S.101). Diese Synthese von autoritär-nationalistischen und völkischen Ideologemen wertet Schönwälder als ,,Paradigmenwechsel" (S.99). Sie macht klar, daß die Unterstellung eines andauernden Kampfes der Völker in Ost und West handfeste Erwartungen erzeugte, aus der Volksgrenze, die über das Deutsche Reich hinausging, eine Reichsgrenze zu machen (S.109). Insofern war die Volksgeschichte dem NS-Regime funktional nützlich; ja, sie bereitete die terroristische Kriegspolitik vor (S.115).

Es überrascht nicht, daß für die Historiker der 1. September 1939 ein geringerer Einschnitt war als das Jahr 1933. Der Angriff auf Polen war schon vorher theoretisch antizipiert worden. Aber seit 1939 war absehbar, daß das ,,Deutsche Reich" auf die Errichtung eines brutalen Okkupationsregimes in Polen abzielte. Es bedeutete die Ausplünderung der Bevölkerung und volkspolitisch kalkulierte Massenmorde. Genau auf diesen Krieg schien die ,,Volksgeschichte" vorbereitet. Ihre professionelle, in höchstem Maße präzise Arbeit, sowohl in propagandistischer wie bevölkerungspolitischer Hinsicht, war beeindruckend. Die kriegswichtige Stellung der Geschichtswissenschaft schildert Schönwälder am Beispiel Albert Brackmanns. Als Leiter der NOFG steuerte er Legitimationsmaterial zur Rechtfertigung des Krieges, aber auch Materialien zur Festlegung neuer Grenzen bei. Er arbeitete dabei eng mit dem Auswärtigen Amt, dem OKW, dem Innenministerium und mit SS-Stellen zusammen. Wie brisant die Forschungen der Historiker gewesen sind, deutet Schönwälder an. So arbeitete die NOFG mit der Volksdeutschen Mittelstelle der SS zusammen. Sie war für Umsiedlungsvorhaben verantwortlich. Was sich aber hinter der ,,Denkschrift über die ostdeutsche Reichs- und Volkstumsgrenze" verbarg, die Schönwälder erwähnt, bleibt unklar. Inzwischen wissen wir, daß sie von Theodor Schieder unter Regie von Hermann Aubin ausgearbeitet wurde (S.144) (Das Dokument ist nachzulesen in: ,,1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts", Jg.7 (1992), H.1, S.62–94). Immerhin erwähnt auch Schönwälder, daß Schieder die Beseitigung der ,,raumfremde[n] Ordnung" forderte, also die Zerschlagung des polnischen Staates.

Wie tief die Historiker in die bevölkerungspolitischen Planungen des Okkupationsregimes verstrickt waren, verdeutlicht Schönwälder am Beispiel der Ostinstitute in Posen und Krakau. Dort wurden Umsiedlungsaktionen vorbereitet. Allein das Institut für Deutsche Ostarbeit in Posen ist vollständig von deutschen Wissenschaftlern besetzt worden, nachdem das polnische wissenschaftliche Personal verschleppt und ermordet worden war (S.150). Besonders junge Historiker sollten dort ihre Chance bekommen. Sie griffen ideologisch wie praktisch in den Volkstumskampf ein. Die Forderung nach aktiver Siedlungspolitik, also ,,Umvolkung", einte die ehemaligen Königsberger Erich Maschke, den Rothfelsschüler Rudolf Craemer und den Berliner Ordinarius Manfred Laubert (S.153ff).

Wesentlich traditioneller, aber nicht weniger überzeugt, ließen sich Historiker für die antiwestliche Propaganda gegen die Alliierten instrumentalisieren. Vormals liberale oder konservative Historiker wie Wilhelm Mommsen und Gerhard Ritter beteiligten sich. Ritters ,,Machtstaat und Utopie" von 1940 war ein Bekenntnis zum kriegerischen Machtstaat, der sich von sittlichen Bindungen entfernt hat. Krieg galt ihm als ,,vitalste Lebensäußerung des Staates". Erst in den späten Auflagen von 1943 kündigt sich bei Ritter eine neue Position an: Er betonte wieder rechtsstaatliche Aspekte des Staates und merkt an, daß das Ziel jeder staatlichen Ordnung der Frieden sei (S.170f.).
Angesichts eines so dicht geknüpften und materialreich abgesicherten Forschungsbeitrages zur Geschichte der Geschichtswissenschaft überzeugt das Resümee: Historiker prägten als Bildungselite die politische Kultur im ,,Dritten Reich" maßgeblich (S.277). Sie stifteten Sinn für ein verbrecherisches Regime und dessen Eroberungsfeldzug von 1939 bis 1944/45 (S.268). Gerade die ,,Pluralität [. . .] expansionistischer Ideologeme" zeigt die hohe Integrationsfähigkeit des NS-Regimes bis in die Jahre 1943/44. Erst mit der Niederlage bei Stalingrad und der gescheiterten Offensive im Sommer 1943 kommen selbst bei den Anhängern des NS-Regime ab 1944 deutliche Zweifel (S.258).

Ingo Haar

Sozialforschung in der DDR: Dokumentation unveröffentlichter Forschungsarbeiten. Bd. 1. Bearb. von Erika SCHWEFEL und Ute KOCH. — Berlin: Informationszentrum Sozialwissenschaften, Abteilung Berlin 1992. 229 S.

Die mit der Öffnung der DDR-Gesellschaft im Zuge des revolutionären Herbstes 1989 provozierte und durch den Beitritt Ostdeutschlands zur Bundesrepublik 1990 staatsrechtlich fixierte Liberalisierung und Pluralisierung der Wissenschaftslandschaft zwischen Rostock und Dresden haben nicht nur zu einer Normalisierung der Kommunikation zwischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern diesseits und jenseits der Elbe geführt. Durch Öffnung der Archive und Panzerschränke in der ehemaligen DDR haben sie darüber hinaus gerade auch der Sozialforschung in Ost und West erst die Grundlage geschaffen, auf der die Wirklichkeit des zusammengebrochenen SED-Staates und seiner Gesellschaft rekonstruiert werden kann. Dies gilt namentlich für die westdeutsche Forschung, die sich — mit wenigen Ausnahmen — bis 1989/90 angesichts des weitgehend unzugänglichen Daten- und Quellenmaterials kaum mit der anderen deutschen Republik beschäftigt hat. In begrenztem Umfang trifft dies gleichfalls für ihr ostdeutsches Pendant zu, das zwar bereits in der Vor-,,Wende"-DDR empirische, z.T. auf breite Stichproben gestützte Untersuchungen durchführen konnte. Deren Daten und Ergebnisse verschwanden jedoch zumeist in den Schubläden der politischen Auftraggeber.
Mit der Dokumentation dieser unveröffentlichten Forschungsarbeiten aus der ehemaligen DDR erschließt die vorliegende erste, auf mehrere Bände angelegte Sammlung des Informationszentrums Sozialwissenschaften (IZ) wichtiges Grundlagenmaterial für die Erforschung der ehemaligen DDR sowie damit auch für eine Analyse der aktuellen politischen und sozialen Entwicklung in den fünf neuen Bundesländern. Zudem lädt sie dazu ein, sich einen Überblick über die Sozialforschung in der einstigen DDR zu verschaffen, sich (selbst-)kritisch mit ihr auseinanderzusetzen und somit ein Kapitel von DDR-(Forschungs-)Geschichte aufzuarbeiten, was dem Prozeß des Zusammenwachsens beider deutscher Wissenschaftslandschaften nur förderlich sein kann.
Sortiert nach den Rubriken ,,Wissenschaftssoziologie, Wissenschaftsforschung, Wissenschaftsgeschichte", ,,Jugendforschung", ,,Politikwissenschaft, Politische Soziologie", ,, Wirtschaftswissenschaften, Wirtschaftssoziologie, Industrie- und Betriebssoziologie", ,,Andere spezielle Soziologien, Allgemeine Soziologie" und ,,Andere Sozialwissenschaften" stellt der Band 504 Arbeiten vor. Bedauerlich ist allerdings, daß nur knapp zwei Drittel der aufgelisteten Studien in einer annotierten Bibliographie dokumentiert sind. Dies gilt um so mehr, als der Verzicht auf Angaben zum Inhalt bei den übrigen Forschungsarbeiten damit begründet wird, daß es sich hierbei angeblich um Berichte handelt, ,,die [. . .] wenig zum Aufschluß der DDR-Realität beitragen" (S.8) — ein Verdikt, das, so und ohne Erläuterung in den Raum gestellt, nicht nachvollziehbar ist und die Frage aufwirft, warum man nicht gleich eine Auswahlbibliographie erstellt hat.
Ergänzt wird die Bibliographie der einzelnen Titel, ganz gleich ob sie nun von den Bearbeiterinnen als ,,gute ins Töpfchen" oder als ,,schlechte ins Kröpfchen" gesteckt worden sind, durch Angaben über die Art der Forschungsarbeit (Aufsatz, Diplomarbeit, . . . usw.), die Institution, bei der sie erstellt

worden ist, und ihren Standort. Gleichfalls erfahren Leserinnen und Leser, ob die Studien auf empirischen Daten beruhen und ob bzw. in welche Geheimhaltungsstufen sie klassifiziert worden sind. Die Benutzung des Bandes wird schließlich erleichtert durch ein Autoren-, Sach- und Institutionenregister sowie die im Anhang aufgeführten Standortnachweise und Zeittafeln der SED- und KPdSU-Parteitage zwischen 1945–1990.
Zweifelsohne ist der vorliegende Band ein überaus wichtiges Hilfsmittel für alle, die sich um eine wissenschaftliche Aufarbeitung der DDR bemühen. Schon deswegen kann man sich nur dem Wunsch der Herausgeber anschließen, daß dem IZ noch möglichst viele Arbeiten zur Auswertung zur Verfügung gestellt werden. Erfreulich wäre jedoch, wenn man bei den Folgebänden auf die hier monierte ,,Aschenputtelmethode" verzichtete.

Carsten Tessmer

Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. 4: 1870–1918. Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. Hrsg. von Christa BERG. — München: C.H. Beck 1991. XII, 584 S.

Im Anschluß an Bd. V, der die Zeit zwischen 1918 und 1945 umfaßt (hrsg. von Dieter Langewiesche und Heinz-Elmar Tenorth 1989), ist Bd. IV eines sechsteiligen Handbuch-Projekts erschienen. Zwei Autorinnen und achtzehn Autoren sind daran beteiligt; sie lassen uns die Wissenschafts- und Kulturentwicklungen der Epoche nachvollziehen und führen ein in rezeptions- und wirkungsgeschichtliche Fragestellungen. Der Band enthält neun unterschiedlich umfangreiche Kapitel und schließt mit einer historischen und einer bildungsgeschichtlichen Überblicksbibliographie; Sach-, Namens- und Ortsregister sind selbstverständlich angefügt.
Mit ,,Industriegesellschaft und Kulturkrise" ist die Einleitung der Herausgeberin (zusammen mit Ulrich Herrmann) überschrieben, gemeint sind die politisch-kulturellen Ambivalenzen der Phase ab 1870 und die mit dem Ende der Bismarck-Ära beginnende ,,Gärungszeit" (Friedrich Meinecke), markiert durch wirtschaftliche und militärische Stärke, Bevölkerungswachstum und Wanderungsbewegungen, eine Identitätskrise des Bürgertums, Spannungen zwischen den Generationen und durch eine Art ,,Rousseaustimmung" unter Pädagogen. Bildungsgeschichtlich gilt als Zäsur der Verlust der zentralen Stellung des neuhumanistischen Bildungsbegriffs und -kanons. Um 1900 erst sind die ,,Realien" curricular sanktioniert worden und führten nun auch zum Abitur. Die Funktionsträger der kaiserlichen Industriegesellschaft benötigten, wenn sie den technologischen Anforderungen der beruflichen Sphäre entsprechen und in eine zunehmend rationalisierte Lebenswelt ‚passen' wollten, eine die Wissenschaftsentwicklung berücksichtigende Qualifizierung.
Das Thema ,,Lebenswelten und Alltagswissen" (Alf Lüdtke) scheint absichtsvoll an den Anfang gesetzt und gibt subjektorientierte Kategorien wie ,,Eigen-Sinn" und ,,Ehre" an die Hand, verweist aber gleichwohl auf Forschungslücken einer weitgehend an Institutionen und Ideen orientierten bundesdeutschen historischen Bildungsforschung.
Erschöpfend facettenreich stellt sich das Kapitel ,,Schulen, Hochschulen, Lehrer" dar (Frank-Michael Kuhlemann, James C. Albisetti, Margret Kraul u.a.), das durch die Kapitel ,,Berufsbildung" (Karl-Wilhelm Stratmann u.a.) und ,,Erwachsenenbildung" (Paul Röhrig) eine detaillierte Ergänzung erfährt. Die Abschnitte über das Schulsystem des Kaiserreichs verabschieden simplifizierende Sichtweisen auf die ,,Untertanenfabrik" und setzen diesen die beginnende soziale Öffnung, innere Schulumgestaltungen und Alphabetisierungserfolge entgegen. Obwohl das wilhelminische Frauenbild durch Ehe und Mutterschaft definiert war, konnten Frauen erstmals studieren, die bürgerliche Frauenbewegung forcierte die gymnasiale Mädchenbildung. Da die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung weiterhin ,,niedere" Schulen besuchte, blieb der Zusammenhang von sozialer Herkunft und Berufsstatus jedoch vorerst traditionell.
Der Militarisierung und dem Militär ist ein eigenes Kapitel gewidmet (Christa Berg). Nahezu alle Beiträge gehen darüber hinaus auf Kriegsbegeisterung und -lüsternheit ein, so im Zusammenhang mit Lehrplänen, Vereinen, dem Jugendleben oder literarischen Produktionen: ,,Der Krieg war anwesend, bevor er begann" (Ulrich Herrmann, S.523).
Häufig wird auf die bis in den (Schul-)Alltag hineinreichende staatliche Abwehr der Sozialdemokratie rekurriert und ein Zusammenhang hergestellt zu organisierten Formen proletarischer Selbstbehauptung, also dem Netz identitätsstiftender Bildungseinrichtungen, Bibliotheken, Volkshäuser u.a.m. (übrigens

ist der Physiker Leo *Arons* — abgesehen von der inkorrekten Schreibweise — nicht 1889, sondern 1899, lange nach dem Ende des Sozialistengesetzes, durch eine ,,Lex Arons" der Hochschule verwiesen worden, siehe S.330 und S.458).
Die meisten Beiträge vermitteln die oft zitierte Janusköpfigkeit der Moderne und geben mit Hilfe einer Fülle von Anmerkungen und Literaturhinweisen Gelegenheit, alternative Lebensentwürfe und kollektive Aufbrüche sowie gleichzeitig die ,,Schattenlinien" (Nipperdey) des Fortschritts, die Mystik, die Deutschtümelei zu studieren — problematische Gemengelagen finden sich in Teilen der bürgerlichen Jugendbewegung und der Reformpädagogik. Die Zeit zwischen der Reichsgründung 1870/71 und dem Ende des Ersten Weltkrieges wird in diesem Verständnis von Christa Berg gedeutet als Vor-Geschichte der Reformeuphorie wie auch des tragischen Scheiterns der Weimarer Republik. Ulrich Herrmanns Ausblick auf die Zwischenkriegszeit ist demgegenüber zu knapp geraten und mit Bezug auf die ,,absurd" genannte Kriegsschuldzuweisung an Deutschland mißverständlich formuliert (S.524).
Was fehlt? Vielleicht sind die Massenvergnügungen, insbesondere der Kinematograph, das Varieté, das Tanzvergnügen, in Alf Lüdtkes und Georg Jägers Texten etwas zu randständig behandelt worden, obwohl sie — aus sozialdemokratischer Sicht — das größte Hindernis waren bei der ,,Veredelung" des Arbeiters und der Arbeiterin, also in Konkurrenz standen zu den von Röhrig so kenntnisreich vorgeführten Bemühungen der ,,verbreitenden" Volksbildung bzw. der späteren (sympathetisch bewerteten) ,,intensiven" Erwachsenenbildung.
Dieser Band ist mehr als ein Nachschlagewerk, wie schon Band V sollte er über die Zunft der ErziehungswissenschaftlerInnen hinaus Interesse finden.

Heidi Behrens-Cobet

The Communist International in Lenin's Time. Workers of the World and Oppressed Peoples, Unite! Proceedings and Documents of the Second Congress, 1920. Ed. by John RIDDELL. 2 Vols. — New York, London, Montreal and Sydney: Pathfinder Press 1991. XIII, 1147 p. (fortl. Pag.)

With this massive two volume edition of the proceedings and documents of the Second Congress held in Petrograd and Moscow between July 19 and August 7, 1920, John Riddell continues his publications about the life and times of Lenin. *Workers of the World* is the latest part in the series *The Communist International in Lenin's Time* and, as with the previous books, the two new volumes are immaculately edited; there is an informative introduction which provides the reader with solid background-material and there are also interesting side stories. For some of the delegates from right around the world the trip to Russia e.g. was almost as exciting as the congress itself, and, sadly, three young French revolutionaries died on their return journey in a small fishing boat on high seas outside Murmansk. In contrast to the founding congress of the Communist International, held in March 1919, the Second Congress had a large international representation: delegates came from 37 countries in Europe, America, Asia and Australia to discuss the future of the workers' movements around the world.
This most recent work about the Communist International is particularly fascinating as the legacy of Lenin's October Revolution — the establishment of the Soviet Union — has collapsed since its publications. In the West the end of the USSR is not likely to be the subject of great mourning. Apart from ‚Popular Frontists' in the 1930s and similar sympathisers, for conservatives and liberals alike Soviet Russia was an unfortunate aberration from the proper path of western democratic institutions and free market economies; and to most of the western left it was an example of how an alternative political and economic model should not look. Nevertheless documents published in *Workers of the World and Oppressed People Unite* will certainly be of value to those interested in the question why from a Marxist point of view e.g. the Soviet model failed, or why a state that played such an important part in our century, (after all, it was the Soviet Union which defeated the menace of Nazi Germany and which managed to challenge the hegemony of the United States for many decades) came to such an ignominious, in fact almost farcical, end.
No doubt many explanations will be put forward to explain this unexpected development. To some analysts the mistakes were made right at the beginning in 1917: the monster of Marxism-Leninism has been a popular term among the western left since 1968. To most, of course, it was the damage done by Joseph Stalin that ruined what had been originally a worthwhile cause — a view also held by the editor. To other analysts even Stalin's machinations may not have meant the end of the Communist ideal. Ernest Mandel

and other Trotskyists have argued that the fact that a Napoleon followed the French Revolution did not mean an end to liberal-democratic values. Why then should a Stalin ruin Marxism forever. Others still will see in the economic inflexibility of the Soviet economic system the main reason for its eventual demise. And when trying to answer the question why did the most powerful political movement of modern times, a system based, unlike fascism, on a deep social concern for moral justice and equality of opportunity, become perverted into a political system which became the chief obstacle to its own ideas, some will even argue that it is impossible to exonerate its opponents and competitors from a shared responsibility. From the beginning socialist experiments were forced in on themselves by the overwhelming weight of external pressures, robbed of the political and economic choices might have taken by their compulsory inclusion in the ‚Evil Empire' as Ronald Reagan still defined it as late as the 1980s.

The proceedings and documents of the second congress of the Third International certainly lend weight to those sceptics who regret that the dominant role provided by the Russian communist party, because of its successfully staged revolution, led to oversimplifications and generalisations in their evaluation of the position of the working class in advanced capitalist countries. Fundamental mistakes were made that proved most harmful. Failure of workers in the West to rally in significant numbers — in some countries to rally at all — to the cause of Moscow orientated parties but instead strongly oppose Bolshevist policies was explained by wrong leadership, wrong principles and the ‚relatively privileged' position of the workers in advanced capitalist countries. Yet few workers here were well off in the inter-war years. The opposite was the case. That they were ‚relatively' better of than say a Coolie in India meant very little to them as they were struggling against rising unemployment and a fall in real wages. Warning voices to not apply Russian conditions to western Europe or North America were viciously silenced. The protocols are full of savage attacks on Karl Kautsky and other ‚centrists', ‚devationist' or ‚class collaborationist.' During the second congress these attacks remained verbal battles fought on ideological ground. But with hindsight one can sense that those who so strongly diminish their opponents in the times of Lenin might find themselves at the receiving end one day — and for that matter by someone who takes the annihilation of political opponents to its literal conclusion.

Jürgen Tampke

TILITZKI, Christian: **Alltag in Ostpreußen 1940–1945. Die geheimen Lageberichte der Königsberger Justiz 1940–1945.** — Leer: Verlag Gerhard Rautenberg 1991. 323 S.

Mit einer intensiven Überwachung der Stimmung und Haltung des deutschen Volkes bemühte sich das NS-Regime, Meinungstrends in der Bevölkerung und Aktivitäten der Hitlergegner zu erfassen und zielgerichtet zu bekämpfen. Lageberichte lieferten die Gestapo, der Sicherheitsdienst der SS, die NSDAP, eine Reihe ihrer Gliederungen sowie die Behörden. Neben der Erfassung der örtlichen und regionalen Situation stand das Bestreben, durch zentrale Zusammenfassungen die NS-Führungsspitze über die Lage im Reich zu informieren und ihr Handhaben für propagandistische Gegenaktionen und Terrorschläge zu liefern. Bereits seit 1933 war auch der Justizapparat in dieses Berichtssystem eingegliedert worden. Im Herbst 1935 ging eine Order des Reichsjustizministers an die Generalstaatsanwälte, ihre Beobachtungen im Justizalltag alle zwei Monate zu melden. Einige Zeit später wurden auch die Präsidenten der Oberlandesgerichte des Reiches zu Berichten über politische und kriminelle Fälle und über die Stimmung verpflichtet.

Tilitzki setzt mit seiner Edition über die Königsberger Justizlageberichte für die Kriegsjahre 1940 bis 1945 einen Baustein auf die vorausgegangenen Publikationen über die Rolle der Justiz in der NS-Zeit und erweitert die Spezialarbeiten über die Lageberichte der Justiz (bisher z.B. Bamberg, Berlin und Zweibrücken).

Die Einleitung des vorliegenden Bandes informiert über die politische und ökonomische Entwicklung Ostpreußens von 1918 bis 1933, über den Aufstieg der NSDAP in dieser Provinz und über die Tätigkeit des Oberlandesgerichtes in Königsberg. Es folgen Abschnitte, die die politische Entwicklung seit 1933 beschreiben, insbesondere die Bekämpfung von Kommunisten und Sozialdemokraten, die Opposition von Kirchen und Glaubensgemeinschaften, die Judenverfolgung, die personalpolitische „Säuberung" und die institutionelle Umgestaltung der ostpreußischen Justiz. Diese Darstellung besitzt einen besonderen Wert, weil die Zeit von 1933 bis 1945 für Ostpreußen noch ungenügend erforscht ist und der Autor,

der die ostpreußischen Justizberichte der Jahre bis 1940 nicht in deutschen Archiven ermitteln konnte, auf diese Weise Lücken schließen wollte.
Einleitung und Dokumentation machen mit zahlreichen Beispielen auf das Wirken der Unrechtsjustiz in Ostpreußen und in angrenzenden okkupierten Gebieten aufmerksam. Ein Dekret Hitlers brachte Ostpreußen nach der Okkupation Polens 1939 eine territoriale Erweiterung um mehr als 52 000 km² und machte es damit zum größten Gau des Nazireiches. Für die ostpreußische Justiz war dies mit neuen Aufgaben zur Unterdrückung polnischer Menschen verbunden. Als nach dem Überfall auf die UdSSR 1941 Hitler dem Oberpräsidenten und NSDAP-Gauleiter Erich Koch noch die Leitung der Zivilverwaltung für den Bezirk Bialystock und ab 1.9.1941 des Reichskommissariats Ukraine übertrug, hatte dies zur Folge, daß dort ein bedeutender Teil der Posten ostpreußischen Beamten und NS-Funktionären übertragen wurde. So war das Königsberger Oberlandesgericht seit Oktober 1942 auch für den Bezirk Bialystock zuständig.
Der besondere Wert der Edition besteht in der fortlaufenden Einschätzung des Aufgabenbereiches der Justizorgane von Anfang Januar 1940 bis Ende Januar 1945 und der Stimmungsentwicklung in der Region. Obwohl es Lageberichte aus dem Blickwinkel der Herrschaftsmaschinerie verfaßt sind, so reflektieren sie doch Reaktionen auf Mißstände, zunehmende Versorgungslücken, Alltagssorgen, Arbeits- und Lebensstandard, zum Kriegsverlauf und zu den Auswirkungen der Luftangriffe, zur Aburteilung von Hitlergegnern und zur Judenverfolgung und vermitteln so über viele Facetten Eindrücke über Lasten und Leiden der Menschen im Krieg. Die Justizlageberichte enthalten zahlreiche Angaben, die es verdienen, mehr beachtet zu werden: so die mehrfachen Klagen eines zu guten Verhältnisses eines Teils der deutschen Zivilbevölkerung zu Polen, Litauern und Ukrainern, ebenso wie Spannungen und Gegensätze bei anderen Teilen, die Justizwillkür bei der harten Bestrafung von „Fremdvölkischen"; der Aufmarsch deutscher Truppen im Ostpreußen 1940/41 für den Überfall auf die UdSSR, damit verbundene Gerüchte und Unruhen in der deutschen Bevölkerung; die Korruptionsfälle in der NS-Hierarchie; die Aktionen der Judenverfolgung und der Widerstand im Ghetto von Milau (Mlawa) im Juni 1942 (vgl. S.209); das Anwachsen der Kriegsmüdigkeit und die sich 1944/45 vermehrenden Meldungen über Plünderungen und Straftaten deutscher Soldaten in Ostpreußen (vgl. S.282ff).
Zu den positiven Aspekten gehörten eine übersichtliche Gliederung, die Illustration und die sorgfältigen Ergänzungshinweise in den Fußnoten, insbesondere zu den Biographien. Schwachstellen sind das Fehlen eines Abkürzungsverzeichnisses und der Umstand, daß mitunter ganze Lageberichte nur in Regestenform erscheinen. Insgesamt ist das Buch mit seinem Exkurs zur Landesgeschichte und mit seiner Dokumentation beachtenswert und bietet für weitergehende Forschung mehrfache Ansätze.

Klaus Scheel

Unruhige Zeiten. Erlebnisberichte aus dem Landkreis Celle 1945–1949. Hrsg. von Rainer SCHULZE. (= Biographische Quellen zur deutschen Geschichte nach 1945, Bd. 8). — München: R. Oldenbourg, 2. Aufl. 1991. 347 S.

„Der Krieg begann hier erst, als er zu Ende war". Der Satz des Pfarrers aus Unterlüß (S.248) und der der Abbäuerin aus Katensen: „Wenn die Männer vom Kriege sprechen, dann sage ich: ‚Wir haben ihn noch dichter vor uns gehabt.'" (S.324) beschreiben das Hauptthema der vorliegenden Berichte. Der Krieg nach dem Kriege wird im wesentlichen verstanden als einer zwischen Einheimischen und Fremden, deren Zahl durch den Flüchtlingszuzug in vielen Orten bald ebenso hoch, in manchen mehr als doppelt so hoch ist wie die der 1939 Ansässigen (Bevölkerungswachstum im Landkreis 1939–1948 81 %). Zu den Fremden gehören die Besatzer, die ehemaligen Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen, die vormals als leibeigene landwirtschaftliche Arbeitskräfte meist wohlgelitten waren, und die befreiten Häftlinge des KZ Bergen-Belsen, die besonders oft mit ungehemmtem Antisemitismus und Rassismus beschrieben werden. Mitgefühl für die Opfer ist in den Berichten selten, grundsätzliche Kritik am NS-Regime nie zu finden. Kaum einer spricht von der „Befreiung", die den „friedlichen Bürgern" nur Unruhe bringt; der Begriff „Diktatur" taucht nur auf, als vom SPD-Einfluß nach 1945 die Rede ist. (Der Landwirt aus Garßen, April 1947, S.122, nennt als Beispiel dafür das Fällen der ‚Hitlereiche', die man doch ‚Liebknechteiche' hätte nennen können.) Fremde sind grundsätzlich alle nicht aus demselben Ort und bäuerlichem Lebenszusammenhang Stammenden. Ihre Akzeptanz richtet sich nach dem „Zupacken-Können" und der Anpassung an regionale Normen und Riten (Schützenfest, Abstinenz vor

allem der Frauen von ausgelassenen Vergnügen — ,,Am scheußlichsten war es, wenn sie [. . .] bei uns tanzten [. . .]", S.324 —, und vom ,,Poussieren", besonders mit anderen Fremden, Unantastbarkeit von Besitz, Bäumen und der ,,guten Stube"). Die Berichte bieten psychohistorisch wichtiges Material für die widersprüchlichen Elemente von Fremdenhaß und Rassismus, für die weitgehend scham-lose dörflich-deutsche Befindlichkeit nach dem Holocaust, die Taubheit gegenüber fremden Schicksalen bei um so größerem Selbstmitleid und genauester Buchführung über Verluste am meist beträchtlichen eigenen Besitz durch Requirierung, Plünderung und Diebstahl.

Der Wert der Berichte liegt in ihrer Unmittelbarkeit; es sind dies die unüberarbeitet erhaltenen, von hastig erlernten demokratischen Bemäntelungen, von (Selbst-)Zensur oder zeitlicher Distanz ungefilterten, unverstellten Mitteilungen an eine gleichgesinnte Einheimische, die das Notierte nicht zu veröffentlichen versprach (Berichtende bzw. deren Nachkommen gaben für die Edition die Erlaubnis zur Veröffentlichung). Berichte, wie sie für diese Zeit bisher weitgehend fehlten und die, so der Herausgeber, die Vorteile von Oral History bieten, ohne deren Nachteile zu teilen (S.47).

Im Auftrag der Kreisbauernschaft sammelte die Heimatautorin und Lokalredakteurin Hanna Fueß, Freundin von Hermann Löns, die auch in NS-Organen publiziert hatte, von Juni 1946 bis August 1949 etwa 500 Dokumente, davon 350 Erlebnisberichte aus 93 Gemeinden des Landkreises Celle, eines extrem dünn besiedelten Kreises mit ungebrochener, vorwiegend klein- und mittelbäuerlicher Tradition, Hochburg der welfisch Deutsch-Hannoverschen Partei und dann der NSDAP (1924 15,8 %, 1932 54 %), deren Militäranlagen, Rüstungsbetriebe und Lager den Kreis nachhaltig veränderten (1934 Fliegerhorst Faßberg, 1935 Truppenübungsplatz Bergen, dort ab 1940 Kriegsgefangenenlager und KZ, sowie 1944 ca. 30 Lager für mindestens 10.000 Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene). 61 Berichte von 67 Personen aus 33 Orten sind in dieser Edition weitgehend ungekürzt wiedergegeben, einige in plattdeutscher Sprache, geordnet nach dem räumlichen Bezug der Orte. Zu Wort kommen 27 Frauen, die Hälfte Bäuerinnen/Gutsbesitzerinnen, und 40 Männer, darunter 16 Landwirte und ein Pächter sowie Lehrer, Pastoren, wenige Handwerksmeister und Angestellte. Die Fremden, über die am häufigsten geredet wird, werden nicht befragt, bis auf sechs Flüchtlinge, die über Ausgrenzung klagen (Wäre ,,ich nicht drei Jahre in Rußland gewesen [. . .] wäre ich jetzt sicher Kommunist [. . .] höchste Zeit, daß der hiesige Bauer auch mal lernt, was es heißt, betteln zu müssen", S.193f.). Die überlebenden Opfer des NS-Regimes sind in paternalistisch-rassistischer Sicht meist entweder — solange sie keine Ansprüche stellen — besonders gute, loyale Arbeitskräfte (,,meine Russen"/,,die sind hier ja erst Menschen geworden [. . .]", S.216) oder, mit Ausnahme weniger Dörfer, feindliche ,,Horden". (Nur ein Quäker-Landwirt in Ahnsbeck organisiert ,,vielleicht einmalig in Deutschland" die gemeinsame Dorfbewachung durch Deutsche und Polen, S.208.) Selten erwähnt werden die Toten, in nächster Nähe ermordet durch Nichtversorgung (35.000 der Häftlinge des KZ Belsen, schätzungsweise 30.000 bis 50.000 1941/42 in Belsen internierte sowjetische Kriegsgefangene und viele andere), und wenn, dann ohne jedes Unrechtsbewußtsein. Nur ein Landwirt (Bürgermeister in Marwede, Mai 1948, S.222f.) erklärt: ,,Wir haben ja systematisch in (den Lagern) Fallingbostel und Wietzendorf die Russen verhungern lassen [. . .] es war nicht mehr menschlich, wie mit denen umgegangen war [. . .]. Man sollte doch in jedem Volke den Menschen ehren und achten."

Die Berichte beschreiben auch den meist sehr gering bewerteten Einfluß der NSDAP in Dorf und Kirchengemeinde, die massiven Bevölkerungsbewegungen im und nach dem Krieg, Kriegshandlungen und Besatzung im April 1945, das enge, improvisierte Zusammenleben zahlreicher Menschen verschiedenster Herkunft, die permanente Halblegalität von Schieberei, Hehlerei, Tausch und ,,Kompensieren". Der erhebliche Anteil der Einheimischen an Diebstählen von Vieh, Lebensmitteln und Holz wird selten erwähnt, die dörfliche Harmonie und Abgrenzung gegen Fremde durch Vorurteile gewahrt, indem für alle unaufgeklärten Einbrüche Ausländer und ehemalige KZ-Häftlinge verantwortlich gemacht, illegale Handlungen bei Einheimischen verniedlicht, bei Fremden und Ausländern überbewertet werden. Der Antisemitismus setzt sich noch beim ,,Organisieren" durch. ,,Vor allem werden die (Kohlen-)Waggons, die für das Judenlager Belsen bestimmt sind, tüchtig geschröpft. Die Waggons mit anderen Aufschriften werden viel glimpflicher behandelt." (Landwirt, ,,lange Zeit der einzige Mann zwischen 33 Frauen und Kindern", Beckedorf, Mai 1947, S.281) Bei allen Geschäften werden die noch bis 1951 im Lager lebenden und die auswandernden Juden von den Einheimischen ,,betrogen, wo es nur geht", vermerkt stolz der Lehrer aus Bergen im August 1947 (S.288), nur um sodann sein Trugbild von einer ,,kriminellen Veranlagung des Juden" zu bekräftigen.

Ohne daß das Ausmaß der Nazi-Verbrechen je zur Sprache kam, wird schon der ,,Schlußstrich" gefordert, womit auch die fremden Nicht-Flüchtlinge verschwinden sollen. Ein Landwirt aus Bergen verbindet im Juni 1949 Fremdenhaß und ,,Gastfreundschaft" wie folgt:

„Möge unser Ort davor bewahrt bleiben, wie es manchen Industriezentren geschah, daß hier keine (sic!) allzu große Not eintritt, daß das heimatgebundene Charakterbild unserer Gemeinde nicht vollständig zerschlagen wird. Bergen war immer beliebt durch seine Gastfreundschaft und seine Biederkeit [. . .] Möchten auch die Kräfte, die durch das Kriegsschicksal nun zu uns gekommen sind, sich unserer Art anpassen und den Tugenden, die Niedersachsen eigen sind. Dazu ist die Voraussetzung, daß die Ansässigen den neuen Bürgern diese alten überlieferten Tugenden vorleben, damit die Fremden genötigt sind, sich ihrer Umgebung anzupassen, wenn sie hier lebensfähig sein wollen.
Wenn auch endlich unter den Fall Belsen ein Schlußstrich gezogen werden soll und wenn auch die Juden nun unsere Gegend verlassen, so hat doch die harte Anordnung der Engländer uns alle stark beunruhigt. Es ist beabsichtigt, nach Abtransport der Juden das Lager auch fernerhin als DP-Lager für Verschleppte zu lassen, wo hauptsächlich polnische, jugoslawische und russische Emigranten ihre Aufnahme finden. Diese Elemente werden unseren Ort, der Gott sei dank etwas in Ruhe gekommen war, stark gefährden." (S.303f.)
Derselbe Landwirt bedauert am Holocaust nur, daß die Bilder aus Belsen seine Heimat in aller Welt in Verruf brachten. „Auf dem Bahnkörper [. . .] lagen die Leichen stapelweise aufgeschichtet. Dieses Bild machte einen verheerenden Eindruck bei dem englischen Kommandanten. Er hatte natürlich den Verdacht, daß Bergen von diesen Zuständen unterrichtet sei [. . .]" (S.298) Die geleugnete Schuld wird kompensiert durch „Abscheu" darüber, „was dies Lager in den letzten Jahren durch die Besitzergreifung des jüdischen Komitees an materiellem Sachschaden aufweist [. . .] man machte auch nicht halt vor den Anlagen [. . .]. Das mit allem Komfort eingerichtete Offizierskasino wurde ein Raub dieser Unholde [. . .]" (S.304). In der Werteskala des Rassismus stilisieren sich die Mitschuldigen zu den eigentlichen Opfern: „Wohl das schrecklichste seit dem Dreißigjährigen Krieg" sind dem Landwirt die nach der Befreiung der Gefangenen erfolgten Plünderungen „in unserem friedlichen Dorf" Bergen (S.299). Und: „Den Deutschen wurden Behausungen zugesprochen, die heute schon [. . .] baufällig sind, [. . .] Elendsquartiere", während „diesen Personen" (aus dem Lager) „Wohnungen der Arbeiter, Angestellten und Beamten" zugewiesen wurden (ebd., Juni 1949). Schon der Bergener Lehrer hatte, die Befreiung der KZ-Häftlinge bedauernd, betont: „Im Belser Lager ist es bestimmt nicht schlecht gewesen, solange dort noch ruhige Zustände herrschten" (August 1947, S.286).
Daß auf britische Anordnung Entnazifizierungsmaßnahmen im Bereich der Landwirtschaft nur sehr oberflächlich und erst nach Abschluß der Ernte Ende 1946 durchgeführt wurden, erleichterte den ideologisch bruchlosen Übergang in die Nachkriegszeit. Auch ließen sich Konflikte mit Recht und Gesetz bisweilen durch Spargel, Schinken und Eier aus der Welt schaffen (vgl. S.221). Der mehrfach entschuldigend angeführten „Sturheit" der Bauern widerspricht ihre überaus wendige und listige Anpassung an neue und überraschende Gegebenheiten. Und dem Bild von der angeblich machtlosen Indifferenz gegenüber dem Schicksal der Opfer und Gefangenen des NS-Regimes widersprechen die berichteten Fälle von todesmutiger Mißachtung von Anordnungen, wenn z.B. die militärische Verteidigung des Dorfes verhindert oder deutschen Soldaten zum Untertauchen verholfen werden soll.
Durch den Flüchtlingszustrom, so heißt es 1952 in einer Dorfchronik, sei die Abneigung gegen alles Neue und Fremde langsam gewichen, gemeinsame Not habe Gegensätze überbrückt (S.46f.). Die Erlebnisberichte belegen, wie konflikt- und ressentimentgeladen die Integration der Flüchtlinge („Sie gehören eben nicht zu uns", S.129) vonstatten ging, wie sehr sie nicht nur von der Nationalität („wenigstens en Dütschen", S.72), sondern auch davon abhing, daß Ausländerhaß, Rassismus und Antisemitismus in höchstem Maße gesellschaftsfähig blieben.
In der Einleitung (S.9–52) werden Biographie und Sammlung von Hanna Fueß, die vorliegende Edition sowie Entwicklung und Strukturwandel des Landkreises seit seiner Entstehung 1885 und vor allem ab 1945 ausführlich dargestellt, im Schlußteil Topographie und Wahlgeographie des Kreises sowie Kurzbiographien wichtiger Personen. Der inhaltliche Kommentar zu den Berichten (S.49) fällt sehr knapp aus. Dabei wird ohne Anführungszeichen von „Überfremdung" gesprochen, die Sprach- und Denkmuster der meisten Berichte werden durch den Zusatz „wie sie von den Nationalsozialisten forciert worden waren" verharmlost. Der mit größter Selbstverständlichkeit geäußerte Rassismus sollte vielmehr in seiner langen gesellschaftlichen Tradition gesehen werden, die kein Unrechtsbewußtsein angesichts der Verbrechen des Regimes und kein Gefühl für die Menschenwürde der verfolgten Gruppen aufkommen läßt. Die in dieser Hinsicht erschreckend aktuelle Dokumentation zeigt exemplarisch nicht nur „die Veränderungen, die ländliche Räume in der Mitte des 20. Jahrhunderts durchmachten" (S.49), sondern auch die Kontinuität von Fremdenhaß, der nicht mit dem Hinweis auf Verunsicherungen, Angst vor dem Neuen oder soziale Notlagen entschuldigt werden darf.

Helga Woggon

LÖWENTHAL, Leo: **Untergang der Dämonologien. Studien über Judentum, Antisemitismus und faschistischen Geist** (= Philosophie, Geschichte, Kulturgeschichte, Bd. 1376). — Leipzig: Reclam-Verlag 1990. 284 S.

Am 21. Januar 1993 verstarb im kalifornischen Berkeley der Literatursoziologe, Philosoph und Sozialwissenschaftler Leo Löwenthal im Alter von 92 Jahren. Als Sohn jüdischer Eltern in Frankfurt a.M. geboren, gehörte Löwenthal zu den Mitbegründern des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, dessen „Zeitschrift für Sozialforschung" er jahrelang editorisch leitete und zu der er zahlreiche programmatische Aufsätze beitrug. 1933 mußte er Deutschland verlassen und ging über Genf nach New York, wo er in engem Arbeitszusammenhang mit Adorno und Marcuse stand. Hier entstand u.a. seine sozialpsychologische Studie über „Falsche Propheten", in der er die Reden faschistischer Agitatoren auf ihre tieferliegenden sozialen und psychologischen Denk- und Verhaltensmuster analysierte. Ebenfalls aus den dreißiger Jahren stammt eine Untersuchung über Knut Hamsun, in der Löwenthal anhand einer detaillierten Analyse der literarischen Produktion Hamsuns dessen Affinitäten zu den Nationalsozialisten nachweist — Hamsun selbst offenbarte seine Sympathien für die Nationalsozialisten erst nach dem Einmarsch der Deutschen in Norwegen im Jahre 1940. Nach Kriegsende blieb Löwenthal in Amerika und erhielt einen Ruf als Soziologieprofessor an die University of California in Berkeley, an der er bis kurz vor seinem Tode lehrte. Obwohl seine Bücher und Arbeiten seit den sechziger Jahren in der Bundesrepublik erschienen und vor allem während der Studentenrevolte intensiv rezipiert wurden, erfuhr sein Werk erst in den achtziger Jahren mit der Veröffentlichung seiner „Gesammelten Schriften" und seiner Autobiographie eine breitere öffentliche Aufmerksamkeit: Zu seinem achtzigsten Geburtstag verlieh ihm seine Geburtsstadt Frankfurt die Goethe-Plakette, und im Oktober 1989 erhielt er den Adorno-Preis.

Das Ziel zahlreicher Arbeiten Löwenthals ist es, durch die Analyse herausragender Dokumente der Literatur Einblick in die Struktur und Befindlichkeit der Gesellschaften des 20. Jahrhunderts zu gewinnen. Die Analyse von Literatur wurde so bei ihm zu einem Mittel der Gesellschaftsanalyse. Allerdings würde man Löwenthals breitem und interdisziplinär angelegtem Ansatz nicht gerecht, wollte man ihn ausschließlich als kritische Literatursoziologie definieren. Dies zeigt deutlich die vor kurzem von dem Leipziger Reclam-Verlag herausgegebene Auswahl von Studien Löwenthals, in der die vielfältigen Wurzeln und Ansätze dieses Denkers erkennbar werden. Unter dem Titel „Untergang der Dämonologien. Studien über Judentum, Antisemitismus und faschistischen Geist" sind hier — neben den bereits erwähnten Arbeiten über Knut Hamsun und die „Falschen Propheten" — frühe Studien, etwa über „Das Dämonische. Entwurf einer negativen Religionsphilosophie" oder über „Judentum und deutscher Geist" versammelt worden. In der zuletzt genannten Aufsatzserie, ursprünglich im Gemeindeblatt der israelischen Gemeinde Frankfurt sowie der Bayerischen Israelitischen Gemeindezeitung veröffentlicht, geht Löwenthal der Frage nach, wie sich im Leben führender Juden des 18. und 19. Jahrhunderts die Geschichte der aufsteigenden bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland widerspiegelt. Am Beispiel einzelner Persönlichkeiten, wie etwa Moses Mendelssohn, Salomon Maimon, Heinrich Heine, Ferdinand Lassalle, Karl Marx, Hermann Cohen und Siegmund Freud, verdeutlicht Löwenthal, wie ihre Biographie geprägt war von ihrer doppelten Rolle als „Mitbeweger und Mitbewegte der bürgerlichen Gesellschaft". Mit dieser Fragestellung vermeidet es Löwenthal auch, „in apologetischer Weise das Auch-mit-dabeigewesen-Sein von Juden geltend zu machen"; statt dessen gelingt es ihm, anhand der Analyse der Lebenswege exemplarisch die wichtige Rolle des deutschen Judentums in der Phase der Konstituierung der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland aufzuzeigen.

Auch ein weiterer Arbeitsschwerpunkt Löwenthals, nämlich die Massenkommunikationsforschung, ist in dem Sammelband mit einem Beitrag über „Humanität und Massenkommunikation" dokumentiert. In diesem, zuerst 1969 veröffentlichten Aufsatz geht er der Frage nach, inwieweit das Aufkommen der Massenmedien zu einer wachsenden Skepsis bzw. Zweifel gegenüber dem gesprochenen und gedruckten Wort beigetragen hat. Ein den wissenschaftlichen Werdegang beleuchtendes Gespräch zwischen Leo Löwenthal und Helmut Dubiel beschließt die gelungene Auswahl dieses Bandes, der neugierig macht auf die Lektüre weiterer Arbeiten dieses Autors.

Andreas Reinke

Klassiker des Sozialismus. Bd. 1: **Von Gracchus Babeuf bis Georgi Walentinowitsch Plechanow.** Hrsg. von Walter EUCHNER. — München: C. H. Beck 1991. 329 S.

Klassiker des Sozialismus. Bd. 2: **Von Jaurès bis Marcuse.** Hrsg. von Walter EUCHNER. — München: C. H. Beck 1991. 338 S.

Der Herausgeber hat Einzelbeiträge über 36 wichtige sozialistische Persönlichkeiten in zwei Bänden gesammelt, die vor Marx und Engels seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und die noch 100 Jahre nach Marx und Engels über die sozialen Probleme der Menschheit nachgedacht und nach Lösungen gesucht haben — durch theoretische Arbeiten und praktisches Handeln. In der Einleitung führt Euchner den Leser kurz zurück bis zu Plato und verfolgt dann in großen Zügen das Denken über das zentrale Problem der menschlichen Geschichte — eine Geschichte von Klassenkämpfen — bis in unsere Zeit. Er begründet seine Auswahl:

„Klassiker sind Personen, die die Grundfragen der [. . .] Entwicklung ihrer Zeit begriffen und darauf eigene Antwort fanden, die [. . .] als hervorragende und gültige Leistung aufgefaßt wird."

Er erweitert diese Definition dann:

„Sozialisten wollen die soziale Welt mit politischen Mitteln verändern in der Hoffnung, die kulturelle Welt zu verbessern und für jeden zu öffnen [. . .]. Die meisten von ihnen solidarisierten sich mit dem ‚vierten Stand' [. . .] der Arbeiterschaft, oder sie nahmen offen Anteil an Gründung und Entwicklung der Arbeiterbewegung." (S.11)

Euchner geht kurz auf die verschiedenen Strömungen im Sozialismus ein, stellt dem Staatssozialismus den Genossenschafts- und Selbstverwaltungssozialismus gegenüber. (Im antistalinistischen jugoslawischen Kommunismus zeigte sich eine Kombination der beiden!) Neben dem zeitweise in der Zweiten Internationale (offiziell) dominanten Marxismus gab es auch damals andere Denkrichtungen, vor allem in England, Frankreich, Spanien. — Euchner behandelt kurz den Marxismus nach Marx mit seinen sehr unterschiedlichen Strömungen bis zu seiner Perversion im Marxismus-Leninismus [in Wirklichkeit (Marxismus-)Stalinismus]. Nach dessen Bankrott lehnt er den Verzicht auf den Terminus Sozialismus ab. Denn:

„Der Sozialismus ist eine Idee, und Ideen lassen sich nicht totschweigen oder vernichten. Diese Idee ist nicht gänzlich gescheitert, sondern nur ihre marxistisch-leninistisch-kommunistische Variante." (S.35)

Die gedankenreiche Einführung steckt den Rahmen ab, in dem sich die Einzelbeiträge bewegen. Jeder gibt einen Überblick über Lebensdaten, gesellschaftliche Aktivitäten und theoretische Arbeiten eines sozialistischen Klassikers, etwas über seine Wirkung, dazu die wichtigste Literatur. — Natürlich kann hier nicht auf alle Beiträge eingegangen werden.

Die beiden Bände sind nicht nur ein Nachschlagewerk, das die Arbeit von Fetscher (1973)[1] sinnvoll ergänzt. Die einzelnen Beiträge geben Einblick in die Vielfalt, die sich selbst in den klassischen Hauptströmungen sozialistischen Denkens zeigt, auch die Überschneidungen und Querverbindungen. Keineswegs alle deutschen Revisionisten waren Sozialpatrioten; einige trennten sich gerade 1914 von ihren „Schülern". Ebenso gingen Marxisten ins Lager der Vaterlandsverteidiger über; und der marxistische Klassiker Kautsky trennte sich angesichts der Oktoberrevolution von den Revolutionären, die die Grundgedanken des Marxismus realisieren wollten.

Unter den nicht-revolutionären Klassikern gab es gleichfalls nicht wenige, die eine *radikale* Umgestaltung der Gesellschaft anstrebten und über Formen und Methoden dieses Wandels nachdachten. Andere standen trotz Zugehörigkeit zur Zweiten Internationale revolutionärem Denken sehr nahe, sympathisierten mit der Oktoberrevolution und hielten ihre Sicherung auch für sozialdemokratische Politik als lebenswichtig (Otto Bauer und die Austromarxisten). Man könnte hier auch führende schwedische und norwegische „Sozialdemokraten" anführen, die allerdings wenig theoretische Arbeiten hinterlassen haben.

Ebenso gibt es unter den nach der großen Spaltung im Ersten Weltkrieg revolutionäre Marxisten gebliebenen Sozialisten vielfältige Denkansätze und theoretische Arbeiten, auch zur Weiterentwicklung des Marxismus nach einer siegreichen Revolution. Vier von diesen werden behandelt: Lenin, Trotzki, Tito, Mao Zedong. Stalin, der „größte Marxist aller Zeiten", hat dieser Vielfalt in den zwanziger Jahren ein (vorübergehendes) Ende gesetzt, den Marxismus von einem kritischen Analyseinstrument, also einer in den Ergebnissen offenen Arbeitsmethode, zu einer Legitimations-„Wissenschaft" degradiert, die die

1 Fetscher läßt nach kurzen Einführungen die Quellen zu den Einzelthemen sozialistischer Theorie selbst zu Wort kommen: Iring Fetscher, Der Marxismus. Seine Geschichte in Dokumenten. Philosophie, Ideologie, Ökonomie, Soziologie, Politik. Frankfurt a.M. 1973.

,,theoretischen" Verbrämungen für seine jeweilige Politik zu liefern hatte — bei Strafe des persönlichen Untergangs der ,,Theoretiker". Diese ,,Zentralverwaltung der ewigen Wahrheiten" (Havemann) war die große Stagnation, das Gegenteil des wirklichen Marxismus, der nicht dogmatisch sein, sondern nur im Widerspruch und in der Vielfalt der Meinungen leben und sich weiterentwickeln konnte.

Soll und kann man einzelne Beiträge aus den 36 als besonders kenntnis- und aufschlußreich herausheben? Das fällt schwer. Am meisten haben den Rezensenten fünf Arbeiten beeindruckt. Peter von Oertzen unterzieht sich der schwierigen Aufgabe, Leben und Theorie von Marx auf 18 Seiten zusammenzufassen. Es ist ihm gelungen, den wirklichen Marx herauszuarbeiten und ihn von seinen Vereinfachern und Verfälschern wegzurücken. Er beendet seine meisterhafte Darstellung mit einem Zitat: ,,Solange es Menschen gibt, die ihr Handeln nach der Marxschen Überzeugung ausrichten, so lange ist Marx nicht ‚widerlegt' — denn eben dies war ja seine Erwartung, daß es solche Menschen geben werde." (S.156)

Kürzer kommt Engels weg, dessen wesentlichste Beiträge die geistige Geburtshilfe bei Marx und die Systematisierung von dessen Arbeiten waren. Spätere Vereinfachungen Engelsscher Arbeiten werden korrigiert.

Beeindruckend ferner Manfred Hildermeiers Essay über W.I. Lenin, den er als ,,die bedeutendste Persönlichkeit der sozialistischen Bewegung nach ihren geistigen Gründern" sieht (Bd.2, S.27). Er hat durch das Fraktionsverbot 1921 dazu beigetragen, ,,der innerparteilichen Demokratie endgültig den Lebensnerv abzuschneiden. Derselbe Lenin hat in seinen letzten Lebensjahren aber auch die Weichen für eine Umkehr gestellt" (S.41). Gerade bei der Bilderstürmerei des (vorübergehend) siegreichen Kapitalismus ist ein so abgewogenes Urteil über Lenin selten, aber umso nützlicher.

Äußerst kritisch, aber zugleich sehr kenntnisreich behandelt Gert Schäfer J.V. Stalin, stellt ihn in den historischen Rahmen. Er unterstreicht ,,die Transformation ehemals marxistischer Interpretationsfiguren historischer und politischer Entwicklung zu Formeln und Instrumenten bürokratischer Diktatur und terroristischer Gewaltherrschaft [. . .], ideologische Überbauten im banalsten Sinne des Wortes" (Bd.2, S.139). Und Schäfer trennt deutlich Lenin von seinem ,,größten Schüler" und schlimmsten Verfälscher: ,,Lenins ausgewählte Ideen (es gab genug andere von ihm) waren nicht die Weichensteller von Stalins Taten, und Lenin war kein Tyrann." (S.141).

Schließlich sei noch der Essay über Mao Zedong von Karl Grobe-Hagel erwähnt. Er gibt eine datenreiche Zusammenfassung von Maos Leben und Handeln und von den parteiinternen Kämpfen, die für die chinesische Politik nach der Revolution sehr wichtig waren. Die theoretischen Arbeiten Maos kommen dabei vielleicht etwas zu kurz.

Natürlich könnte an einzelnen Äußerungen und Mängeln dieses umfassenden Werkes hier und da Kritik geübt werden. Nicht jede Bewertung gefällt dem Rezensenten. Aber bei einem so vielseitigen Sammelwerk wäre das sinnlos. Dagegen wäre die Auswahl — nicht zu kritisieren, aber — zu ergänzen. Sicher gehören zu den bedeutenden Theoretikern des Sozialismus — neben anderen nicht behandelten — Nikolai I. Bucharin und Liu Shaoqi. Aber jede Auswahl ist subjektiv, und der Platz ist bei nur zwei Bänden begrenzt. Insgesamt handelt es sich um eine sehr gelungene Arbeit, die besonders heute nützlich ist, wo es gilt, Auswege aus den Sackgassen von Stalinismus *und* Reformismus und sozialistische Alternativen zu suchen oder wieder zu entdecken.

Theodor Bergmann

Die Rezeption der Marxschen Theorie in den Niederlanden. Hrsg. von Marcel VAN DER LINDEN (= Schriften aus dem Karl-Marx-Haus, Nr. 45). — Trier: Karl-Marx-Haus 1992. 504 S.

Der Sammelband enthält die überarbeiteten Beiträge eines gleichnamigen Seminars, das im April 1991 im Trierer Karl-Marx-Haus stattfand. Im ersten Aufsatz vergleicht Marcel van der Linden die fragmentarische Aneignung niederländischer Geschichte in den Schriften von Marx/Engels mit der Apperzeption niederländischer Geschichte durch niederländische Historiker marxistischer Provenienz. Anschließend beschreiben Bert Altena und Homme Wedman die Bedeutung des Marxismus in der Entwicklung der späteren anarchistischen Leitfigur Ferdinand Domela Nieuwenhuis, der eine popularisierte Fassung des ,,Kapitals" erstellte, sowie des syndikalistischen Theoretikers Christiaan Cornelissen, der zum ersten Mal das ,,Kommunistische Manifest" ins Niederländische übersetzte. Während Hans Manfred Bock die Erweiterung des Marxschen Materialismus durch die Erkenntnislehre Joseph

Dietzgens als Grundzug der sogenannten ,,holländischen marxistischen Schule" um Anton Pannekoek, Henriëtte Roland Holst und Herman Gorter darstellt, weist Gottfried Mergner an Hand des dichterischen Oeuvres des letzteren dessen Marxismusverständnis als Erlösungsglauben aus. In einem sehr ausführlichen Beitrag beschreibt Henny Buiting die Diskussionen marxistischer Theoreme (Wert-, Krisen- und Verelendungstheorie, Kapitalakkumulation, Imperialismus, Staatstheorie, Zwischenschichten, die Rolle der Frau und der Familie) in der sozialdemokratischen Zeitschrift ,,De Nieuwe Tijd"; Diskussionen, die auch in einem breiteren Zusammenhang, zugespitzt auf die Werttheorie, nochmals in einem Artikel von Frank Kalshoven aufgegriffen werden. Abschließend bietet Ger Harmsen eine globale Übersicht über Grundsatzdebatten der niederländischen Sozialdemokratie seit 1918, in der ebenfalls parallele Auseinandersetzungen unter niederländischen Kommunisten sowie in der Studentenbewegung der sechziger Jahre gestreift werden. Als Anhang enthält der Band noch einen Aufsatz von Piet Lourens und Jan Lucassen zum — bereits im ersten Beitrag angesprochenen — Marxschen Bild der niederländischen Geschichte, einige Briefe niederländischer Verwandter an die Familie Marx sowie eine Bibliographie selbständiger Ausgaben von Werken von Marx/Engels in niederländischer Übersetzung, besorgt von Jan Gielkens. Darüber hinaus ist eine größere Zahl von Reproduktionen aufgenommen, u.a. von Titelseiten übersetzter Werke, Porträts und Manuskripten aus der Sammlung des IISG, die zeitgleich mit dem Kolloquium im Karl-Marx-Haus ausgestellt wurden.

Insgesamt bietet der Band einen globalen Einblick in die Ideenwelt niederländischer marxistisch orientierter Intellektueller (mit der Einschränkung, daß die Beiträge sich hauptsächlich auf die Periode bis zum Zweiten Weltkrieg beschränken, und demzufolge Entwicklungen im Zuge der Studentenbewegung außen vor bleiben). Dabei wird der im Titel formulierte Anspruch, daß die Rezeption der Marxschen Theorie in den Niederlanden nachvollzogen wird, allerdings nur begrenzt eingelöst. *In sensu stricto* ist die Ausgabe nämlich nur teilweise — eigentlich nur in den Beiträgen von Buiting und Kalshoven — eine Darstellung der niederländischen Wirkungsgeschichte von Marx' und Engels' (eigenen) Überlegungen. Es handelt sich hier allerdings keineswegs um ein Versäumnis, das als Versagen des Beitrages zu bewerten ist, sondern vielmehr um einen unglücklich gewählten Titel, der gewollt oder ungewollt (die Titelwahl wird nicht erläutert) die Eigenart des niederländischen Marxismus bloßlegt, nämlich daß eine marxistische Orientierung in den Niederlanden oft nicht mit einem (direkten) Rekurs auf Marx' und Engels' Schriften einherging, daß unter niederländischen Marxisten eine eingehende Rezeption der Marxschen Theorie eher Ausnahme als Regel war.

Zwar kann den einzelnen Referaten entnommen werden, daß der niederländische Marxismus — überspitzt formuliert — ein Marxismus ohne Marx war, daß die niederländische Linke, auch wenn sie sich als ,,marxistisch" verstand, ziemlich theoriefeindlich und (daher) der Marxschen Abstraktionsebene nur selten gewachsen, Marx meistens über Kautsky und dann noch eher oberflächlich bekannt war; ferner, daß von einem Großteil der Werke Marx' und Engels' erst in den zwanziger und dreißiger Jahren (akzeptable) niederländische Übersetzungen erschienen und diese erst dann für eine breitere niederländische Öffentlichkeit rezipierbar waren, der Marxismus also — wie Gottfried Mergner für Herman Gorter treffend formuliert — eher ein Glaubensbekenntnis, ein Erlösungsglaube war, so daß jene niederländischen Marxisten, die sich eingehender mit Marx befaßten (bei denen also von einer ,,Rezeption der Marxschen Theorie" gesprochen werden könnte), kaum Resonanz fanden, und — wenn schon — dann, wie z.B. Anton Pannekoek, eher auf internationaler Ebene. Dennoch hätten die Voraussetzungen und Rahmenbedingungen (darunter auch die Marx-Rezeption außerhalb des marxistischen Spektrums) der eher marginalen marxistischen Rezeption der Marxschen Theorie in den Niederlanden vielleicht besser in einer übergreifenden Einführung expliziert werden können, gerade angesichts des verwendeten Titels, der nur sehr bedingt den jetzigen Inhalt deckt. Trotzdem, oder besser gesagt: weil die Ausgabe sich nicht beschränkt auf die — von ihrem Umfang her — etwas dürftige Rezeption der Marxschen Theorie, bietet der Band einen interessanten Überblick über das Denken der niederländischen marxistisch orientierten Linken bis zum Zweiten Weltkrieg.

Hubert van den Berg

Kritik und Utopie im Werk von Herbert Marcuse. Hrsg. vom Institut für Sozialforschung (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1037). — Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 1992. 400 S.

„Aus Anlaß der offiziellen Eröffnung des Herbert-Marcuse-Archivs in der Frankfurter Stadt- und Universitätsbibliothek", so ist dem „Vorwort" des Sammelbandes zu entnehmen, „veranstaltete das Institut für Sozialforschung im Herbst des Jahres 1990 eine internationale Fachkonferenz zum Werk des Philosophen. Die überarbeiteten Referate der Konferenz werden in dem vorliegenden Band dokumentiert." (S.9) Neben dem Vorwort und zwei Eröffnungsvorträgen umfaßt das Buch 16 Referate zu insgesamt drei Themenschwerpunkten („I. Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie", „II. Sublimierung und Rationalität", „III. Autonome Kunst und Politische Transzendenz") und enthält im abschließenden Dokumentationsteil u.a. eine von René Görtzen erstellte „Kommentierte Bibliographie der Schriften über Herbert Marcuse".

Es handelt sich in der Hauptsache um zwei Gesichtspunkte, die für den gedanklichen Standort des Buches bestimmend sind: zum einen um die sämtlichen Teilnehmern abverlangte und tatsächlich auch konsequent befolgte *Aktualisierung* Marcusescher Positionen (vgl. den „Waschzettel"); zum anderen um ein stetes und dabei allenthalben konstruktives Problematisieren des für Marcuse in der Tat typischen Dilemmas, daß Herrschaft und Unterdrückung gleichzeitig immer auch Bedingungen der Möglichkeit der Aufhebung von Herrschaft und Unterdrückung seien (vgl. z.B. S.9, S.64 u.ö.). Diese Konstruktion kann man, wie Helmut Dubiel, mit dem Wort „Spannung" (S.9) umschreiben, man kann sie aber auch, weniger wohlwollend, als das bezeichnen, was sie in Wirklichkeit ist: als einen logischen Fehler. Denn betrachtet man eine Sache unter dem Aspekt ihrer Bedingungen, so hat man sie ausnahmslos als freilich gänzlich unbestimmte *Existenz* und nicht etwa — umgekehrt — als Nicht-Existenz gedacht. Unbestimmt aber ist sie, weil das Bedingungs-Existenz-Verhältnis zu allem Überfluß auch noch ein zirkuläres ist, insofern nämlich die Bedingungen das mit dem jeweils Bedingten — der Existenz — Identische sind: „Wenn alle Bedingungen einer Sache vorhanden sind, so tritt sie in die Existenz", denn „alle Bedingungen" gehören „zu ihrer Existenz" /F.W.F. Hdgel, Wissenschaft der Logik II, Hamburg 1975, S.99). Ohne diese Bedingungen existiert entsprechend auch der durch sie allerdings nicht im mindesten erklärte Gegenstand nicht.

Aber nicht bloß Marcuse hat einen logischen Fehler begangen, sondern auch die diversen Autoren des Buches haben erkennbar Schwierigkeiten beim Befolgen gewisser logischer Grundregeln. *Daß* es ihre Beiträge gibt — deren pures Vorhandensein —, ist ihnen Grund genug, „die ungebrochene intellektuelle Vitalität von Marcuses Denken" (S.9f.) zu behaupten; die schlichte Existenz einer Sache — hier der individuelle Entschluß, Marcuses Gedanken für nach wie vor lebenskräftig zu befinden — ist auf diese Weise zu einer höheren Notwendigkeit, d.h. Unausweichlichkeit sowohl des Originals wie seiner Nachtreter verfabelt worden.

Kann es, so läßt sich fernerhin fragen, mit rechten Dingen zugehen, wenn von einem durch und durch zeitgeist-bedingten Denken behauptet wird, es habe seine eigentliche und wahre Bemessungsgrundlage „an neueren sozialtheoretischen Ansätzen"? Wie ist dieses Unterschieben jeweils eigener Anliegen mit dem gleichzeitigen Anspruch zu vereinbaren, den entsprechend umgemodelten Gegenstand dennoch „zu begreifen" (S.11), wo doch diese „Fragestellung [nach der „Verhältnisbestimmung von Spätkapitalismus und liberaler Demokratie" etwa]" nach eigenem Bekunden „eine an das Werk von Marcuse herangetragene" (S.61) ist?

Was mit solchen und ähnlich lautenden programmatischen Erklärungen intendiert ist, ist zwar alles andere als rätselhaft: Einerseits wird so der Eindruck einer kontinuierlichen und in sich schlüssigen Entwicklung der Forschung erweckt, andererseits wird nichts geringeres behauptet, als daß der gerade zur Diskussion stehende Autor tatsächlich erst im Rezipienten zu sich selbst gebracht worden sei bzw. seine ihm selbst verborgen gebliebene wahre Identität erlangt habe. Anders gesagt: Marcuses Texte sind der bloße Anlaß für nicht enden wollende und in der Regel bekenntnishafte Selbstdarstellungen. Dabei ist Furio Cerutti z.B. (vgl. S.110ff), noch vor jedem Begreifen, zu dem es dann selbstverständlich, seiner Voreingenommenheit halber, nicht mehr kommt — weswegen Helmut Fahrenbach lieber gleich alles seinem „Erkenntnisinteresse" (S.95) subsumiert —, stets konstruktiv, d.h. durch und durch für seinen Gegenstand eingenommen, wenn er sich — verräterisch genug — dem erlesenen Problem widmet, ob die Politik sich ihre Nuklearwaffen überhaupt leisten könne, oder ob es überhaupt ihr angemessene, d.h. letztlich beherrschbare Mittel (wofür wohl?, ist man geneigt zu fragen) seien. In jederlei Hinsicht konstruktiv sind diese Fragen darin, daß sie schon rein als solche, als ernstgemeinte und um Verständnis werbende Fragen eben, ein Kompliment an die Adresse der Politik mit der Behauptung sind, sie sei — ausgerechnet — durch die Nuklearwaffe in eine (Sinn-)Krise geraten (vgl. S.118), wo diese Waffe in

Wahrheit doch das unter bestimmten Bedingungen sozusagen ideale Mittel einer möglichst eindeutigen und unangefochtenen Durchsetzung der Zwecke der Politik ist.
Sämtliche Kongreßteilnehmer, so läßt sich resümierend sagen, haben im Stile geregelter Willkür einen anerkannt Großen ihrer Zunft benutzt, um ihren diversen Vorlieben — also z.B. von Marcuse endgültig abstrahierenden postmodernen Konstruktionen (vgl. S.272ff) — Gehör zu verschaffen ,,im Sinne des humanspezifischen Vermögens, beliebige Objekte mit letztlich beliebigen Bedeutungen auszustatten" (S.207; vgl. ebenso S.212 unten). Oder, wie schon Hegel wußte, als er in weniger pompös klingenden Worten notierte: ,,Ein großer Mann verdammt die Menschen dazu, ihn zu expliciren" (aus: Karl Rosenkranz, G.W.F. Hegels Leben, Berlin 1844, Reprint: Darmstadt 1972, S.555).

Frank-Peter Hansen

WOLKOGONOW, Dimitri: **Trotzki. Das Janusgesicht der Revolution.** — Düsseldorf, Wien, New York und Moskau: ECON Verlag 1992. 490 S.

MANDEL, Ernest: **Trotzki als Alternative.** — Berlin: Dietz Verlag 1992. 252 S.

Der Zusammenbruch der stalinistischen Diktaturen hat das Interesse an Stalins klügstem und mutigstem Widersacher neu aufleben lassen. Nach der französischen Trotzki-Biographie von Pierre Broué (1988)[1] sind unlängst zwei wichtige Neuerscheinungen auf den deutschen Buchmarkt gelangt, deren prominente Verfasser einen höchst unterschiedlichen Zugang zu Leben und Werk des ,,verstoßenen Propheten" (Isaac Deutscher) haben. In seiner auch auf Deutsch vorliegenden Stalin-Biographie hat Wolkogonow, Moskauer Militärhistoriker und Vorsitzender der Parlamentskommission zur Kontrolle der früheren KGB- und KPdSU-Archive, den sowjetischen Diktator noch von der Position eines kritischen Kommunisten her porträtiert.[2] Inzwischen dem Denken von Nikolai A. Berdjajew verpflichtet, will Wolkogonow anhand eines ,,politischen Porträts" Trotzkis aufzeigen, ,,wie die Entwicklung von Freiheit zur Unfreiheit verlaufen kann" (S.20). Während die Bolschewiki ,,die Freiheit als Ziel ihrer Revolution priesen, taten [sie] alles, um sie dem Volk, den einfachen Menschen, die an sie glaubten, zu nehmen" (ebda.). Als ,,zutiefst fehlerhaften fundamentalen Gedanken", den, so beklagt Wolkogonow, Trotzki niemals in Zweifel zog, wird die ,,marxistische Theorie" mitsamt ihrer Konzeption von der Diktatur des Proletariats und dem Klassenkampf benannt (S.21). Der klassenkämpferische und der humanistisch-gesellschaftliche Aspekt menschlichen Handelns seien jedoch unvereinbar miteinander.
Dieser Prämisse folgend, schildert der Autor Trotzkis Leben auf recht anschauliche Weise, dem russischen Leser, für den das Buch in erster Linie bestimmt ist, viel Neues mitteilend.[3] Darin liegt ein Verdienst der Arbeit. Der westliche Leser, gar der Trotzki-Forscher, erfährt, entgegen dem Klappentext des Verlages, wenig, was ihn zu einer Revision seines (wie auch immer gearteten) Trotzki-Bildes veranlassen müßte. Zwar versichert Wolkogonow mehrmals, er habe Zugang sowohl zu den wichtigsten russischen wie ausländischen Archiven (Harvard und Amsterdam vor allem) gehabt, doch werden fast nur die russischen Archivalien extensiv zitiert. So erfährt der Leser Neuigkeiten, wie Trotzkis Wunsch, während der Interventionskriege Marx' ,,Bürgerkrieg in Frankreich" zu lesen (S.155) oder von seinem Befehl, ,,zügig mit der Renovierung der ehemaligen Alexandrowsker Militärschule zu beginnen und diese für das Kommissariat für Militärische Angelegenheiten herzurichten" (S.157).
Eine konsistente Übersicht von Trotzkis wichtigsten theoretischen Gedanken, wie sie sich durch seine Schriften zogen, oder auch nur eine Verbindung von Trotzkis äußeren Lebensumständen mit seinen Erkenntnisprozessen bietet der Verf. hingegen nicht. Der Schlüsselbegriff der permanenten Revolution wird immerhin erläutert, aber ohne zureichende Beziehung zu Trotzkis zweitem großem Erkenntnisstrang, der zur Formulierung des Gesetzes über die ungleichmäßige und kombinierte Entwicklung der Weltwirtschaft und -politik führte. Die ,,Illusionen der Internationale", der Dritten wie der Vierten, werden mit polemischen Tönen geschildert, doch Trotzkis Analyse des Nazismus, seine bedeutendste politische Leistung im Exil, wird nur beiläufig erwähnt (S.361). Gar nichts erfährt der Leser über Trotzkis furchtbare Prophezeiung aus dem Jahre 1938, daß mit oder ohne Krieg die völlige physische Ausrottung der Juden drohe — eine Horrorvision, die sich außer ihm so niemand vorzustellen vermochte und

1 Pierre Broué, Trotsky, Paris 1988. Dt. noch nicht erschienen.
2 Dimitri Wolkogonow, Stalin. Triumph und Tragödie, Düsseldorf 1989.
3 Die Originalausgabe: Lev Trockij, Političeskij portret, erschien 1992 bei ,,Novosti", Moskau.

die doch weitgehend zur schrecklichen Realität wurde.[4] An einer Stelle behauptet Wolkogonow, daß Trotzki an seiner jüdischen Herkunft ,,litt", ohne auf Trotzkis zahlreiche gegenteilige Stellungnahmen auch nur Bezug zu nehmen (vgl. S.55). Zeigt sich darin des Autors Unvermögen, sich jüdische Menschen anders als ,,leidend" vorstellen zu können? Die wichtigsten im Westen erschienenen Bücher über Trotzki sind in einem bibliographischen Anhang der Arbeit aufgelistet. Im Text werden sie jedoch kaum zitiert, geschweige denn analysiert.

Die Arbeit dokumentiert den relativen Fortschritt der nachsowjetischen Historiographie in Rußland, zeigt aber auch die Grenzen eines ihrer führenden Vertreter auf. Sein pausenloses Klagen über die durch die Revolution verursachten sozialen Kosten geht nicht einher mit der Frage, welche sozialen Kosten wohl eine siegreiche Konterrevolution verursacht und wer diese zu bezahlen gehabt hätte. Lenin, Trotzki und Stalin bilden für Wolkogonow nur drei, allerdings sehr unterschiedliche Köpfe der gleichen bolschewistischen Hydra. Wem drängt sich eingedenk der ansehnlichen Karriere, die Wolkogonow im kommunistischen Rußland lange vor 1989 durchlief, nicht Trotzkis bissige Bemerkung über den antirevolutionären französischen Historiker Hippolyte Taine auf? Ohne die französische Revolution, so Trotzki, wäre Taine ,,als Schreiber irgendeines Pächters im alten Regime gestorben, statt die Revolution anzuschwärzen, die ihm die neue Karriere eröffnete."[5]

Ernest Mandel hat naturgemäß eine gänzlich andere Sicht auf die Oktoberrevolution und auf Trotzki. Sein Buch, teilweise an eine frühere Arbeit anknüpfend,[6] will keine biographische Übersicht, sondern eine systematische Einführung in Denken und Wirkung Trotzkis darbieten und nach alternativen Ansätzen zur stalinistischen Degeneration des Kommunismus suchen. Mandel hat darauf verzichtet, Archivalien oder sonstige ungedruckte Quellen zu benutzen, auch schöpft er seine Kenntnisse nicht aus russischen Arbeiten. Er beabsichtigt auch nicht, dem Leser neue biographische Einzelheiten zu Trotzki mitzuteilen. Der Wert des Buches liegt in der Verbindung von systematischer Darstellung und theoretischer Analyse. Ironischerweise erschien es im Ostberliner Dietz-Verlag, der in der Vergangenheit wohl mit die meisten antitrotzkistischen Polemiken veröffentlichte, deren Verfasser nun schon dem Vergessen anheimgefallen sind.

Für Mandel ,,ist Trotzki kein neuer Götze, der in dem berüchtigten Vierergespann an Stelle Stalins eingerahmt werden sollte" (S.8). Doch stellt sein Buch, ohne hagiographische Züge allerdings, eine Würdigung des marxistischen Theoretikers und revolutionären Strategen dar. Trotzkis persönliche Fehler, die ihn nicht zu einer erfolgreichen Kooperation mit einer Reihe von anderen Revolutionären finden ließen, auch zu seinem Scheitern als Politiker mit beitrugen, treten demgegenüber zurück. Der Autor zeigt Trotzki mit seinen bleibenden Verdiensten als Schriftsteller und Publizist, als Ökonom, als Warner vor Hitler, als Heerführer und Militärwissenschaftler, als Protagonist einer marxistischen Theorie zur nationalen und zur jüdischen Frage, als Literaturkritiker und als Mensch. Einzig sein Beitrag zur Geschichtsschreibung — insbesondere durch die ,,Geschichte der russischen Revolution" — wird nicht eingehend beleuchtet. Hier bleiben die entsprechenden Passagen in Isaac Deutschers Trilogie alleiniger Maßstab.[7] Natürlich geht Mandel der Frage nach, ob und inwieweit das unrühmliche Ende der spätstalinistischen Regime bereits in ihren Anfängen angelegt war, ob — bei allen objektiven Schwierigkeiten, die in der Unterentwicklung Rußlands beschlossen lagen — die Katastrophe des Stalinismus zu vermeiden gewesen wäre. Nach anfänglichen Illusionen über den Charakter der bolschewistischen Partei, die der Verf. nicht verschweigt, wurde Trotzki zum entschiedensten Gegner Stalins und der bürokratischen Kaste, deren tendenzielle Evolution zu einer neuen herrschenden Klasse Trotzki bereits in den dreißiger Jahren richtig wahrnahm.

Mandel räumt mit dem immer noch — sogar bei antistalinistischen Marxisten — vorhandenen Mythos auf, wonach Trotzki ein ,,Einpeitscher" der ,,Weltrevolution" ohne Rücksicht auf die jeweiligen konkreten Gegebenheiten gewesen sei. Vielmehr macht er Trotzkis oftmals bestechend nüchterne Beurteilung der Weltpolitik deutlich, so auf dem 3. Komintern-Kongreß 1921, als dieser einen erneuten Konsolidierungsprozeß der kapitalistischen Welt heranreifen sah, während die übergroße Mehrheit der Kommunisten noch in Visionen eines alsbaldigen Zusammenbruchs der alten Ordnung schwelgte. Die Lektüre

4 ,,It is possible to imagine without difficulty what awaits the Jews at the mere outbreak of the future world war. But even without war the next development of world reaction signifies with certainty the *physical extermination of the Jews*." Leon Trotsky, Appeal to American Jews menaced by Fascism and Anti-Semitism (22.12.1938), in: ders., On the Jewish Question, New York 1970, S.29.

5 Leo Trotzki, Mein Leben. Versuch einer Autobiographie, (Neuausg.) Frankfurt a.M. 1981, S.501.

6 Ernest Mandel, Leon Trotsky. A Study in the Dynamic of his Thought, London 1979; dt.: Leo Trotzki. Eine Einführung in sein Denken, Berlin 1981.

7 Isaac Deutscher, Trotzki, Bd.3, Der verstoßene Prophet (1929–1940), 2. Aufl., Stuttgart 1972, Kap. 3: Der Revolutionär als Historiker (S.211–245).

macht aber auch klar, daß mit der Bürokratisierung und der Stalinisierung von Sowjetunion und Komintern sowie mit der allmählichen ,,negativen Integration" der Arbeiterbewegung des Westens in den kapitalistischen Staat Trotzkis Aussichten, im Exil eine alternative kommunistische Bewegung aufzubauen, immer schlechter wurden. Mandels Optimismus über die Perspektiven der Vierten Internationale erweist sich jedoch auch im vorliegenden Buch — nach Jahrzehnten der Niederlagen und der Marginalisierung — als ungebrochen.
Der Rezensent möchte keine Prognose wagen, ob und inwieweit Trotzkis Ideen, die das ,,kurze zwanzigste Jahrhundert" entscheidend mitprägten, in der Zukunft *so* noch unmittelbar wirksam werden können. Daß die Beschäftigung mit der Persönlichkeit und dem Gedankengut Leo Trotzkis von mehr als ausschließlich historischem Interesse ist, dürfte nach dem Lesen dieser Arbeit nicht nur Anhängern Trotzkis und Mandels bewußt sein. Doch selbst wer nur um die Historisierung des Trotzkischen Werkes bemüht ist, dürfte sich noch lange mit Mandels Analysen produktiv auseinanderzusetzen haben.

Mario Keßler

OVERESCH, Manfred: **Hermann Brill in Thüringen 1895–1946. Ein Kämpfer gegen Hitler und Ulbricht** (= Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 29). — Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. 1992. 423 S.

Hermann Brill (1895–1959) war als Mitbegründer der Widerstandsgruppe ,,Deutsche Volksfront/Zehn-Punkte-Gruppe" (1936–38), als Hauptverfasser des ,,Buchenwalder Manifests" sowie als von der amerikanischen Besatzungsmacht eingesetzter thüringischer Regierungspräsident (Ministerpräsident), den die Sowjets im Juli 1945 entlassen hatten, für Zeitgeschichtler ein Begriff. Um seinen Amtsverlust als Ministerpräsident und seine Flucht nach West-Berlin im Dezember 1945, wo er ein halbes Jahr als Berater der amerikanischen Militärregierung gewirkt hatte, spann die parteiliche SED-Geschichtsschreibung Legenden, die viele zumindest verunsichert hatten, denn Brill war ein profilierter linker Sozialdemokrat, auf den das Klischee von der ,,Vereinigung der Arbeiterparteien" nicht zu passen schien. Über Brills späteres Wirken als Staatssekretär in der hessischen Staatskanzlei und als Bundestagsabgeordneter hingegen ist kaum etwas bekannt. Der Verf. bedient diese verkürzte Sichtweise, indem er Brill als Kämpfer gegen den Nationalsozialismus und gegen den Kommunismus vorstellt: Die Biographie bricht jedoch mit der Bildung der SED in der SBZ 1946 abrupt ab.
Dabei warnt der Verf. bereits in der Einleitung, daß Brill ,,keine leicht zu verstehende Persönlichkeit" war, und komplex ist in der Tat auch die Art der Darstellung: Die thüringische Landesgeschichte wird bis in das fünfte Jahrhundert nachgezeichnet, in Hülle und Fülle werden regionale wirtschafts- und sozialgeschichtliche Daten präsentiert, bisweilen so minutiös über parteiinterne Querelen informiert, daß man meinen möchte, es seien nur Namen und Daten aus einer aktuellen Nachrichtensendung vertauscht worden. Sehr viel Raum wird der persönlichen Entwicklung, der Tätigkeit Brills gewidmet, doch traut sich der Verf. insgesamt nicht — so scheint es — seinem ,,Helden" nahezukommen, seine Worte entschiedener mit seinen Taten zu konfrontieren. Dabei fordert die Vita dazu heraus, denn das Fehlen einer Erfolgsgeschichte, wie der Autor konstatiert, macht diese Biographie so bemerkenswert, ist doch die deutsche Geschichte in diesem Jahrhundert — auf dem Seziertisch des Historikers — ebenfalls keine Erfolgsgeschichte gewesen.
Als Volksschullehrer, Jurist und Staatsbeamter (und sogar Vizefeldwebel der Reserve) könnte Hermann Brill als ein ,,sehr typischer Deutscher" seiner Zeit gelten. Bereits den Fünfjährigen nagten Zweifel, ob der Kaiser oder Bebel der größte wäre, und mit 12 Jahren hatte der Schneidermeistersohn das Bürgerliche Gesetzbuch, die Gewerbeordnung, das Handelsgesetzbuch und das Strafgesetzbuch durchgelesen. Ein intellektuell veranlagtes Kind, affektiv in einer moralisch rigiden Großfamilie verhaftet. Das Lehrerseminar erscheint folgerichtig. Genauso die Flucht in den freiwilligen Kriegsdienst am 3. August 1914, um darin nach eigenem Zeugnis ,,sozialistischer Tatmensch" zu werden. 1918 endete dieser Versuch traumatisch. 1918 USPD, ab 1919 Abgeordneter, später bis 1933 Landtagsmitglied und bis 1924 leitender Ministerialbeamter, ,,Chefideologe" der thüringischen SPD. War es ,,revolutionäre Affektspannung" eines Volkspädagogen? Der soziologische Boden für den ,,Widerständler" fehlt, eine zumindest global skizzierte regionale, ökonomische, soziale, politische Verortung des Nationalsozialismus; es überwiegt ein abstraktes politisch-pädagogisches Ideal.

1933 forderte Brill am 29. Mai die Selbstauflösung der SPD und am nächsten Tag trat er aus ihr aus. Es fällt erst später auf, daß die zwölf Jahre der NS-Diktatur auf 60 und das eine Jahr zwischen Kriegsende und SED-Gründung auf 112 Seiten dargestellt werden. In die Schilderung der Widerstandstätigkeit Brills haben sich einige Fehler eingeschlichen: Das Auslandsbüro von Neu Beginnen unter Karl Frank gründete nicht die Sopade (S.240), auch erklärte nicht die Sopade Neu Beginnen 1935 für aufgelöst (S.241). Einige Interpretationsmängel, die auf eine ungenügende Konsultation der Widerstandsliteratur zurückzuführen sind: Brill kam mit Neu Beginnen 1934 peripher und nur indirekt in Kontakt, er bewegte sich später aber in deren Kreisen, und die Tatsache, daß er Fritz Erler von der Berliner Neu-Beginnen-Leitung 1938 nicht einmal namentlich gekannt hatte, spräche vielleicht für die Konspirationstechnik von Neu Beginnen und weniger gegen Erler, der bestimmt nicht in der ,,zweiten Reihe der Widerständler" (S.277) stand. Gestapo-Quellen sind genauso wenig positivistisch auszuwerten wie Anklage- und Urteilsschriften ohne die Strafprozeßordnung. Auch bei der Schilderung der Gruppe Deutsche Volksfront bleibt der Verf. stellenweise hinter dem Bekannten zurück, ordnet neue Quellen nicht immer adäquat ein. Ein Problem wäre beispielsweise darin zu sehen, daß die Gestapo von der in Prag ,,geplanten" Gruppenbildung in Berlin wahrscheinlich schon vor Brill informiert war. Das Taktieren der Kommunisten bleibt im Dunkel: Es kann sich um schlichte ,,konspirative" Dummheit der Kommunisten gehandelt haben, aber ebenso um ein menschenverachtendes ,,Verheizen" ,,im Dienste der Sache". Dahingehende ,,bloße Ahnungen" eines moralisch und intellektuell Rigiden dürften Brills späteres politisches Verhalten nachhaltig geprägt haben, und es gibt Indizien für eine solche Hypothese. Ebenso könnten die wissenssoziologischen Überlegungen in den Fragmenten ,,Freiheit" und ,,Deutsche Ideologie 1937" wegweisende Interpretationsmuster abgeben, die überhaupt sehr seltene Selbstreflexionen des politischen Untergrundaktivismus darstellen. Freilich fördert der Verf. gleichzeitig viel Neues und Unbekanntes zu Tage, so daß die Fehldaten möglicherweise auf die besondere Technik der Darstellung zurückzuführen sind, die manchmal den Eindruck entstehen läßt, sie würde die fehlenden Memoiren des Biographenden ersetzen wollen.

Nach Kriegsende stieß Brill mit seiner Theorie der ,,permanenten Sozialrevolution" und dem von ihm geführten ,,Bund demokratischer Sozialisten" sowohl bei den Amerikanern als auch bei den Sowjets auf Widerstand. Manche Passage erscheint ideologiegeschichtlich überhöht, weil der Hintergrund der Auseinandersetzung mit der SED inzwischen fehlt, mancher Beleg fragwürdig: So stieg die Mitgliederzahl der SPD in Thüringen von 45.000 beim Weggang Brills bis zum 31. März 1946 unter seinen wenig schmeichelhaft apostrophierten Nachfolgern auf 92.000 (S.406). Und der antikommunistische Widerständler wirkt ein wenig unverständlich: Denn am 5. Dezember 1945 wird Brill von den Russen mit der Anfertigung eines sozialistischen Aktionsprogramms für die SPD beauftragt und tags darauf zum Chefberater der amerikanischen Militärregierung in Berlin ernannt. Er nahm noch an der Sechziger-Konferenz am 20./21. Dezember 1945 teil, legte am 29. Dezember 1945 den Landesvorsitz der thüringischen SPD nieder und holte dann im Sommer 1946 seine Familie aus Thüringen nach Hessen, wo er inzwischen Staatsekretär in der Staatskanzlei geworden war.

Eine Mischung aus Individual- und Kollektivbiographie ist ein Wagnis. Vielleicht ein besonderes, wenn es sich um einen ,,linken sozialdemokratischen Intellektuellen" handelt und im Zentrum eigentlich das alte Problem von Moral und Politik, von Intellektualität und Massenwirksamkeit, von individueller Freiheit und soziologisch abgeleiteter Notwendigkeit steht. Vielleicht hätte der chimärenhaft gebliebene Privatmensch Hermann Brill ein Bindeglied im Rollenfragment von Ambition, Engagement, Funktion, Position sein können.

Jan Foitzik

Streik. Realität und Mythos. Hrsg. im Auftrag des Deutschen Historischen Museums von Agnete von SPECHT. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums im Zeughaus; Berlin, Unter den Linden 2; 21. Mai–28. Juli 1992. — Berlin: Argon Verlag [1992]. 174 S.

Der vorliegende Band ist der Katalog zur Ausstellung ,,Streik. Realität und Mythos" des Deutschen Historischen Museums im Berliner Zeughaus. Eine kurze Einführung von Agnete von Specht stellt die Ausstellung vor. Sie wurde durch den Erwerb des Gemäldes *Der Streik* (1886) des deutsch-amerikanischen Malers Robert Koehler durch das Deutsche Historische Museum angeregt, was vielleicht die Tatsache erklärt, daß der Schwerpunkt der Ausstellung im späten 19. Jahrhundert liegt.

Der Hauptteil des Buches wird dem eigentlichen Ausstellungskatalog gewidmet: 106 Exponate aus ungefähr 50 deutschen und ausländischen Museen und Sammlungen werden vorgestellt und abgebildet, viele in Farbe, und die Erläuterungen zu jedem Objekt werden durch nützliche Hinweise auf weiterführende Literatur ergänzt. Chronologisch beginnt der Katalog mit dem Streik der Clausthaler Bergleute im Jahr 1738 und der Arbeitseinstellung der Schumachergesellen in Augsburg im Jahr 1726. Im folgenden werden auch Hungerunruhen, Brot- und Bierkrawalle im Vormärz und in der 1848er Revolution in die Darstellung der Geschichte der Arbeitseinstellung einbezogen. Der Eingang des englischen Wortes „Streik" *(strike)* in die deutsche Sprache in den 1860er Jahren wird durch zeitgenössische Karikaturen illustriert. Bedeutende Episoden der Streikgeschichte des Kaiserreichs werden dokumentiert: der Streik der Chemnitzer Metallarbeiter von 1871, der große Bergarbeiterstreik von 1889 und der Crimmitschauer Textilarbeiterstreik von 1903/04.
Viel Platz nehmen Ölgemälde aus dem späten 19. Jahrhundert ein: neben Robert Koehlers „Streik" dessen „Sozialist" und Werke mehrerer anderer deutscher und ausländischer Künstler. Von Specht schreibt: „Mit dem Erscheinen im Salon wird der Arbeiter erst wirklich zum Bestandteil des Weltbildes der Moderne" (S.11), wobei man freilich auch die sozialen Dramen Gerhart Hauptmanns oder Hermann Sudermanns erwähnen könnte. Diese Salonbilder waren mehr für ein bürgerliches als ein proletarisches Publikum gedacht, und es wäre interessant, mehr über die Rezeption solcher Werke zu erfahren.
Die letzten drei Katalognummern sind anscheinend als eine Art „Epilog" gedacht — eine Fotografie der von den Nationalsozialisten inszenierten Maifeier-Kundgebung 1933, eine Fotografie von Kampfgruppen bei einer Ostberliner Erste-Mai-Feier von 1959 und eine umfangreiche Zusammenstellung von Paragraphen aus dem Grundgesetz der Bundesrepublik und aus Verfassungen der Bundesländer. (Leser werden sich vielleicht fragen, welcher Museumsbesucher das Ganze lesen soll.) Ohne die Bedeutung der verfassungsrechtlichen Garantie des Streikrechts zu schmälern, hätte man sich hier auch eine Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit der Streikgeschichte der Bundesrepublik gewünscht.
Ergänzt wird der Katalog durch Aufsätze von ausgewiesenen Wissenschaftlern über verwandte Themen. Reinhold Reith schreibt über Streiks im 18. Jahrhundert, Manfred Gailus über Hungerunruhen im 19. Jahrhundert und Thomas Lindenberger über „Streikexzesse" im Kaiserreich; Agnete von Specht bespricht Robert Koehlers Streik-Gemälde. In einem reich bebilderten Beitrag vergleicht Friedhelm Boll Streikpostkarten aus Frankreich und Deutschland von 1848 bis 1914. Die vergleichende Perspektive läßt interessante Schlüsse über die Unterschiede in politischer Kultur und im Verhältnis zwischen Staat und Arbeiterbewegung zwischen Deutschland und Frankreich zu. Streikpostkarten dienten nicht nur der Selbstdarstellung der Streikenden, sondern auch der Dokumentation der Ereignisse, und diese fotografischen Aufnahmen zeigen besser als die dramatisch gestellten Ölgemälde, daß Streiks eine komplizierte Organisationsleistung, Disziplin und Durchhaltevermögen seitens der Arbeiter erforderten. Der Schlußbeitrag von Klaus-D. Pohl vergleicht die Ästhetik, Absicht und Wirkung der Salonbilder im Stil der Historienmalerei, die den Betrachter in die Rolle des neutralen Beobachters versetzen, mit Streikdarstellungen aus der Publizistik der Arbeiterbewegung, die Identifikation mit den Streikenden verlangen, wobei Pohl einräumt, daß der Begriff „Tendenzkunst" innerhalb der Sozialdemokratie ein umstrittener war.
Bei der Fülle von Bildzeugnissen und Dokumenten ist es ein Vergnügen, diesen Band, der viel Anschauungsmaterial für den Unterricht enthält, zu lesen oder durchzublättern.

Andrew G. Bonnell

ÖCHSNER, Thomas: **„Wenn gleich nicht ganz gelungen, Der Streik mit vollem Rechte . . .". Geschichte der Arbeitskämpfe in München von der Gewerbefreiheit (1868) bis zum Ende des Sozialistengesetzes (1890)** (= Schriftenreihe des Archivs der Münchner Arbeiterbewegung, Bd. 2). — Ingolstadt: Panther-Verlag Lutz Tietmann 1992. 153 S.

Thomas Öchsner wendet sich mit dem aus seiner Magisterarbeit hervorgegangenen Buch einem bisher noch kaum erforschten Teilgebiet der Geschichte der Münchner Arbeiterbewegung zu, den Arbeitskämpfen von der Einführung der Gewerbefreiheit in Bayern (1868) bis zum Auslaufen des Sozialistengesetzes (1890).
Von dieser thematischen und zeitlichen Eingrenzung ausgehend und mit der Absicht, auch „historische Laien" (S.7) anzusprechen, geht der Verf. in seiner übersichtlichen und reich illustrierten Studie konkreten Fragen nach, die u.a. die Entwicklung des Kampfbewußtseins der Arbeiter und Arbeitgeber, den

Formwandel der Arbeitskämpfe, die Organisation der Streiks und die Rolle der Gewerkschaften, die Stellung der Sozialdemokratie sowie Reaktionen von Arbeitgebern und Staat auf Streiks beinhalten.
Bei seinem Ansatz her folgt der Autor der breit anerkannten Streik-Definition, die Klaus Tenfelde und Heinrich Volkmann[1] in die historische Streikforschung eingeführt haben, und setzt sich mit der in der neueren Forschungsliteratur diskutierten Rationalisierungsthese auseinander; also die zunehmende Rationalisierung sozialer Konflikte mit Hilfe der Organisation. Öchsner bringt bereits in seiner Einleitung zum Ausdruck, daß dieses theoretische Modell mindestens einen entscheidenden Mangel aufweist, nämlich die zu Fehldeutungen verleitende Fixierung auf die Entwicklung ab 1890, ohne systematische Forschung zu den Arbeitskämpfen der 1870er und 1880er Jahre betrieben zu haben.
Aufgrund seiner Studien für München äußert Öchsner auch in seiner Schlußbemerkung Zweifel an der Rationalisierungsthese, die insbesondere zu einer Unterschätzung und Degradierung der Arbeitskampfentwicklung bis 1890 führen würde. Hier stimmt Öchsner mit den grundlegenden Forschungsergebnissen von Lothar Machtan[2] überein; auch Parallelen zu Arbeiten des DFG-Projektes ,,Arbeitskämpfe in Deutschland 1806–1889" der Universität Konstanz sind unverkennbar. — Andererseits entnahm der Verf. dem rationalisierungstheoretischen Modell methodische und heuristische Anregungen.
Seine quantitative Analyse der Streikentwicklung zeigt, daß München in den Jahren 1868–1890 nationalen Trends folgte. Die vom Autor erarbeitete Streiktabelle bietet chronologisch geordnet viele Quellenangaben, die dem Benutzer eigene Recherchen wesentlich erleichtern. Noch hilfreicher wären vielleicht kurze Skizzen über den jeweiligen Streikverlauf gewesen. Sie hätten weiter zur Verdeutlichung des konkreten historischen Ereignisses und der Handlungsabläufe beitragen können.
Mit den konkreten Fallstudien zu Schäfflern, Schneidern und Hafnern konnte Öchsner ambivalente Wirkungen zünftlerischer Traditionen analysieren und in seiner Schlußbemerkung auf Kontinuitäten der entstehenden deutschen Arbeiterbewegung zu Traditionen des Handwerks, vor allem aber auf die Abkehr von ihnen verweisen. Öchsners Münchner Forschungen zufolge konnten traditionelle, zünftlerisch orientierte Mentalitäten eine ,,Last im Emanzipationsprozeß der Arbeiter" (S.129) bilden, speziell für die gewerkschaftliche Organisation und für das Streikverhalten, weil beispielsweise der, trotz schlechter Erfolgsaussichten weiterbestehende, Wunsch vieler Gesellen nach einer selbständigen Existenz solche Aktivitäten ausschloß.
Die Frage nach der vielbeschworenen ,,Modernisierung des Arbeitskampfes" (S.41) im Behandlungszeitraum beantwortet der Verf. dahingehend, daß es eine basisdemokratische Konstante der Streikorganisation gegeben habe, d.h. Streiks stets nur aufgrund von Versammlungsbeschlüssen o.ä. in die Tat umgesetzt wurden. Darüber hinaus thematisiert der Öchsner auch andere, immer wiederkehrende Probleme, wie z.B. die Relativität von Streikerfolgen oder nicht kalkulierbare Verfahrensmodi in den zahllosen Verhandlungsversuchen mit den Arbeitgebern.
Besonders hervorhebenswert erschien dem Autor, daß bereits die Streikbewegungen seit Anfang der 1870er Jahre ,,zum Teil erstaunlich rationale Züge" aufwiesen (S.127). An erster Stelle werden hier das ,,konjunkturgerechte Timing" der Arbeitseinstellungen genannt sowie teilweise modern anmutende Öffentlichkeitsarbeit auf beiden betroffenen Seiten und dem Streik vorhergehende Verhandlungsversuche (S.127). Die Gewerkschaften seien bereits sehr früh bestrebt gewesen, Streiks ,,nur als letztes Mittel" einzusetzen (S.127).
Öchsner verweist an verschiedenen Stellen der Arbeit auf die Problematik der Beziehung Streik-Gewerkschaften sowie möglicher Lernprozesse durch Streiks. Hier konnte er zwar keinen linear aufsteigenden Lernprozeß nachzeichnen, aber eine zunehmende Organisiertheit bei der Durchführung der Streiks konnte der Verf. für die Jahre seit 1870 feststellen, denn die Arbeiter verzichteten zunehmend auf ,,Streiks ohne jegliche institutionelle Organisation" (S.128). Die These, daß Streikerfahrungen nicht notwendig Lernprozesse bei den Streikenden befördern mußten, belegt Öchsner z.B. an den Hafnerstreiks, wobei er insbesondere auch die Rolle des subjektiven Faktors in Form der Persönlichkeit von Streikführern in den Blick rückt.

1 Vgl. Klaus Tenfelde und Heinrich Volkmann, Einführung. Zur Geschichte des Streiks in Deutschland, in: Streik. Zur Geschichte des Arbeitskampfes in Deutschland während der Industrialisierung. Hrsg. von Klaus Tenfelde und Heinrich Volkmann, München 1981.
2 Gemeint ist hier insbesondere die Arbeit von Lothar Machtan, Streiks und Aussperrungen im Deutschen Kaiserreich. Eine sozialgeschichtliche Dokumentation für die Jahre 1871–1875 (= IWK-Beiheft 9), Berlin 1984.

Die Stellung der Sozialdemokraten zu den Streiks wird ebenfalls als ein ambivalentes Verhältnis verstanden: Einerseits hätten die Sozialdemokraten seit den 1870er Jahren eindringlich vor planlosen Arbeitseinstellungen gewarnt, sich aber andererseits — um Nutzen für die eigene Organisation daraus ziehen zu können — dieser Bewegung angeschlossen. Letztlich sei der Einfluß aber gering geblieben, was die z.T. aktive Rolle einzelner Parteimitglieder bei Arbeitskämpfen nicht ausschloß.
Die Forschung zur Münchner Arbeitergeschichte ist durch Öchsners Arbeit zweifellos bereichert worden, doch nicht nur das. Die Arbeit ist zugleich ein weiterer Beitrag zur wohl bald erfolgenden Verabschiedung vom modernisierungstheoretischen Paradigma in der Streikgeschichtsschreibung.

Cornelia Kometz

ZIMMERMANN, Clemens: **Von der Wohnungsfrage zur Wohnungspolitik. Die Reformbewegung in Deutschland 1845–1914.** (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 90). — Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1991. 313 S.

Nachdem sich in den 80er Jahren die Forschungen zur Geschichte des Wohnungswesens und der Wohnungspolitik in Deutschland verstärkt haben, liegt nunmehr mit der geringfügig gekürzten und überarbeiteten Habilitationsschrift von Zimmermann der erste Versuch einer *Gesamt*darstellung zur Wohnungsproblematik für die Zeit vom Beginn der Industrialisierung bis zum Ersten Weltkrieg vor. In seiner Einleitung betont der Verfasser die Tatsache, daß es bisher zwar eine Vielzahl von Studien zu lokalen bzw. regionalen Verhältnissen und einzelnen Aspekten der ,,Wohnungsfrage" vor 1914 gibt, aber nur wenige Arbeiten mit zusammenfassendem Charakter. Er selbst legt den Schwerpunkt auf die Beschreibung von Theorie und Praxis der Wohnreformbestrebungen, um auf diese Weise zu klären, ,,wie es zur Entstehung der skizzierten Wohnungspolitik kam" (S.16).
Die Darstellung gliedert sich in drei Teile. Im ersten Teil wird auf die Wohnreformdiskussion von den 1840er Jahren bis nach 1870 eingegangen. In Berlin und manchen Gewerbestädten waren in dieser Phase laut Zimmermann überfüllte und überteuerte Wohnungen für die ärmere Bevölkerung die Regel. Er sieht die unterdurchschnittliche Kapitalverwertung beim Wohnungsbau für ,,kleine Leute" ökonomisch ,,als die wichtigste Ursache für die Inadäquanz des Marktmodells" an (S.74f.). Aber auch die ,,bürgerliche Wohnreform" scheiterte. Der als selbstverschuldet angesehenen Verarmung und ,,Entsittlichung" der ,,handarbeitenden Klassen" sollte mit dem Kleinhauskonzept nach dem Vorbild der englischen ,,cottages" begegnet werden. Die in der abgeschlossenen Familienwohnung zu verwirklichende ,,Familiarität" wurde als Mittel zur ,,Versittlichung" und gesellschaftlichen Stabilisierung betrachtet. Jedoch lösten sich die ohnehin nicht sehr zahlreichen Wohnungsbaugenossenschaften und gemeinnützigen Baugesellschaften in den 1870er Jahren größtenteils wieder auf.
Der zweite Teil der Darstellung widmet sich der Rolle sozialhygienischer Ansätze nach 1870. Zwar nahm die Zahl der zeitgenössisch als ,,übervölkert" definierten städtischen Wohnungen tendenziell bereits seit den 1860er Jahren ab, aber gerade in der Zeit von etwa 1860 bis 1880 dürften die krankheitsfördernden Auswirkungen von hohen Belegungsdichten und Kellerwohnungen besonders stark gewesen sein. Als typische ,,Wohnungskrankheiten" galten Tuberkulose und hohe Säuglingssterblichkeit. Die hiergegen aktiven Vertreter der Sozialhygiene fanden im 1873 gegründeten ,,Verein für öffentliche Gesundheitspflege" ihr zentrales Diskussionsforum. Bis zum Ende der 1880er Jahre bildeten sich Baurichtlinien und Vorschriften heraus, mit deren Hilfe eine ,,minimale" gesundheitsgerechte Gestaltung der neu gebauten Arbeiterwohnungen erreicht werden konnte, und seit dem Ende der 1890er Jahre war die rasche Einrichtung von Wohnungsaufsichtsbehörden zu verzeichnen. Bis zur Jahrhundertwende spielte die auf eine Verbesserung der Volksgesundheit gerichtete Gesundheitsbewegung für die Entwicklung der wohnungspolitischen Intervention eine ,,tragende[n] Rolle". ,,Danach nahm ihr eigenständiges Wirkungspotential ab." (S.121) Insgesamt wendet sich der Verfasser gegen ein Verständnis von sozialer Hygiene als bloße Disziplinierung von Seiten des Bürgertums (S.89f.).
Im dritten Teil der Arbeit, der etwa die Hälfte der gesamten Darstellung ausmacht, werden die Probleme der Wohnreform und Wohnungspolitik von 1890 bis zum Ersten Weltkrieg behandelt. Wohnungsnot trat in besonderem Maße in den Phasen der zyklischen Unterproduktion von Wohnraum auf. Nach Auffassung des Verfassers bestand das Versagen und ,,eigentliche Strukturdefizit" des privaten Wohnungsmarktes in seiner ungenügenden Flexibilität und mangelnden Vermittlung von Wohnungsangebot und -nachfrage (S.128, S.130). Aus der Kritik an den Mietskasernen, an der Grundstücksspekulation und der

Bodenmonopolbildung durch Terraingesellschaften erwuchs nach 1890 der verstärkte Ruf nach einem umfassenden wohnungspolitischen Interventionismus, wobei das Engagement der SPD für die Wohnreform ,,als bescheiden, ihr Einsatz für eine aktive Wohnungspolitik des Staates und der Kommunen erst nach 1900 als ins Gewicht fallend eingeschätzt werden" müssen (S.155).
Der Gesamterfolg der Wohnreformbewegung war bis zum Ersten Weltkrieg relativ gering: Die von gemeinnützigen Wohnungsunternehmen und im betrieblichen Wohnungsbau errichteten Wohnungen erreichten bis 1914 nur jeweils einen Anteil von reichlich einem Prozent am Gesamtwohnungsbestand in Deutschland (S.156, S.160f.), auch wenn die Wohnungsbaugenossenschaften nach der Einführung der beschränkten Haftung (1889) einen bemerkenswerten Aufschwung nahmen. In den Kommunen standen der Verwirklichung einer umfassenden *städtischen* Wohnungspolitik die Interessen der in den Stadtverordnetenversammlungen und Magistraten weit überproportional vertretenen Hausbesitzer und mittelständischen Steuerzahler entgegen. Bei der interessanten Frage, unter welchen Bedingungen und auf welche Weise die jahrzehntelangen Bemühungen der Wohnreformer dennoch seit dem Ende des 19. Jahrhunderts mehr und mehr auch in praktische Schritte kommunaler Politik umgesetzt werden konnten (,,Von der Wohnungsfrage zur Wohnungspolitik"), beschränkt sich der Verfasser leider auf wenige, allgemein gehaltene Aussagen (S.187–190). Hier hätte man sich konkrete Untersuchungen und Ausführungen zu einzelnen Städten gewünscht, gerade wenn der Autor seine Darstellung als ,,Beitrag zur Politischen Sozialgeschichte" (S.12) verstanden wissen möchte. — Die *staatliche* Wohnungspolitik beschränkte sich bis 1914 im wesentlichen auf den Wohnungsbau für die eigenen Beschäftigten, die Förderung der Genossenschaften und die Funktionalisierung der Sozialversicherungen für die Wohnungsbaufinanzierung. In Sachsen wurde zwar im Jahr 1900 als ,,ein Interventionskonzept mittlerer Reichweite", das ,,Allgemeine Baugesetz" beschlossen (S.214–217), ein preußisches Wohnungsgesetz oder ein Reichswohnungsgesetz kamen aber bis zum Ersten Weltkrieg nicht zustande.
Zimmermann hat in seiner Arbeit alle relevanten Teilbereiche und Aspekte des Wohnungswesens behandelt oder zumindest gestreift (Bau- und Planungsrecht, Städtebau, Finanzierung, Mieten, Sozialhygiene, Architektur, Wohnungsstatistik, gemeinnütziges Wohnungwesen, Werkswohnungsbau, Sanierung, Wohnungsgesetzgebung, Parteienstandpunkte). Auch wenn dabei die Entwicklung der *tatsächlichen* Wohnverhältnisse etwas zu kurz kommt, so liegt doch in der erstmaligen Gesamtbetrachtung und -darstellung dieser enormen Problemfülle für die lange Periode von 1845 bis 1914 ein großes historiographisches Verdienst, und wer sich in Zukunft über die ,,Wohnungsfrage" vor 1914 informieren will, findet hier die grundlegende Überblicksdarstellung zum Thema.
Einige Kritikpunkte sind allerdings anzubringen. Abgesehen von nicht wenigen Druckfehlern (allein 3 Fehler auf S.109) und der leserunfreundlichen Plazierung der Anmerkungen (keine Fußnoten, sondern ein dem Text nachgestellter Anmerkungsblock), hätte der Autor eine formal und inhaltlich größere Übersichtlichkeit im Textablauf erreichen können, wenn er die oftmals zu langen und zum Teil in sich disparaten Absätze untergliedert und in die im allgemeinen recht deskriptiv gehaltene Darstellung einige stärker akzentuierte Grundthesen ,,eingezogen" hätte. Die Quellenbasis des Buches bilden ganz überwiegend zeitgenössische Veröffentlichungen, insbesondere Fachzeitschriften, und die neuere geschichtswissenschaftliche Literatur, aber nur zu einem geringen Teil Archivalien. So wie bei den archivalisch gestützten und anschaulichen Detailstudien zum staatlichen Wohnungsbau in Preußen (S.192–199) und zur verwaltungsinternen Auseinandersetzung um ein preußisches Wohnungsgesetz (S.208–214) wäre es wünschenswert gewesen, wenn der Verfasser mehr eigene Forschungsanstrengungen zur Klärung wichtiger Teilfragen unternommen hätte, z.B. zur Entwicklung der Mietbelastungsquoten, zur Zahl der Wohnungsfertigstellungen und zur These von der angeblich überdurchschnittlichen Abnutzung von Arbeiterwohnungen. Dennoch bleibt festzuhalten, daß die äußerst informationsreiche und dicht geschriebene Arbeit Zimmermanns den insgesamt durchaus gelungenen Versuch darstellt, erstmals eine geschichtswissenschaftliche Zusammenschau der vielschichtigen Wohnungsproblematik in Deutschland von der Mitte des 19. bis zum beginnenden 20. Jahrhundert darzubieten.

Dieter Hanauske

KERCHNER, Brigitte: **Beruf und Geschlecht. Frauenberufsverbände in Deutschland 1848–1908** (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 97). — Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1992. 368 S.

Berufstätigkeit galt für die deutsche Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts als wichtiges Moment der Emanzipation, weil durch sie die ökonomische Abhängigkeit vom Mann zumindest teilweise aufgehoben und für Frauen ein außerhäuslicher Bereich der Selbstverwirklichung geschaffen werden konnte. Gleichzeitig waren Frauen im Arbeitsalltag (sowohl in der Industrie als auch als Lehrerinnen oder Krankenschwestern) stark unterprivilegiert: Sie wurden nicht nur deutlich schlechter bezahlt als ihre männlichen Kollegen, sondern häufig wurde ihr Eindringen in die Arbeitswelt von Männern mit allen Mitteln zu verhindern versucht.

Um die weibliche Berufstätigkeit zu fördern und gegen die Diskriminierung anzukämpfen, formierten sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zahlreiche Frauen-Berufsorganisationen, deren Entwicklungsgeschichte Brigitte Kerchner in ihrer 1990 in Münster eingereichten Dissertation von ihren Anfängen im Rahmen der Revolution von 1848 bis ins erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts nachzeichnet.

Als ,,Beruf" definiert sie dabei ,,eine bestimmte Kombination von Fähigkeiten und Fertigkeiten, die eventuell mit bestimmten Einstellungen verknüpft" ist (S.15). Berufsorganisationen sind nach Kerchner ,,Interessenverbände, deren Ziel es ist, durch Einwirkung auf politische Instanzen und Öffentlichkeit die wirtschaftliche Lage, die Arbeitsbedingungen und das gesellschaftliche Ansehen der von ihnen vertretenen sozialen Gruppe zu sichern und zu verbessern" (S.16).

Bei der historischen Untersuchung der Frauen-Berufsverbände stehen als erkenntnisleitende Fragen vor allem im Vordergrund, wie Frauen auf die Herausbildung eines geschlechtsspezifischen Arbeitsmarktes reagierten, ob sie sich gegen die o.g. Diskriminerung und die Alleinzuständigkeit für Haushalt und Familie wehrten und, wenn ja, welche Widerstandsformen sie entwickelten. Darüber hinaus wird gefragt, ob spezifisch weibliche Formen der Interessenvertretung festzustellen waren und welche Erfahrungen die Frauen mit männlich dominierten Berufsverbänden machten. Insbesondere der Abwehrkampf männlicher Berufsorganisationen gegen das Eindringen von Frauen in die Berufsarbeit überhaupt und speziell bei den Lehrerinnen wird im ersten Teil anschaulich dargestellt.

Sehr beachtlich ist dabei das umfangreiche Quellenmaterial, das von der Autorin ausgewertet wurde. Dabei handelt es sich um zahlreiche Nachlässe exponierter Frauen, Statuten, Satzungen, Programme, Protokolle von Mitgliederversammlungen und Broschüren einzelner Berufsorganisationen sowie Tagebücher, Briefe, Reiseberichte und Vortragsmanuskripte, die sie in verschiedenen Privat- und staatlichen Archiven einsehen konnte.

Leider etwas knapp gehalten ist der Abschnitt über die Frühformen beruflichen Engagements von Frauen im Rahmen der 1848er Revolution. Umso ausführlicher werden das Aufblühen der weiblichen Berufsvereine nach der Liberalisierung des in der Nachrevolutionszeit restriktiv gehandhabten Vereinsrechts in den Jahren 1865 bis 1890 und die Differenzierung, Zentralisierung und Politisierung der Frauen-Berufsorganisationen in den Jahren 1890 bis 1908 dargestellt. Besonders spannend ist dabei die Diskussion über das Zölibat zu lesen, das zuerst 1867 in Bayern, kurz darauf auch in anderen Ländern für Lehrerinnen eingeführt wurde, um das Arbeitskräftepotential zu steuern. Ergiebig ist außerdem das Kapitel über die Hausfrauenbewegung und die Diskussion um ,,Hausarbeit als Beruf" mit entsprechender fester Entlohnung.

Auch wenn für die meisten organisierten berufstätigen Frauen die Forderung nach wirklich konsequenter Aufhebung geschlechtsspezifischer Aktionsräume nicht in Frage kam, fällt die Erfolgsbilanz der Frauenberufsverbände bis zum Jahre 1908 positiv aus: ,,Gemessen an ihren eigenen Ansprüchen und Zielvorstellungen sowie an den schwierigen Ausgangsbedingungen haben die Frauen mit ihren Interessenverbänden [. . .] zweifellos viel erreicht" (S.279).

Mit ihrer schichtenübergreifenden Untersuchung der realen Lebenswelt von Frauen, ihrer Abhängigkeit von männlichen Wert- und Ordnungsvorstellungen und des Versuchs ihrer organisierten Überwindung liefert Brigitte Kerchner sicherlich einen wichtigen Beitrag zur Sozial- und Geschlechtergeschichte des 19. Jahrhunderts.

Anna Köbberling

„Nichts ist so schön wie . . .". Geschichte und Geschichten aus Herne und Wanne-Eickel. Hrsg. von Frank BRAßEL, Michael CLARK und Cornelia OBJARTEL-BALLIET. — Essen: Klartext-Verlag 1991. 359 S.

Als Außenstehender ein lokalgeschichtliches, von der Stadt, den Stadtwerken und der örtlichen Sparkasse mitfinanziertes und fast ausschließlich von Ortsansässigen geschriebenes Geschichtslesebuch sinnvoll zu kommentieren, fällt schwer. Allein das als Titel figurierende Zitat aus einem Ruhrgebiets-Schlager älteren Datums — „Nichts ist so schön wie der Mond von Wanne-Eickel" — appelliert in erster Linie an den Insider. Ob das Buch den Einwohnern von Herne und Wanne-Eickel dabei helfen wird, „vor dem derzeit [sich] vollziehenden Strukturwandel" der Ruhrgebietsregion „einmal zurückzublicken und sich der historischen Wurzeln zu vergewissern" — so im Vorwort des Oberbürgermeisters —, ist daher an dieser Stelle nicht zu ermessen.
Der Band enthält 58 Beiträge — darunter 42 Originalbeiträge — von 39 Autoren und Autorinnen, die zu sieben Kapiteln zusammengestellt sind: Industrialisierung, Kaiserreich, Zwanziger Jahre, Nationalsozialismus, Wiederaufbau, Wirtschaftswunder und Wirtschaftskrise und schließlich „Herne und Wanne-Eickel zwischen Vergangenheit und Zukunft". Die meisten bestätigen die mehr oder weniger geläufigen Vorkenntnisse und Vor-Urteile über die Sozialgeschichte des Ruhrgebiets: Eine Bergarbeiterstadt war eine Bergarbeiterstadt, ist eine Bergarbeiterstadt. Am interessantesten sind kurze Beiträge über soziale Gruppen, die man nicht auf Anhieb mit Kohle, Zechensiedlung und KPD-Vergangenheit assoziiert: so zum Beispiel Erinnerungen an die „jüdische Jugend in Wanne" von Kurt Meyerowitz, ein leider zu kurzer Beitrag über „jüdisches Industrieproletariat" von Kurt Tohermes, die Erinnerungen des während des Faschismus emigrierten Ehepaars Günzburger. Auch Cornelia Objartel-Balliets Beitrag über die Entstehung der ersten konfessionslosen Grundschule zu Beginn der zwanziger Jahre und insbesondere Michael Zimmermanns biographische Skizze über Hermann Meyerhoff, der es schaffte, von 1927 bis 1953 als Bürgermeister bzw. Oberstadtdirektor ohne Unterbrechung im Amt zu bleiben, verdienen, hervorgehoben zu werden. Ob es sich bei diesen Beispielen um etwas für diese beiden Städte „Typisches" oder eher um originelle Randerscheinungen handelte — mit dieser Frage wird der Leser alleingelassen. Nirgendwo wird versucht, einen Zusammenhang der vielen Mosaiksteinchen herzustellen; lediglich Detlef Vondes Einordnung der Stadtentwicklung von Wanne-Eickel in die Urbanisierungsgeschichte des Ruhrgebiets bietet einige, über die enge Lokalgeschichte hinausgehende, systematische Orientierungspunkte. Ansonsten geht die Einbettung in die allgemeine Sozial- und Politikgeschichte nicht über konventionelle Floskeln hinaus. Und möglicherweise ist mehr und Differenziertes dazu auch nicht nötig, denn das Zielpublikum vor Ort kennt den lokalspezifischen Zusammenhang ja zur Genüge (vielleicht haben die Herausgeber deshalb auch auf die Abbildung einer Karte verzichtet). Dadurch bekommt das Ganze den Beigeschmack affirmativer Auftrags-Geschichtsschreibung: Nichts von dem, was in dem Band steht, scheint dazu angetan, nostalgische und lokalpatriotische Einstellungen in einer nach wie vor von der Sozialdemokratie (letzte Kommunalwahlen: 56%) dominierten ehemaligen Bergarbeiterstadt herauszufordern.
Eine thematische Lücke fällt ins Auge: Die jüngste politisch-kulturelle Entwicklung der Doppelstadt Herne-Wanne-Eickel wird ausschließlich unter den Schlagworten „Zechenschließung", „ökologische Altlasten" und „Industrieansiedlungspolitik" diskutiert. Seit den achtziger Jahren haben jedoch auch die Grünen ihren festen Platz im lokalen Parteienspektrum (9%). Viele der Autoren stammen aus den Geburtsjahrgängen der fünfziger Jahre, leben in Herne und haben als Studierte in den achtziger Jahren Forschungsergebnisse über Herne veröffentlicht — dieses in anderen Ruhrgebietstädten auch anzutreffende Phänomen ist ebenfalls eine Begleiterscheinung der sozialen und politischen Veränderungsprozesse der Bundesrepublik in den Jahrzehnten nach '68. Ob und wie „Geschichte und Geschichte aus Herne und Wanne-Eickel" damit etwas zu tun haben, läßt sich anhand dieses ansonsten sorgfältig edierten und solide ausgestatteten Lesebuches nur ahnen.

Thomas Lindenberger

LÖSCHE, Peter und Franz WALTER: **Die SPD. Klassenpartei — Volkspartei — Quotenpartei. Zur Entwicklung der Sozialdemokratie von Weimar bis zur deutschen Vereinigung.** — Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1992. X,434 S.

Das hier zustellende Buch ist die kritische Darstellung und Analyse der Entwicklungsgeschichte der Sozialdemokratie von der Weimarer Republik bis heute. Es thematisiert den umfassenden Wandel der

Mitglied- und Wählerschaft sowie der programmatischen Aussagen, die Veränderungen in der gesamten Parteikultur und -struktur. Gerade die Strukturveränderungen, bedingt durch einen rasanten Generationswechsel in den sechziger Jahren, bewirkten nicht nur die Öffnung der SPD von der Klassenpartei zur Volkspartei, sondern die Aufnahme gesellschaftlicher Konstellationen durch die Partei. War die Weimarer Gesellschaft, wie beide Autoren in zahlreichen Arbeiten herausgearbeitet haben, geprägt durch eine extreme Fragmentierung, die sich in der Unfähigkeit zur Überschreitung von Klassenschranken manifestierte, so ist in der Bundesrepublik nicht mehr die Gesellschaft fragmentiert, sondern die Sozialdemokratische Partei. Die sozialdemokratische Realität ist nach Meinung der Autoren durch Buntheit, Widersprüchlichkeit, Pluralismus und Unübersichtlichkeit gekennzeichnet. Diese organisatorische Fragmentierung belegen sie mit der treffenden Bezeichnung ,,lose verkoppelte Anarchie". Die Offenlegung der Wurzeln dieser Anarchie und die Erklärung ihrer Funktionsweisen machen dieses Buch zu einer überzeugenden Untersuchung. In einer analytisch klaren, teilweise überspitzt pointierten Sprache, die sich kritische Seitenhiebe auf so ziemlich alle politischen Strömungen nicht verkneift, wird die Partei- und Organisationsgeschichte dargestellt. Daß sich die SPD dem Betrachter heute als ,,lose verkoppelte Anarchie" präsentiert, führen die Autoren auf die Tatsache zurück, daß erst die Entmachtung der historischen Parteihierarchie die inhaltliche Modernisierung der Partei (Godesberger Programm, Wehner-Rede 1960, Große Koalition) ermöglichte. Damit war gleichzeitig eine schwerwiegende Machtübertragung vom Parteiapparat auf die Fraktions- und Regierungsspitzen (bis 1982) verbunden. Diese Tatsache war lange durch die Verkoppelung von Parteiämtern und Legislativ- bzw. Exekutivposten verdeckt und wurde durch den Machtverlust von 1982 exemplarisch deutlich. Seit diesem Zeitpunkt sucht die SPD nach einem neuen, dem richtigen Schwerpunkt und hinkt dem Zeitgeist hinterher, da sich die gesellschaftlichen Transformationsprozesse in einer Art und Weise beschleunigt haben, daß es den Parteien insgesamt immer schwerer fällt, die Entwicklung zu prognostizieren und mit den eigenen politischen Inhalten auf der Höhe der Zeit zu sein.

Gegliedert ist die Arbeit in zwei Abschnitte: die Entwicklung der SPD in der Weimarer Republik und, nicht nur im Umfang gewichtiger, die bundesrepublikanische. Beide Abschnitte sind durch den Aspekt der fortschreitenden Modernisierung miteinander verklammert, können aber auch als Einzeldarstellung der entsprechenden Periode benutzt werden, zumal der zweite Teil mit zahlreichen historischen Rückgriffen auf die Weimarer Epoche und den Nationalsozialismus beginnt. Lösche und Walter geben zu Beginn jeweils eine exakte Darstellung der historischen Situation, wodurch die zu betrachtende Parteientwicklung deutlich wird. Jeder Teil wird zudem durch eine gründliche Zusammenfassung abgeschlossen.

Ausgangsbasis für die zu untersuchenden Transformationsprozesse der SPD hin zur Volkspartei ist die Klassenpartei Weimarer Prägung. Offensichtlich wurden die Wandlungs- und Öffnungstendenzen in der Weimarer SPD im ‚Görlitzer Programm' von 1921, das die Autoren zutreffend als ,,Versuch, die SPD von einer proletarischen Klassenpartei zu einer linken Volkspartei zu wandeln" (S.1) bezehchnen. Im ‚Görlitzer Programm' wurde der Wille und die notwendige Einsicht nach Veränderung erstmals programmatisch manifest. Im Zusammenhang mit der Forderung nach der Parteiöffnung hin zur Volkspartei steht konsequenterweise die Frage nach der Funktion der gesellschaftlichen (Selbst-)Ausgrenzung und dem Wesen einer Volkspartei. Deshalb wird im weiteren Fortgang der Arbeit der Begriff der ‚Volkspartei' als analytische Kategorie in seiner generellen Beziehung zum Parlamentarismus und im Zusammenhang mit dem speziellen sozialdemokratischen Verständnis von Parlamentarismus dargestellt. Dieses spezielle Verständnis wurde durch die Prognosen des ‚Erfurter Programms' bestimmt, denn aus ihm erwuchs das besondere Spannungsverhältnis zwischen revolutionärem Habitus und pragmatischer, parlamentarischer Reformarbeit. Dieses Spannungsverhältnis und die Tatsache, daß sich die soziale Realität bis zur Volks-, Betriebs- und Berufszählung 1925 anders entwickelte als vorhergesagt, ließen Überlegungen nach Öffnungsmöglichkeiten reifen. Die offensichtlich gewordenen Grenzen der marxistischen Prognosefähigkeit werden dabei anhand der soziologischen Entwicklung der Gesamtgesellschaft, der SPD und ihrer Wähler abgebildet. Aus all dem resultierte die Notwendigkeit zur Öffnung der Partei als oberste Priorität. Lösche und Walter beschreiben detailliert die umworbenen Gruppen (Angestellte, Beamte, Akademiker, Intellektuelle, selbständiger Mittelstand, Katholiken), die unterbreiteten Angebote und die Reaktionen aus diesen Gruppen. Dabei wird deutlich, daß sich nicht nur die SPD bei ihren Öffnungsversuchen selbst im Weg stand, sondern daß die Reaktionen auf die gegebenen Signale sehr zurückhaltend und überwiegend negativ ausfielen. Diese Tatsache erklären die Autoren mit der bereits angesprochenen tiefgreifenden Fragmentierung der Weimarer Gesellschaft. Die fragmentierte politische Kultur mit der ihr eigenen, jeweils auf sich bezogenen Funktionalität von Aus- und Abgrenzung verdeutlicht dabei, auf welch dünnem Eis die Öffnungsversuche stattfanden und welche integrative Kraft nach wie vor von der proletarisch-sozialistischen Gegenkirche ausging.

Der bundesrepublikanische Abschnitt beginnt mit der Beschreibung der sozialstrukturellen Veränderungen seit der Weimarer Republik, unter Einbeziehung des Nationalsozialismus. Für die Zeit des Nationalsozialismus stellen die Autoren nicht nur eine anhaltende soziostrukturelle Veränderung, sondern zusätzlich noch die Veränderungen in mentaler Hinsicht fest. Die im Kaiserreich und in der Weimarer Republik angelegten Prozesse wurden demnach durch die Weltwirtschaftskrise gehemmt bzw. verlangsamt, erlangten aber im ‚Dritten Reich' neue Schub- und Durchsetzungskraft. Der Nationalsozialismus unterstützte die Tertiärisierung der Gesellschaft nachdrücklich und forcierte den Trend zu einer modernen, offenen Arbeitnehmergesellsbhaft, zu der sich die Bundesrepublik dann schließlich entwickelte. Der Nationalsozialismus hat deshalb zwei gravierende Auswirkungen auf die Startvoraussetzungen der SPD im Nachkriegsdeutschland: Er untergrub die Substanz der traditionellen sozialdemokratischen Arbeitermilieus, und er öffnete der SPD neue soziale Räume, indem er die Erosion der traditionellen Mittelschichten beförderte. Daß die Weimarer SPD trotzdem das Hauptdilemma ihres politischen Wirkens mit in die bundesrepublikanische SPD ,,überführen" konnte, hat nach Meinung der Autoren seine Ursache auch im Nationalsozialismus. Die nationalsozialistische Gesellschaft und die ihr eigene Überlagerung der Klassengegensätze, verbunden mit dem effektiven Repressionsapparat, führten ihrerseits zur Festigung und Stabilisierung der solidargemeinschaftlichen Strukturen. Diese wirkten stark retardierend auf den Parteiapparat und die Wahlchancen im Nachkriegsdeutschland. Erst die herben Niederlagen von 1953 und 1957 wurden zu Katalysatoren der grundlegenden Parteireform, die im ‚Godesberger Programm' ihren vorläufigen Abschluß fand.
In einem langen und schmerzlichen Prozeß rückte die SPD von ihren formulierten Endzielen ab und band ihr politisches Handeln an ethische Grundwerte und handlungsorientierte Konzepte. Allerdings konnte sie damit ihrem allgegenwärtigen Dilemma auch nicht entgehen. Zwar bestehen zwischen der SPD der neunziger Jahre und der der Weimarer Republik und der frühen fünfziger Jahre keine organisatorischen und programmatischen Verbindungen mehr, aber gleichzeitig wurde damit auch das Erscheinungsbild der Partei zusehens unschärfer. Mögen auch Begriffe wie Solidargemeinschaft, Traditionskompanie, sozialdemokratischer Charakter oder auch Stallgeruch längst keine Bedeutung mehr haben, so steht die SPD doch in deren Überlieferung. ,,Sie ist heute in ihren Erscheinungsformen und Strukturen, in dem, was man früher umstandslos ‚ihr Wesen' nannte, nicht zuletzt historisch geprägt" (S.379). Vor diesem Hintergrund und der Tatsache der gegenwärtigen ,,lose verkoppelten Anarchie", was nichts als eine verharmlosende Umschreibung der zersplitterten innerparteilichen Willensbildungsprozesse ist und sich in einem mangelndem Machtbewußtsein niederschlägt, ist die SPD sicherlich eher zum Spiegelbild der gesellschaftlichen Verhältnisse und damit im wahrsten Sinne des Wortes zur Volkspartei geworden als die CDU. Mehrheitsfähig kann sie allerdings nur werden, und dies stellen die Autoren richtig fest, wenn sie ,,wenigstens teilweise ihre organisatorische Zerrissenheit, die lose verkoppelte Anarchie, überwindet" (S.386).

Andreas Wolf

HUBER-KOLLER, Rose-Marie: **Gewerkschaften und Arbeitslose. Erfahrungen der Massenarbeitslosigkeit und Aspekte freigewerkschaftlicher Arbeitslosenpolitik in der Endphase der Weimarer Republik.** 2 Bde (= Politische Studien, Bd. 1). — Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft 1992. XIX, 889, CLV S. (Fortl. Pag.)

Rose-Marie Huber-Koller untersucht in ihrer Dissertation die politischen Reaktionen der freien Gewerkschaften auf das Anwachsen der Erwerbslosigkeit in den Jahren 1930 bis 1933. Dabei geht es nicht um allgemeine Anti-Krisenstrategien, sondern um die ,,Formen konkreter Tagespolitik", mit denen die sozialdemokratischen Arbeiterverbände ,,auf Lage und Gegenstrategien der betroffenen Individuen und Gruppen geantwortet haben" (S.3). Die Untersuchung gliedert sich in zwei Teile. Im ersten Abschnitt stellt die Autorin die Folgen der Erwerbslosigkeit für die Betroffenen dar und fragt nach deren Reaktionen. Sie stützt sich dabei — wie andere Autoren und Autorinnen zu diesem Thema vor ihr — weitgehend auf zeitgenössisches publiziertes Material. Allerdings setzt Huber-Koller die Akzente anders. Sie zeigt, daß die Deflationspolitik die im sozialen Unterstützungssystem angelegte Fraktionierung der Arbeitslosen in materiell unterschiedlich gestellte Gruppen zunehmend unterlief, da die Lage der Unterstützungsempfänger immer weniger voneinander abwich. Zudem widerspricht sie der These von einer vorherrschenden Apathisierung der Erwerbslosen. Das Spektrum der Reaktionen reichte vielmehr

„von vielfältigen Varianten passiv individueller Kompensationen bis hin zu aktiver, teils kollektiver Ressourcenerweiterung" (S.290). Der Arbeitsplatzverlust sei ebensowenig wie „Ausbeutung an sich", Lohneinbußen oder Arbeitsintensivierung ein unabhängiger, bewußtseinsbestimmender Faktor. Die Einstellungen der Arbeitslosen variierten daher ebenso stark wid dhe der hm Arbeitsprozeß stehenden Personen (S.375).

Dieser erste Abschnitt der Untersuchung erinnert verdienstvollerweise daran, wie pauschal unser Wissensstand über die Massenarbeitslosigkeit der Krisenjahre immer noch ist. Bezeichnend genug, daß der unter sehr speziellen Bedingungen entstandenen Marienthal-Studie aus Österreich in Ausführungen zur Situation der deutschen Erwerbslosen nach 1929 auch heute noch Kronzeugen-Status zukommt. Ein Versuch, die vorhandenen Quellen umfassend auszuwerten, ist bislang nicht erfolgt. Auch Ergebnisse der Oral-History — wie sie für Wien vorliegen — fehlen. Da auch Huber-Koller keinen nennenswerten Fortschritt bei der Quellenerschließung bringt, bleiben ihre um Kritik und Differenzierung der zeitgenössischen Publizistik bemühten Ausführungen thesenhaft. Wegen der schmalen Quellenbasis wirkt die Darstellung oft blaß; aus dem gleichen Grund erscheinen die teilweise weitreichenden Schlußfolgerungen als anfechtbar. Freilich räumt die Autorin selbst wiederholt ein, daß hier vieles der sozialhistorischen Konkretion bedarf.

Im zweiten Teil, der die freigewerkschaftliche Arbeitslosenpolitik untersucht, beschreibt Huber-Koller einleitend die Sicht der ADGB-Führungsschicht auf „die" Arbeitslosen. Dem „bürgerlichen Arbeitsethos" verpflichtet, sei deren Sicht von „unterschwelliger Stigmatisierung, Marginalisierung und Ausgrenzung der Arbeitslosen" geprägt gewesen (S.490). Es folgen Ausführungen u.a. über die materielle Funktion der gewerkschaftlichen Unterstützungsleistungen, über die Behandlung des Arbeitslosen-Problems in der Gewerkschaftspresse sowie über Bildungsveranstaltungen für Erwerbslose. Des weiteren werden die freigewerkschaftlichen Diskussionen über den Freiwilligen Arbeitsdienst (FAD) und die halbherzigen Bemühungen um Organisierung von arbeitslosen Nichtmitgliedern dargestellt. Das Fazit ist dabei stets das gleiche: Die Erwerbslosenpolitik der freien Gewerkschaften war durchgängig von der Furcht vor der eigenständigen Aktivierung und Organisierung der Betroffenen geprägt. Eine „interessenbezogene Politisierung der Erwerbslosenproblematik" sei deshalb nicht erfolgt, ja nicht einmal versucht worden (S.629). Zumal in der Beteiligung der Verbände am FAD sieht die Autorin eine Kapitulation vor nationalkonservativen Ideologemen. Die ADGB-Führung sei „weniger an demokratisch-emanzipatorischen Zielen, denn am Bewahren von Ruhe und Ordnung auch unter autoritären Vorzeichen" ausgerichtet gewesen (S.858).

Insgesamt erscheint die Untersuchung Huber-Kollers als ein spätes Kind der 70er Jahre. Der gewählte rein politikgeschichtliche Ansatz, der Debatten in den Gewerkschaftsblättern und Entscheidungsprozesse in Verbandsgremien nachzeichnet, ist dafür ebenso verantwortlich wie die selbstgefällige Breite, mit der die Autorin ihre politische Kritik an der Gewerkschaftsführung stets aufs Neue vorträgt. Die „einfachen Mitglieder" werden dabei als Zeugen für das Fehlverhalten der Funktionäre zwar vielfach beschworen. Alle Aussagen über die Stimmung der Basis bleiben jedoch spekulativ, da dieser Bereich außerhalb des Radius der in den Vorstandsetagen angesiedelten Untersuchung liegt. Die Gedankenspiele der Autorin über Auswirkungen der ADGB-Politik auf das Bewußtsein der Arbeiter oder über mögliche Wirkungen einer alternativen Gewerkschaftspolitik, die bis zur Prognose einer „Ausdünnung" der NSDAP-Basis reichen, hängen damit in der Luft. So beleuchtet Huber-Koller nur das ohnehin kaum zu bestreitende Versagen der freien Gewerkschaftsführungen in den Krisenjahren. Dazu hätte es keiner Untersuchung von 890 Seiten bedurft. Der stark kürzungsbedürftige Text ist teilweise in sprachlich unerfreulicher Form gestaltet: In allen resümierenden Abschnitten verfällt die generell nicht gerade flüssig formulierende Autorin in eine vollends verquollene Diktion, die mit fast jedem Satz die Syntax der deutschen Sprache — und die Geduld des Lesers — aufs äußerste strapaziert. Zudem hätte die offensichtlich unterlassene Überarbeitung des originalen Dissertationstextes auch die Chance geboten, nicht berücksichtigte neuere Forschungsergebnisse einzubeziehen. Zu nennen wären hier etwa die vom Rezensenten 1990 vorgelegte Darstellung der Entstehungsgeschichte der Arbeitslosenversicherung und die Untersuchungen von Karen Hagemann über die Struktur der proletarischen Familie, mit deren Hilfe die Autorin ihre Arbeit in breitere Zusammenhänge hätte stellen können.

Karl Christian Führer

„Deutsche Wirtschaft". Zwangsarbeit von KZ-Häftlingen für Industrie und Behörden. Symposion „Wirtschaft und Konzentrationslager". Hrsg. von der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur. — Hamburg: VSA-Verlag 1991. 227 S.

„Wer sich dem in das Konzentrationslager Auschwitz integrierten I.G.-Werk ‚Buna IV' über die Akten und die Zeugnisse der Überlebenden nähert, wird verändert. Er wird seine eigenen Lebensverhältnisse danach mit anderen Augen ansehen als vorher [. . .]. Wir sollten den Yuppie-Publizisten und den Wirtschaftshistorikern ihre Schutzmechanismen nicht übelnehmen und selber rekonstruieren, was sich vielleicht vor dem Vergessen retten läßt." (S.79f.) Dieser Satz von Karl Heinz Roth könnte gut als Motto oder Programm über dieser Sammlung sehr unterschiedlicher Referate stehen. Wie auch in anderen Veröffentlichungen der Hamburger Stiftung, werden hier Ergebnisse einer anerkennenswert gründlichen Quellenforschung zu bisher vernachlässigten oder verdrängten Aspekten des Nazi-Terrorregimes und seiner Nutznießer offengelegt. Daneben erscheinen, oft dogmatisch anmutende, grundsätzliche Betrachtungen über das Verhältnis von Kapitalismus, Arbeitsverfassung und den Nah- und Fernzielen der faschistischen Herrschaft, im vorliegenden Band besonders der SS.

Unter den Beiträgen der ersten Kategorie sind die von Rainer Fröbe (Untertageverlagerung der Luftfahrtindustrie 1943/45), Karl Heinz Roth (I.G. Auschwitz), und Miroslav Kárný (SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt) besonders hervorzuheben. Frantiszek Piper (Industrieunternehmen als Initiatoren des Einsatzes von KZ-Häftlingen) belegt überzeugend, daß — entgegen dem bei den Nürnberger Nachfolgeprozessen und bis zur Gegenwart oft wiederholten „Zwangslage"-argument — KZ-Häftlinge keinem Unternehmen jeh aufgezwungen wurden. Eindeutig wird, wie Hermann Kaienberg am Beispiel des KZ Neuengamme aufzeigen kann, „[. . .] ein allgemeines Grundkonzept [. . .], den KZ-Gefangenen Leistungen bis zur physischen Erschöpfung abzupressen, zugleich aber möglichst wenig für ihre materielle Versorgung aufzuwenden — auch wenn sie dabei in großer Zahl zugrunde gingen." (S.199) Die ideologisch fixierte Vernichtung durch Arbeit hatte gegenüber rein wirtschaftlichem Interesse den Vorrang.

Aufschlußreich sind auch die Fallstudien von Gerd Wisocky (KZ-Häftlinge bei den Reichswerken „Hermann Göring") und von Stefan Romey (KZ-Außenlager Drägerwerk). Im ganzen wird durch sie, wie auch durch die anderen, in diesem Band gesammelten Einzelrecherchen, wieder einmal erwiesen, wieviel, nach einem halben Jahrhundert intensiver Erforschung des nationalsozialistischen Herrschaftssystems, noch verdeckt geblieben ist. Aber daneben tritt auch hervor, daß selbst „im Hinblick auf die Situation der Häftlinge und die Produktionsbedingungen [. . .] unter dem Aspekt Privatwirtschaft — SS, umfänglich differenziert werden muß und eine Verallgemeinerung zum Teil nur unter Berücksichtigung sich widersprechender Teilbereiche möglich ist". (Stefan Romey, S.218)

Avraham Barkai

Arbeitertöchter und ihr sozialer Aufstieg. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und sozialer Mobilität. Hrsg. von Anne SCHLÜTER. — Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1992. 210 S.

Die acht in dem vorliegenden Band zusammengefaßten Beiträge sind Ergebnisse eines Workshops zum Thema „Arbeitertöchter und ihr sozialer Aufstieg", der im Oktober 1991 vom hochschuldidaktischen Zentrum der Universität Dortmund in Zusammenarbeit mit dem Rhein-Ruhr-Frauenforschungsinstitut in Dortmund veranstaltet wurde. Die Autorinnen, die aus verschiedenen Fachbereichen kommen und sich alle schon längere Zeit mit Frauenforschung beschäftigen, gehen in ihren Beiträgen u.a. auf folgende Aspekte ein: Arbeiterfrauen und -töchter im intergenerativen Vergleich, soziale Mobilität und Individualisierung von Frauen aus bildungsfernen Schichten, der Prozeß der Studienfachwahl von Medizinerinnen aus Arbeiterfamilien, Hochschulstudium und -beruf in der DDR. Es finden sich aber auch regionale Analysen wie z.B. über Arbeitertöchter an der Technischen Universität München oder Arbeitertöchter des Ruhrgebiets im Studium sowie eine Untersuchung über die soziale Herkunft von Fernstudentinnen und -studenten.

Nur in zwei Aufsätzen (Hannelore Bublitz, „Überlebensarbeit und Geschlechterverhältnisse — Arbeiterfrauen und -töchter im intergenerativen Vergleich" und Karin Hildebrandt und Ruth Heidi Stein, „‚Töchter der Arbeiterklasse' — Hochschulstudium und -beruf von Frauen in der DDR") wurde ein historischer Ansatz gewählt — darüber hinaus liegt der Schwerpunkt des Buches eindeutig auf soziologischen Fragestellungen.

Der Begriff der „Arbeiterfrau" oder „Arbeitertochter" beinhaltet eine Verknüpfung der beiden gesellschaftlichen Kategorien *Klasse* und *Geschlecht* und damit eine doppelte Diskriminierung. Für den Ausbildungsbereich bedeutet dies einerseits eine schichtspezifische Erschwerung der Aufstiegschancen und zusätzlich eine geschlechtsspezifische Verengung der Ausbildungspalette — dies gilt auch noch für Frauen der jüngeren Generation. — Die historisch-biographische Verschränkung der beiden Kategorien *Klasse* und *Geschlecht* einerseits und die Verknüpfung objektiver Arbeits-Erfordernisse mit subjektiven Weiblichkeits-Vorbildern andererseits anhand von Interviews mit Frauen verschiedener Generationen zu untersuchen, ist das Anliegen von Hannelore Bublitz in dem o.g. Aufsatz.
Christiane Rohleder zeigt in ihrem Beitrag „Aus den Sperrsitzen in die höheren Ränge der Gesellschaft? — Zum Prozeß der Studienfachwahl von Medizinerinnen aus Arbeiterfamilien . . ." außerdem, wie unzulänglich die soziale Definition über den Beruf des Vaters ist und welche Chancen und Schwierigkeiten bei der individuellen Grenzüberschreitung zwischen unterschiedlichen sozialen Schichten auftreten.
Besondere Aufmerksamkeit verdient u.a. auch der Aufsatz von Sigrid Metz-Göckel, „Bildung, Lebensverlauf und Selbstkonzepte von ‚Arbeitertöchtern'", in dem der Mythos zerstört wird, Bildung führe automatisch zu „Selbstbewußtsein" und angesehenen beruflichen Positionen.
Interessante Einblicke in den Umgang des DDR-Staates mit den „Töchtern der Arbeiterklasse" eröffnet der gleichlautende Aufsatz von Karin Hildebrandt und Heidi Stein: Nach einer abgewogenen Darstellung der Ziele, Maßnahmen und Erfolge des Hochschulsystems der DDR bei der Herausbildung einer neuen Intelligenz aus den Reihen der Arbeiterklasse kommen die Autorinnen zu dem Schluß, daß zwar der Anteil von Arbeiterkindern unter den Studierenden erheblich erhöht werden konnte, Gleichberechtigung der Geschlechter aber mit dem vorhandenen Ansatz, die Frauenfrage als Teil der sozialen Frage zu betrachten, die sich mit der Einrichtung der sozialistischen Gesellschaft quasi von selbst löse, nicht zu realisieren war. Doch auch der Gedanke, eine neue Arbeiter-Intelligenz zu schaffen, wurde dadurch pervertiert, daß Staatsfunktionäre, Angehörige der bewaffneten Organe u.a. unabhängig von ihrem Bildungsabschluß der Arbeiterklasse zugezählt wurden, wodurch eine *„Tendenz der Intelligenz zur Selbstreproduktion"* entstand. Der Aufsatz schließt mit einer recht düsteren Einschätzung der Chancen weiblicher Wissenschaftlerinnen aus der DDR in der wiedervereinigten Hochschullandschaft: „Hier zeigt sich das Bild: 1. Westmann, 2. Ostmann, 3. Westfrau, 4. Ostfrau, wobei 3. und 4. ohnehin fast zu vernachlässigende Größen darstellen" (S.168).
Abschließend läßt sich sagen, daß das Buch auch einen Beitrag dazu leistet, die Wichtigkeit interdisziplinärer Workshops an Universitäten für die Förderung der Kreativität und der Beschäftigung mit Themen, für die sonst in der Forschungslandschaft wenig Platz ist, erneut ins Bewußtsein zu rufen. Für eine anschließende Publikation der Arbeitsergebnisse wäre es jedoch wünschenswert, die Erkenntnisziele des Workshops etwas genauer zu definieren. So fehlen sowohl in der Einleitung eine klare Zielbestimmung als auch am Schluß des Buches eine Zusammenfassung der Ergebnisse und eine Abwägung von Anspruch und Ertrag für die Forschung. Auch die Formulierung von offengebliebenen Fragen und möglichen Formen der Weiterarbeit für die Zukunft wäre in etwas ausführlicherer Form, als dies im Schlußkapitel von Brigitte Borkowski geleistet wird, für Außenstehende wertvoll gewesen.

Anna Köbberling

FÜLBERTH, Georg: **KPD und DKP 1945–1990. Zwei kommunistische Parteien in der vierten Periode kapitalistischer Entwicklung** (= Distel-Hefte; Beiträge zur politischen Bildung, Bd. 20). — Heilbronn: Distel-Verlag 1990. 215 S.

Die Geschichte des in Parteiform organisierten und politisch relevanten Kommunismus in Deutschland endet im Jahre 1989 mit der Implosion der SED. Die in den neuen Bundesländern immer noch relativ starke SED-Nachfolgeorganisation PDS hat sich vom Modell einer klassischen kommunistischen Partei programmatisch und strukturell bereits erheblich entfernt.
Eine umfassende wissenschaftliche Gesamtdarstellung der Geschichte der KPD und der DKP liegt bislang nicht vor. Georg Fülberths Studie kann diesen Mangel nicht beheben, bietet jedoch Anregungen für weitere Arbeiten. Fülberth, Professor für Politikwissenschaft an der Universität Marburg, ist nicht nur zeitgeschichtlicher Betrachter, sondern auch intimer Kenner der Materie. Er gehörte selbst der DKP bis zu ihrem faktischen Zusammenbruch Ende 1989 an. Seine auch öffentlich geäußerte Sicht auf die

Geschichte der Partei und ihre Politik wich jedoch bereits seit einigen Jahren erheblich von den Positionen der DKP-Führung ab. Fülberths Arbeit über die KPD und DKP stützt sich vorwiegend auf veröffentlichtes Material sowie auf einige örtliche Privatarchive und auf mündliche Berichte von Kommunisten. Für diese Elemente von oral history in seiner Arbeit nennt der Autor verschiedentlich leider keine Quellen, vermutlich wegen des anhaltenden übersteigerten Sicherheitsbedürfnisses einiger Zeitzeugen.
Fülberth kommt zu dem Ergebnis, daß die gesamte politische Tätigkeit der KPD wesentlich vom ,,außenpolitischen Interesse der Sowjetunion" geprägt wurde, wobei die ideologische Abhängigkeit schon früh durch eine materielle verstärkt wurde.
Die KPD, deren Massenbasis des Jahres 1932 von 300.000 Mitgliedern und sechs Millionen Wählern nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten bald zerbrochen war, entstand 1945 nach der militärischen Zerschlagung des NS-Regimes in allen vier Besatzungszonen neu. Nach der Unterwerfung der SPD durch Fusion zur SED in der sowjetischen Besatzungszone existierte die KPD ab 1946 nur in den Westzonen, der späteren Bundesrepublik. Zwar erreichte sie dort 1948 für kurze Zeit die Mitgliederzahl von 300.000, sie blieb jedoch letzlich eine isolierte Kleinpartei und erhielt bei den ersten Bundestagswahlen 1949 nur 5,7 Prozent der Stimmen. Mit ihrer engen Bindung an die KPdSU und die SED agierten die KPD-Mitglieder bald ,,wie Don Quijotes in einer Welt von Sancho Pansas", wie Fülberth treffend schreibt. Er zeigt, daß der direkte Einfluß der SED auf die KPD durch in der Bundesrepublik herumreisende ,,Instrukteure" noch größer war als bislang angenommen. Dem Ruf, die ,,Partei des Ostens" zu sein, versuchte die KPD unter dem Einfluß des Stalinschen Nationalkommunismus erfolglos mit nationalen Parolen gegen die amerikanische Besatzungsmacht zu begegnen. Doch in patriotischer Rhetorik und politischer Glaubwürdigkeit war der SPD-Vorsitzende Kurt Schumacher der kommunistischen Konkurrenz weit überlegen.
In der Arbeiterbewegung isolierte sich die KPD ab 1951 durch einen Parteitagsbeschluß, der die Mitglieder verpflichtete, ,,Kampfhandlungen auszulösen auch gegen den Willen rechter Gewerkschaftsführer". Dieser abenteuerliche Kurs provozierte sowohl Gewerkschaftsausschlüsse von Kommunisten als auch Austritte von Gewerkschaftern aus der KPD, etwa des Stuttgarter IG-Metall-Bezirksleiters Willi Bleicher. Da die KPD gesellschaftlich derart an den Rand gedrängt war, gab es gegen ihr Verbot durch das Bundesverfassungsgericht im August 1956 kaum noch Protest. Fülberth beschreibt, daß die KPD in der Illegalität auf etwa 6000 bis 7000 Mitglieder zusammenschrumpfte, die in ,,Fünfergruppen" konspirativ organisiert waren.
Mehrere tausend Gerichtsurteile ergingen Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre gegen illegal tätige Kommunisten. Selbst unter Beteiligung von KPD-Mitgliedern gegründete örtliche ,,Unabhängige Wählergemeinschaften" wurden verboten. Als die Repressalien zunehmend auch in der liberalen Öffentlichkeit auf Kritik stießen, und es den Kommunisten gelang, in der Ostermarschbewegung gegen Atombewaffnung ihre Isolierung ein Stück weit zu überwinden, eröffnete sich bald die Möglichkeit einer erneuten Legalisierung.
Nachdem ein Versuch der illegalen KPD, mit einem neuen Programmentwurf das Verbot zu durchbrechen, im Februar 1968 mit einer Festnahme der Akteure endete, erfolgte im September 1968 die ,,Neukonstituierung der Deutschen Kommunistischen Partei". Die Neugründung erfolgte, wie Fülberth recherchierte, ,,für fast alle Mitglieder der verbotenen KPD völlig überraschend". Die DKP erlebte zunächst, bedingt durch die Studenten- und Protestbewegung, einen beachtlichen Aufschwung und erreichte innerhalb von fünf Jahren, bis 1973, eine Mitgliederzahl von rund 40.000. Die soziale Zusammensetzung der DKP allerdings unterschied sich erheblich von der KPD. Ein großer Teil der Neumitglieder waren Intellektuelle, nicht selten aus bürgerlichen Familien. Während der DKP-gelenkte ,,Marxistische Studentenbund ‚Spartakus'" 1973 rund 19 Prozent der Sitze in den Allgemeinen Studentenausschüssen stellte, waren zur gleichen Zeit nur etwa 0,3 Prozent der bundesdeutschen Betriebsräte Kommunisten, obwohl die ,,Arbeiterklasse" eine wesentliche Zielgruppe der mit mehr als 50 Millionen D-Mark aus der DDR unterstützen DKP-Propaganda war. Nach überwiegend kurzfristigen und bescheidenen örtlichen Wahlerfolgen, meist bewirkt durch studentische Jungwähler (z.B. 2,2 Prozent der Stimmen bei der Bürgerschaftswahl 1974 in Hamburg) führte der Widerspruch zwischen proletarischem Anspruch und mittelständisch-intellektueller Basis in den siebziger Jahren zu einem Schwinden der DKP-Anhängerschaft: Die neue Bewegung der Grün-Alternativen machte der DKP das Spektrum links von der SPD abspenstig und formulierte Positionen, etwa gegen die Atomenergie, denen die DKP nichts Plausibles entgegensetzen konnte. Die dadurch ausgelöste Krise der DKP verschärfte sich noch, als die Partei nach der Amtsübernahme Gorbatschows ab 1985 ,,in einen Zwiespalt zwischen ihre beiden bisherigen Bruderparteien" (Fülberth) geriet. 1987 legte das Bezirkssekretariat der DKP Hamburg erstmals ein internes Papier zum ,,krisenhaften Zustand der Partei" vor. Die Auseinandersetzung zwischen

einem reformkommunistischen Flügel und der SED-geprägten zentralen DKP-Führung verschärfte sich und gipfelte im Sommer 1989 in Abberufungen und Austritten aus dem DKP-Parteivorstand, wenige Wochen, bevor auch in der SED die aufgestauten Konflikte offen ausbrachen.
Beim Zusammenbruch der SED gestand DKP-Chef Herbert Mies die jahrelang geleugnete ,,materielle Solidarität" der östlichen Bruderparteien ein, die DKP mußte mehrere hundert ihrer hauptamtlichen Mitarbeiter entlassen und schrumpfte auf eine kleine orthodox-kommunistische Sekte zusammen.
Interessant wäre eine künftige Untersuchung der konkreten Formen der SED-Einflußnahme auf die DKP und der nichtöffentlich ausgetragenen Konflikte zwischen beiden Parteien in den letzten Jahren der DDR. Dafür bietet die Studie Fülberths einen Anstoß durch Beschreibung der Rahmenbedingungen.

Uwe Klußmann

SCHULTE BEERBÜHL, Margit: **Vom Gesellenverein zur Gewerkschaft. Entwicklung, Struktur und Politik der Londoner Gesellenorganisationen 1550–1825** (= Göttinger Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 16). — Göttingen: Otto Schwartz & Co 1991. II, 529 S.

Im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit war das Zunftwesen in London beträchtlich weiter ausgebaut als in den Provinzstädten, und gleichzeitig war die Hauptstadt das wichtigste Wirtschaftszentrum des Landes. Diese zentrale Rolle ging zwar teilweise in der industriellen Revolution verloren, aber die Londoner Gewerkschaften nahmen auch im 19. Jahrhundert eine führende Stellung ein. Läßt sich der Übergang von der Zunft über den Gesellenverein zur Gewerkschaft in London nachweisen? Wie gestaltete er sich, und welche Einflüsse wirkten auf ihn ein?
Diese Frage ist schon öfter in der Geschichtsschreibung über die britischen Gewerkschaften gestellt worden, aber es geht nicht zu weit, festzustellen, daß die Verfasserin ihr hier systematisch zum ersten Mal in einer soliden, gut belegten Arbeit nachgeht. Was an Quellenmaterial für die ersten anderthalb Jahrhunderte der vorgelegten Geschichte vorhanden ist, wird hier ausgewertet: Jedoch ist es klar, daß es nicht reicht, um eine plausible Abfolge der Geschehnisse festzulegen. Wurden Gesellenvereine innerhalb oder außerhalb der Zünfte gegründet? Waren sie als Bestandteile oder als Gegenorganisationen gedacht? Wann wurde es zumindest einem Teil der Gesellenschaft klar, daß sie nie zu Meistern aufsteigen und ewig Lohnempfänger bleiben würden? Antworten zu diesen und ähnlichen Fragen lassen sich zwar anhand der Archive für einzelne Berufe erarbeiten, aber sie geben kein zeitlich definiertes Gesamtbild für London ab. Dies liegt nicht zuletzt daran, daß die verschiedenen in Londoner Zünften organisierten Berufe zu ganz unterschiedlichen Zeiten ihre Struktur änderten oder zum Verlag oder zur unbegrenzten Annahme von Lehrlingen übergingen, und daß ihre Erfahrungen auch ganz unterschiedlich von den Zünften mit ihren individuellen Strukturen und Traditionen mediatisiert wurden.
Vom Anfang des 18. Jahrhunderts an verbessert sich die Quellenlage. In den letzten Jahren ist es der britischen Geschichtsschreibung gelungen, die Ansätze einer Gewerkschaftsstruktur mit zumindest einigen modernen Zügen auf das späte 17. und frühe 18. Jahrhundert zurückzuverlegen. Ab ca. 1750 ist die Palette der Quellen, einschließlich der Zeitungsberichte und offiziellen Erhebungen, die hier mit Geschick ausgewertet werden, genügend breit gestaltet, um die Entwicklung der Londoner Vereine mit einiger Sicherheit verfolgen zu können.
Von diesem Punkt an ist die Studie nach Themen strukturiert: Die Kapitel und ihre Unterteilungen behandeln die lokale Gewerkschaft, das Komitee, Mitgliedszahlen, Formen der Konflikte, Aufnahmebedingungen usw. Dies hat seine Vorteile, und der Leser wird wohl nirgendwo sonst diese Themen so klar und überschaubar nach dem jetzigen Stand unseres Wissens dargestellt vorfinden. Aber es bringt den Nachteil, daß die zeitlichen Entwicklungen und der Gesamteffekt der grundlegenden wirtschaftlichen Veränderungen in der Zerstückelung verlorengehen. Die Zusammenhänge zwischen dem Einsatz von Maschinen, der Ausbreitung des Verlagssystems, der Durchsetzung des Laissez-faire-Prinzips mittels richterlicher Entscheidungen, welche die zünftigen Privilegien in Frage stellten u.a.m., sind schwer zu verfolgen. Nur für die letzten Jahre, ab Ende der Franzosenkriege, wird die übergreifende gesellschaftliche Entwicklung, und insbesondere werden die neuen Zielsetzungen der Gewerkschaften, die nun die Gesellenvereine abgelöst haben, wieder als Ganzes betrachtet. Der komplizierte Übergang von der traditionsgebundenen Vorstellung des ,,fair wage" zu einem modernen ,,fairen" Lohnbegriff, der von einem Anteil an den Ergebnissen der wachsenden Produktivität ausgeht, ist hier besonders gut gelungen.

Erfaßt wird grundsätzlich nur die Arbeiteraristokratie der gelernten Berufe mit formeller Lehrlingszeit, die einerseits bestrebt sind, ihren hohen Status gegenüber den Tagelöhnern zu festigen, andererseits aber von Zeit zu Zeit versuchen, gemeinsame Sache mit ihren Meistern gegen die politische Korruption des alten Adels zu machen, aber dennoch in immer schärfere Konflikte mit ihnen geraten. Die Proteste sind verfassungspolitischer Natur; mit einigen Ausnahmen, die hier nur ganz kurz erwähnt werden, haben die Gewerkschafter vor 1825 noch keine Vorstellung einer alternativen Gesellschaftsform.
Insgesamt stellt die Arbeit einen wertvollen Beitrag zur Frühgeschichte der englischen Gewerkschaftsbewegung dar. Eine kritische Bemerkung soll jedoch nicht unausgesprochen bleiben, und zwar gilt sie dem miserablen, teilweise fast unlesbaren Druck. Es leuchtet durchaus ein, daß angesichts einer so umfangreichen Arbeit irgendwo gespart werden muß, aber es ist keineswegs klar, daß diese Studie an Wert verloren hätte, wäre sie, sagen wir, auf die Hälfte gekürzt worden: ganz im Gegenteil.

Sidney Pollard

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE

NÁJERA, Aurelio Martín: Fuentes para la historia del PSOE y de las Juventudes Socialistas de España 1879–1990. 2 Bde. — Madrid: Iglesias 1991. XXIX, 1548 S. (fortl. Pag.)

Das zweibändige Werk enthält eine Bibliographie und eine Archivübersicht, die einen umfassenden Überblick über die Quellen zur Geschichte des PSOE (Partido Socialista Obrero de España — Sozialistische Arbeiterpartei Spaniens) und der JSE (Juventudes Socialistas de España — Sozialistische Jugend Spaniens) bieten. Wie das 1988 erschienene, ähnlich aufgebaute Werk „Fuentes para la historia de la Unión General de Trabajadores" stellt es ein wertvolles Hilfsmittel zur Aufarbeitung der Geschichte des spanischen Sozialismus und seiner Organisationen dar.
Die wichtigste Basis des Werkes bilden die Bestände der Fundación Pablo Iglesias in Madrid und des Archivo Histórico Nacional/Sección Guerra Civil in Salamanca. Aufgenommen wurden daneben Materialien aus zahlreichen weiteren spanischen und ausländischen Archiven und Bibliotheken.
Das Werk ist in drei Teile gegliedert: Archive, Literatur und Periodika. Der erste Teil liefert umfangreiche Informationen zu den sozialistischen Organisationen in der Zeit der II. Republik, des Bürgerkrieges, des Exils und des Untergrunds. Er bietet eine umfassende, detaillierte Übersicht (mit Archivangaben) über Akten und andere Materialien von PSOE und JSE. Der zweite Teil enthält über 9000 Literaturangaben: offizielle Publikationen von PSOE und JSE, Schriften spanischer Sozialisten, Studien über den Sozialismus in Spanien, seine Führer und Organisationen (Monographien und Aufsätze), Übersetzungen sozialistischer Theoretiker ins Spanische etc., jeweils mit Fundort. Im dritten Teil sind ca. 1000 Periodika der sozialistischen Presse einschließlich der Exilpresse aufgeführt.
An diesen Hauptteil schließen sich Indizes — alphabetische, geographische, systematische — und mehrere Anhänge an, die ein wichtiges Hilfsmittel zur Benutzung des Werkes bilden. — Für jeden, der sich näher mit der Geschichte des Sozialismus in Spanien befaßt, dürften diese Bände mit ihren über 1500 Seiten eine unentbehrliche Hilfe sein.

Sabine Behn

HOLLENBACH, Thomas: **Lob und Kritik der industriellen Revolution in England und Deutschland 1800–1848.** — Frankfurt a.M.: Haag und Herchen 1990. 69, VII S.

Die Broschüre, deren Entstehungszusammenhang — Examensarbeit? Vorlesungsreader? . . . — ungenannt bleibt, behandelt in acht Kapiteln zeitgenössische Reaktionen auf die mit der Industrialisierung verbundenen gesellschaftlichen Wandlungsprozesse in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in England und Deutschland. Nach Themen wie ,,Die Maschine als Signum des Neuen" oder ,,Kapital und Unternehmer als umstrittene Elemente" geordnet, werden die Arbeiten von gut zwei Dutzend Autoren paraphrasiert und zusammengefaßt.
Eine systematische, methodologisch ausgewiesene Inhaltsanalyse wird nicht geleistet. Der Ertrag ist gering für jeden, der sich schon einmal ausführlicher mit dieser Problematik — und sei es nur durch Lektüre der einschlägigen Standardwerke — befaßt hat.

Thomas Lindenberger

PETER, Marianne: **Nicht mit dem Rüstzeug der Barbaren . . . Lebenserinnerungen ehemaliger SAJ'ler aus dem Raum Gießen-Wetzlar von den zwanziger Jahren bis nach dem Zweiten Weltkrieg.** Hrsg. von der Geschichtswerkstatt Gießen-Wetzlar e.V. und dem Freundeskreis der ehemaligen SAJ Gießen-Wetzlar. — Gießen-Wetzlar: Selbstverlag 1992. 368 S.

Ohne den Anspruch einer wissenschaftlichen Bearbeitung stellt die Verf. mehr als zwanzig ehemalige SAJ-Mitglieder vor. Sie möchte deren jugendbewegte Erinnerungen, die sie mit dem Ziel einer Magisterarbeit an der Universität Gießen um 1990 zusammengetragen hat, bewahren, ihren ‚mündlichen Quellen' ein Andenken setzen. Der Band enthält zahlreiche Dokumente, z.B. Veranstaltungsankündigungen aus den 20er und 30er Jahren und Fotos aus privaten Alben; diese machen den Habitus und die Praxis der verschiedenen SAJ-Generationen — unabhängig von ihrer regionalen Herkunft — eindrucksvoll sichtbar.
In seiner Einführung blickt der SAJler Otto Bepler (geb. 1912) unter anderem auf die Notsituationen seiner Kindheit und Jugendzeit zurück, auf die Chancenungleichheit nicht nur im Bildungsbereich, sondern auch bei der Berufswahl.
Die meisten Interviewpassagen haben ihren Schwerpunkt in der Zeit unmittelbar vor und nach 1933, und sie thematisieren die Bereiche Arbeit bzw. Arbeitslosigkeit, Repressionen während der NS-Diktatur, häufig die Kriegsjahre.
Der Band scheint sich hauptsächlich an LeserInnen aus dem Kreis der SAJ-Veteranen zu wenden. Interessierte außerhalb des Milieus werden vermutlich den weitgehend politik- und organisationsgeschichtlichen Fragehorizont bedauern. Die Neugier der Verf. bezog sich kaum auf häusliche Verhältnisse oder familiale Erziehungsmuster. Und was vor allem auffällt: Ganz überwiegend sind männliche SAJler befragt worden (bei Paar-Gesprächen dominiert der Mann, hauptsächlich an ihn werden Fragen gerichtet). Die Verf. enthält sich jeglicher Interpretation, damit mag sie dem Bedürfnis der Befragten nach Unmittelbarkeit gerecht werden, läßt aber die Möglichkeit interessanter Enttypisierungen ungenutzt, beispielsweise bezogen auf das Verhältnis der Jugendlichen zur Gewalt, auf Loyalitäten gegenüber der SPD und — nicht zu vergessen — die Interaktion zwischen Jungen und Mädchen.

Heidi Behrens-Cobet

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Historische Kommission zu Berlin, IWK Redaktion, Kirchweg 33, D-14129 Berlin; Telefon (030) 81 60 01 41, Telefax (030) 81 60 01 34

MITTEILUNG ÜBER EIN PROJEKT | **ÜBER DEN STAND EINES BEREITS ANGEZEIGTEN PROJEKTS** Titelverzeichnis Nr. ....

1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z.B. Institut, Referat, Fachbereich Lehrstuhl)*

__ Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des durchführenden Forschers. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des Betreuers.

2.1 **Bearbeiter.** Vor- und Zuname, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des Betreuers (Doktorvater o.ä.):

4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen .....
☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges.....

5 **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6 **Art** (Mehrfachankreuzen möglich)

Auftragsforschung ..... ☐	Gutachten ..... ☐	Edition ..... ☐
geförderte Forschung .... ☐	Habilitationsschrift .. ☐	Monographie ..... ☐
Eigenprojekt von **1.** ..... ☐	Dissertation ..... ☐	Aufsatz ..... ☐
Eigenprojekt von **2.1** ..... ☐	Diplomarbeit ..... ☐	sonstiges .....
Staatsexamensarbeit ..... ☐	Magisterarbeit ..... ☐	.....

7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber ?** ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift angeben:

8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit ? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage **1** genannte Institution ..... ☐	andere Geldgeber ... ☐	..... Bitte Bezeichnung und Anschrift
Bearbeiter ..... ☐		
Auftraggeber ..... ☐	.....	.....
Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐	Stipendium ..... ☐	..... Bezeichnung und ggf. Anschrift
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG .... ☐		
Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐		

9 (Arbeits-) **Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-) Titel:

10.1 ggf. **Zeitraum** (z.B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

10.2 ggf. **Geographischer Raum** (z.B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

11 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

12 Liegen aktuelle (Teil-) **Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z.B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

13 Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-) **Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

14 **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16 **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angaben für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

....
(Ort, Datum) (Unterschrift)

Zeitgeschichte / Politik

Dietrich Beyrau · Intelligenz und Dissens
Die russischen Bildungsschichten in der Sowjetunion 1917-1985. 1993. 344 Seiten mit 10 Tabellen, kartoniert DM 48,– / öS 375,– / SFr 49,30. ISBN 3-525-36231-5

Helmut Zwahr · Ende einer Selbstzerstörung
Leipzig und die Revolution in der DDR. 1993. 208 Seiten, Paperback DM 29,– / öS 226,– / SFr 30,30. Sammlung Vandenhoeck. ISBN 3-525-01344-2

Günther Heydemann / Lothar Kettenacker (Hg.)
Kirchen in der Diktatur
Drittes Reich und SED-Staat. Fünfzehn Beiträge. 1993. Ca. 350 Seiten, Paperback ca. DM 39,– / öS 304,– / SFr 40,30. Eine Publikation des Deutschen Historischen Instituts London. ISBN 3-525-01351-5

Josef Foschepoth · Im Schatten der Vergangenheit
Die Anfänge der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Mit einem Vorwort von Werner Jochmann. 1993. 250 Seiten mit 25 Abbildungen, Paperback DM 28,– / öS 219,– / SFr 29,30. Sammlung Vandenhoeck
ISBN 3-525-01349-3

Jürgen Heideking / Christof Mauch (Hg.)
Geheimdienstkrieg gegen Deutschland
Subversion, Propaganda und politische Planungen des amerikanischen Geheimdienstes im Zweiten Weltkrieg. Sechs Beiträge. 1993. 198 Seiten, Paperback DM 39,– / öS 304,– / sfr 40,30. Sammlung Vandenhoeck. ISBN 3-525-01350-7

Dieter Riesenberger · Für Humanität in Krieg und Frieden
Das Internationale Rote Kreuz 1863-1977. 1992. 304 Seiten, Paperback DM 38,– / öS 297,– / SFr 39,30. Sammlung Vandenhoeck. ISBN 3-525-01348-5

Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen und Zürich

Postvertriebsstück
Zeitungsdrucksache
Imprimé à taxe réduite
Entgelt bezahlt

Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D-14129 Berlin